

DAVID AMBROSE

MYSTERIUM

THRILLER



Über den Autor:

David Ambrose begann seine Karriere als Drehbuchautor für Orson Welles, lehrte Recht an der University of Oxford und hat auf internationaler Ebene für Film, Fernsehen und Theater gearbeitet.

DAVID AMBROSE
MYSTERIUM
THRILLER

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON DR. ROLF TATJE

Erste Auflage: August 2005

Bastei Lübbe Taschenbuch in der Verlagsgruppe Lübbe

Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der englischen Originalausgabe: A Memory of Demons

© 2003 by David Ambrose

© für die deutschsprachige Ausgabe 2005 by

Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Umschlaggestaltung: Bianca Sebastian

Titelbild: Photonica/Hiroshi Hara

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Verarbeitung: Nørhavnen Paperback A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 3-404-15365-0

ERSTER TEIL
Der Verdacht

1

Tom Freeman betrachtete den Mann im weißen Kittel, der sich auf das Fußende seines Bettes stützte und dessen Worte ihm noch in den Ohren klangen: »Ich fürchte, es ist ein Todesurteil«, hatte der Arzt gesagt, »es sei denn, Sie ändern Ihr Leben von Grund auf«

Es sei denn ...

Also gab es eine Chance. Aber wollte er sie überhaupt? Wollte er nicht lieber einfach sterben, so schnell wie möglich? Er versuchte es dem Arzt zu sagen, brachte aber nur ein raspelndes Geräusch in der Kehle zustande. Ihm fiel wieder ein, dass sein Hals in einem steifen Kragen steckte und seine Kiefer mit Draht fixiert waren. Zusätzlich war er wegen dreier gebrochener Rippen, einer gebrochenen Schulter, einer angebrochenen Hüfte und einem Beinbruch eingegipst. Es war ein Wunder, dass er noch lebte.

Der Arzt – Mitte dreißig, nur ein, zwei Jahre älter als Tom – fuhr fort: »Irgendwann versagt Ihre Leber, oder Ihre Bauchspeicheldrüse ist hinüber, oder Ihre Nieren spielen nicht mehr mit – vielleicht auch alles zusammen. Ganz zu schweigen von den Hirnschäden, die sich bei solch hohem und dauerhaftem Alkoholkonsum unweigerlich einstellen. Und dabei haben wir nicht einmal Ihre Kokainsucht berücksichtigt.«

Der Arzt hielt inne. Sein ernster Blick ruhte auf Tom, in der Hoffnung, dass seine Botschaft ankam und wenigstens ein bisschen Wirkung zeigte. Tom erwiderte den Blick und schwieg beharrlich. Er war fest davon überzeugt, dass jeder das Recht hatte, nach seiner Fasson zur Hölle zu fahren. Tatsächlich war es so ziemlich das Einzige, woran er glaubte. Er wünschte nur, er könnte seinen Mund dazu bringen, diese Worte zu formulieren, um

sich nicht noch mehr von dem frommen Monolog anhören zu müssen, der ihm allmählich auf die Nerven ging.

»Die gute Nachricht ist«, sagte der Arzt, »dass Sie wahrscheinlich nicht an den Folgen von Drogen- oder Alkoholkonsum, sondern wohl eher bei einem Unfall sterben, wie es gestern Nacht um ein Haar der Fall gewesen wäre. Sie müssen von einem vorbeifahrenden Fahrzeug gestreift worden sein, wahrscheinlich von einem Laster, Ihren Verletzungen nach zu urteilen. Können Sie sich an irgendwas erinnern?«

Tom versuchte den Kopf zu schütteln, doch der Arzt hob rasch die Hand.

»Nicht den Kopf bewegen. Man hat Sie an der Ecke River und Pike aus einem Graben gezogen. Jemand hat hier angerufen und den Fund einer Leiche gemeldet. Die Rettungssanitäter hielten Sie anfangs tatsächlich für tot, weil Sie keine Lebenszeichen mehr zeigten, aber dann wurden Sie im Rettungswagen reanimiert, obwohl niemand daran geglaubt hat, dass Sie überleben.«

Tom wollte fragen, wo sich die Ecke River und Pike befand, musste seinen Versuch aber erneut abbrechen. Außerdem – war das überhaupt wichtig? Es hatte keine Bedeutung für ihn. Er würde sich ohnehin nicht daran erinnern können, wie er dort hingekommen war.

Er wusste, dass er sich in Albany befand, aber der letzte Aufenthaltsort, an den er sich erinnern konnte, war Manhattan – irgendein Club in Tribeca, wo er einen der Musiker kannte. Jemand hatte dann vorgeschlagen, das Hudson Valley hinaufzufahren. Angeblich fand dort, in der Nähe von Albany, ein Rockfestival statt. Das Nächste, woran Tom sich erinnerte, war die Limousine. Irgendein Trottel hatte eine Limousine gemietet.

Wessen Idee war das gewesen?

Plötzlich hatte er das unangenehme Gefühl, dass es seine Idee

gewesen war. Er erinnerte sich, dass sich eine Menge Leute in den Wagen gezwängt hatte und dass sie auf der Fahrt ein paar Mal an Bars oder Kneipen Pausen eingelegt hatten, um nachzutanken. Und natürlich hatten alle die üblichen Drogen intus.

Aber weiter reichte seine Erinnerung auch schon nicht mehr. Sie mussten ihr Fahrtziel jedenfalls erreicht haben, obwohl er keine Erinnerung an ihre Ankunft hatte. Was, so fragte er sich, war mit den anderen passiert? Es war unwahrscheinlich, dass er es jemals erfahren würde, weil er keine Ahnung hatte, wer diese anderen gewesen waren. Er konnte sich an kein einziges Gesicht erinnern. Alles war ein schemenhaftes, wirres Durcheinander von Alkohol und Koks und wieder Alkohol, gefolgt von noch mehr Koks, Pillen, Joints, Drinks ... bis er sich hier wiederfand, eingewickelt wie eine Mumie und wie eine Rinderhälfte im Schlachthaus an Haken und Flaschenzügen aufgehängt.

Verdammter, er brauchte einen Drink!

Der Arzt, der die Arme verschränkt hatte, betrachtete ihn immer noch und wartete geduldig auf eine Reaktion. Doch Tom hatte mit sich selbst genug zu tun. Als der Arzt sah, wie Tom ihn flüchtig anschaute, sprach er eine letzte Warnung aus: »Sie werden sich körperlich erholen. Wie schon gesagt, es ist ein Wunder, dass Sie überhaupt noch leben und sich keine dauerhaften Schäden zugezogen haben, jedenfalls noch nicht. Sie haben immer noch eine Chance. Es liegt ganz bei Ihnen.«

Wieder versuchte Tom zu sprechen, brachte aber nur ein verärgertes Grunzen hervor. Am liebsten hätte er diesen milchgesichtigen Tugendbold gefragt, ob er schon als religiöser Betreuer eines Sommercamps für Jugendliche zur Welt gekommen sei oder ob er neben der Anatomie und der Pathologie ein Seminar über diesen psychologischen Schwachsinn belegt hatte.

»Sie sollten sich jetzt ein bisschen ausruhen«, sagte der Arzt. »Es

wird eine Weile dauern, bevor Sie sprechen können, aber wir werden Sie so bald wie möglich mit Schreibblock und Stift versorgen. Gibt es noch etwas, das Sie mir jetzt noch sagen müssen? Brauchen Sie irgendwas? Blinzeln Sie einmal für Ja, zweimal für Nein.«

Tom dachte einen Augenblick nach. Natürlich gab es etwas, das er brauchte: einen Wodka mit Eis und eine Prise Koks. Doch er wusste, dass er weder das eine noch das andere bekommen würde, und so blinzelte er zweimal und hoffte, dass man ihn in Ruhe ließ.

Als hätte der Arzt Toms Gedanken gelesen, nickte er und sagte: »Wir sehen uns später.«

Und Tom lag gelähmt da und spürte, wie sein Körper zu jucken und zu schmerzen begann.

Er fragte sich, wie lange das so weitergehen konnte, bis er den Verstand verlor.

2

Die Medikamente halfen, hauptsächlich die Schmerzmittel, die stark genug waren, um die Begleiterscheinungen des kalten Entzugs zu mildern. Vielleicht flößten die Ärzte ihm noch etwas anderes ein, um es ihm zu erleichtern. Doch er fragte nicht danach, sondern wartete nur ungeduldig darauf, dass die Schwester zweimal täglich auf ihrer Runde mit dem kleinen Pappbecher voller Pillen und Kapseln vorbeikam, die ihm das Leben an diesem Ort erträglich machten.

Doch in dem Maße, wie seine körperlichen Verletzungen heilten, verringerten die Ärzte die Dosis. Der junge Arzt, von dem Tom inzwischen wusste, dass er Richard Pierce hieß, war sich der Wirkung bewusst.

»Nein, auf keinen Fall, tut mir Leid«, antwortete er auf Toms Flehen, die Medikamentendosis wieder zu erhöhen. »Ich muss dafür sorgen, dass es Ihnen wieder besser geht und dass Sie wieder auf die Beine kommen, und mehr verspreche ich Ihnen auch nicht. Um Ihre anderen Probleme müssen Sie sich schon selbst kümmern. Hier im Krankenhaus findet dreimal die Woche ein Treffen der Anonymen Alkoholiker statt. Sie sollten unbedingt daran teilnehmen – am besten bei der nächsten Gelegenheit, und wenn es im Rollstuhl ist.«

Tom murmelte eine zornige, ablehnende Antwort. Dem wohlmeinenden Krankenhauskaplan, der vorbeischaute, um mit ihm zu reden, schenkte er kaum Beachtung, und die psychologische Beraterin, die ihn fragte, ob sie irgendetwas tun könne, um ihm zu helfen, beschimpfte er wütend. Er war überzeugt, dass die Menschen, die sich um ihn kümmerten, eher versuchen würden, ihn

loszuwerden, je unbeliebter er sich bei ihnen mache.

Waren diese Leute erst verschwunden, konnte er sein Leben weiterfuhren, wie es *ihm* gefiel.

Sein Leben. Was war es wert, sein Leben? Es gab nicht einen Menschen auf der Welt, der um ihn trauern würde, wäre er im Graben neben der Straße gestorben. Und es gab auch keinen Menschen, dessen Existenz in ihm den Wunsch erweckte, weiterzuleben. Er hatte keine Zukunft und glaubte nicht, dass er jemals wieder an die unbeschwerten Tage vor zehn Jahren würde anknüpfen können, als die Zukunft und die Möglichkeiten, die das Leben ihm geboten hatte, ihm schier unendlich erschienen waren. Mit seinem brillanten Hochschulabschluss in Journalismus und Politikwissenschaft und seiner Mitgliedschaft bei Phi Beta Kappa, der renommierten Akademikervereinigung, hatten ihm sämtliche Türen offen gestanden. Die Banken, die Medien, die Politik, alle lockten ihn.

Seltsamerweise – und vielleicht war das fatal gewesen – hatte er all diese Gelegenheiten ungenutzt gelassen, um seine Studententräume zu verwirklichen und Filme zu drehen. Jetzt oder nie, hatte er sich gesagt. Sollte er scheitern, konnte er immer noch in die »normale« Welt zurück.

Zu Anfang hatte er so unbedeutende Kompromisse schließen müssen, dass er sie kaum bemerkte. Außerdem – was war falsch daran, in der Werbebranche zu arbeiten? Hier lernte man sein Handwerk. Viele große Regisseure hatten so angefangen.

Manche *blieben* jedoch in der Werbebranche.

Und nach fünf Jahren hatte sich gezeigt, dass Tom einer von ihnen war.

Für einen unvoreingenommenen Beobachter jedoch war er sehr erfolgreich. Er arbeitete hart und verdiente viel Geld – viel mehr als seine ehemaligen Kommilitonen. Aber tief im Herzen wusste

er, dass er keine wirkliche Perspektive besaß. Vielleicht war das der Grund, warum er zu trinken begonnen hatte und Drogen nahm. Doch Alkohol und Drogen gehörten zur Arbeit. Sie waren Teil dieser Welt; fast jeder nahm sie. Außerdem habe er alles im Griff sagte Tom sich selbst und jedem, der danach fragte.

Doch bald schon hatten die Drogen *ihn* im Griff. Seine Arbeit wurde immer schlechter, die Auftragslage kläglicher.

Während seine Ersparnisse dahinschmolzen, bekam er gelegentlich Aufträge als freier Mitarbeiter, mit denen er sich über Wasser hielt. Doch er brachte kaum noch Leistung, und die Honorare flossen immer spärlicher. Bald war er fast pleite und lebte weit über seine Verhältnisse. Zum Schluss hatte er nicht einmal mehr den Mut gehabt, seine Bank anzurufen, um herauszufinden, wie groß der Schaden war.

Zum Glück hatte seine Krankenversicherung ihm noch nicht gekündigt, sodass er während seiner Zeit im Krankenhaus versorgt war. Danach aber würde er in jeder Hinsicht auf sich selbst angewiesen sein – ein hoffnungsloser Fall; ein Mann, der eine großartige Zukunft verspielt hatte.

Die Depression, in die Tom in dem schmerzlich unbequemen orthopädischen Krankenhausbett gefallen war, verdüsterte sich immer mehr und wurde schließlich zu einer alles durchdringenden Wut auf die Welt und darauf, dass er ein Teil von ihr war. Im Mittelpunkt seines Lebens befand sich ein Schwarzes Loch, in dem die viel versprechenden Perspektiven von einst verschwunden waren und all die Talente, die er vergeudet hatte.

Und nun würde er selbst in diesem Schwarzen Loch verschwinden.

Es war das Einzige, was er noch tun konnte.

Auf dem Weg zur Physiotherapie, den er jeden Nachmittag im Rollstuhl zurücklegte, war ihm der Fahrstuhl aufgefallen, auf des-

sen Tür »Nur für Personal« stand. Die Kabine war groß genug, um eine Tragbahre, sogar ein ganzes Bett aufzunehmen, und die Leuchtanzeige der Etagen verriet, dass der Lift vom Keller bis zum Dach des Gebäudes fuhr. Seltsamerweise beobachtete Tom nur einmal, wie der Aufzug benutzt wurde. Er fragte die Schwester, die seinen Rollstuhl schob, und erfuhr, dass es im neuen Flügel des Gebäudes eine Reihe zentraler Fahrstühle gab, die günstiger lagen. Mehr brauchte er nicht zu wissen. Das war die Gelegenheit, nach der er gesucht hatte – ein Geschenk des Himmels, wie er sich mit bitterem Vergnügen sagte.

Eine Woche später war er in der Lage, den Weg zur Physiotherapie mit einem Rollgestell und ohne Begleitung zurückzulegen; er wurde sogar dazu ermutigt. Tom beschloss, ein wenig länger zu warten, um den Fahrstuhl auszukundschaften, bis er die Kraft besaß, mit allen Hindernissen fertig zu werden, die er auf der obersten Etage vermutlich antreffen würde: Stufen, verschlossene Türen und Fenster, Geländer oder Brüstungen. Wenn die Zeit kam, würde er bereit sein. Es war erstaunlich, wie sehr die Tatsache, dass er ein Ziel hatte – selbst wenn dieses Ziel die Selbstzerstörung war –, alle Unannehmlichkeiten erträglicher für ihn machte. Und das Wissen, diese Entscheidung selbst getroffen zu haben, gab ihm inneren Frieden.

Zehn Tage später hatte er sein Rollgestell gegen zwei leichte Aluminiumkrücken getauscht. Seine Muskelkraft kehrte langsam zurück; er konnte sich beinahe schon behände bewegen. Tom sagte sich, dass die Zeit gekommen sei. An einem verhältnismäßig ruhigen Spätnachmittag blickte er nach links und rechts über den Flur; dann drückte er auf einen der Knöpfe neben den Aufzugtüren. Er wartete und versuchte, sich in seine Umgebung einzufügen, während im Verborgenen das Aufzugkabel surrte. Schließlich öffneten sich die breiten Türen. Tom stieg rasch ein und drückte

den obersten Knopf bevor jemand ihn entdecken konnte. Als die Türflügel sich mit leichtem Rütteln schlossen, seufzte er erleichtert. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er den Atem angehalten hatte.

Der Aufzug schwebte ohne Zwischenstopp sanft nach oben. Die Türen öffneten sich, und Tom sah einen schmalen Korridor. Er war menschenleer, aber das war hier oben vermutlich der Normalzustand. Es gab kein Telefonklingeln, keine Stimmen in der Ferne, keine widerhallenden Schritte – keinerlei Anzeichen, dass hinter den Türen, die er sehen konnte und die wahrscheinlich zu Lagerräumen führten, ein solch geschäftiges Leben herrschte wie in den Etagen darunter.

Tom ging ein paar Meter weit, bis er zu einer Kreuzung zweier Korridore gelangte, und bog rechts ab, bis er die nächste Ecke erreichte – wo er sah, was er gesucht hatte. Links führten drei Stufen zu einer Trennwand aus Sicherheitsglas, hinter der er ein Stück des blaugrauen, bewölkten Himmels sah. In der Trennwand gab es eine Tür. Tom stieg die Stufen hinauf und betete, die Tür möge offen sein. Er drückte den Griff. Abgeschlossen. Tom fluchte leise und wollte sich nach einem anderen Weg umsehen, als er einen Schlüssel entdeckte, der in einer Mauernische neben der Tür lag. Tom steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn. Die Tür ließ sich mühelos öffnen.

Draußen angelangt, füllte Tom zum ersten Mal seit Wochen seine Lungen mit frischer Luft. Er hatte vollkommen vergessen, wie sehr sie sich von der Luft im Krankenhaus unterschied. Doch es war nur eine augenblickliche Regung, die Tom rasch abschüttelte. Er ermahnte sich, dass er nicht heraufgekommen war, um sein Leben zu genießen, sondern um es zu beenden.

Er sah sich um. Die Oberfläche des Flachdaches war gespickt mit Luftsäulen und Aufbauten, die Teile der Aufzüge und der Kli-

maanlage beherbergten. Dahinter sah er eine Brüstung aus Ziegeln, mit Betonplatten abgedeckt und kaum einen halben Meter hoch. Er humpelte hinüber, ging auf die Knie und spähte über die Brüstung hinweg.

Unter ihm lag der Parkplatz. Zwei Wagen waren gerade weggefahren und hinterließen Ölklecken auf der Asphaltoberfläche, die ihn beim Aufschlag vernichten würde. Es war perfekt. An diesem Nachmittag war das Glück auf seiner Seite.

Er brauchte einen Augenblick, bis ihm klar wurde, dass er zögerte. Und noch einen, um zu begreifen, *warum* er zögerte. Tom wusste, dass etwas sich geändert hatte, still und heimlich. Irgendetwas hatte sich geändert – aber was?

Etwas in ihm? Oder in seiner Umgebung?

War es möglich, dass er gar nicht mehr sterben wollte, nachdem er sozusagen das Ende der Fahnenstange erreicht hatte? Dass seine Verzweiflung bloß eine Illusion war?

Er musste eine Weile nachdenken, bevor er erkannte, woher dieses seltsame neue Gefühl kam: Es ging von derselben Stelle in seinem Hirn aus, die auch für die Entscheidung verantwortlich war, allem ein Ende zu machen. Aber diesmal war es keine Entscheidung, sondern ein Verlangen. Tom sehnte sich nach etwas, das ihm wichtiger war als der Tod.

Er brauchte einen Drink.

Der Wunsch nach einem Drink war stärker als der Wunsch zu sterben.

3

»Ich heiße Tom. Ich bin Alkoholiker.«

»Hallo, Tom. Schön, Sie bei uns zu haben.«

Es war das Treffen der Anonymen Alkoholiker, von dem Dr. Pierce ihm erzählt hatte. Er fand es überraschend einfach, das anfängliche Bekenntnis »Ich bin Alkoholiker« auszusprechen – beinahe so, als hätte er diese Worte seit langem sagen wollen, ohne sich dessen bewusst gewesen zu sein. Es waren die drei Worte, die ihn veränderten, ihn und die Welt, in der er lebte.

Was ihn am meisten überraschte, waren die angenehme Atmosphäre und der herzliche Empfang, den die Gruppe ihm bereitete. Es waren Männer und Frauen verschiedenen Alters und aus verschiedenen Gesellschaftsschichten, vom Angestellten über den Künstler zum Arbeiter. Sie stellten ihm keine Fragen und verlangten nichts von ihm, wollten nicht einmal seinen Nachnamen wissen. Sie wollten nichts weiter als seine Geschichte hören – und dass er sich ihre anhörte.

Einige dieser Geschichten waren oft erzählt worden und wurden mittlerweile routiniert dargeboten. Andere wurden stammelnd und zusammenhanglos vorgebracht: Versuche, unter Schmerzen erworbene Selbsterkenntnisse auszudrücken. Doch jedem wurde mit demselben andächtigen Respekt zugehört, und jedem wurde mit derselben Wärme für seinen Beitrag gedankt.

Während der restlichen Zeit seiner Genesung ging Tom jede Woche mehrere Male zu den Treffen der AA. Er gewann Stärke und Zuversicht. Aber die wahre Veränderung hatte an jenem ersten Tag stattgefunden. Ihm wurde klar, dass er sich verändert hatte, weil er es *wollte*.

Dann, eines Tages, geschah etwas, das Toms Zukunft verändern sollte. Er war auf dem Rückweg von einer physiotherapeutischen Behandlung und ging mithilfe eines Stockes über den Krankenhausflur. Das Sonnenlicht fiel durch die hohen Fenster, wurde von den weißen Wänden und dem gebohnerten Boden gespiegelt und verlieh der Gestalt, die auf ihn zukam, ein Leuchten – wie ein Körper, der Gestalt annahm, während er aus einer Fata Morgana heraustrat. Zuerst dachte Tom, es sei eine Krankenschwester; dann sah er, dass sie keine Uniform trug, sondern ein Baumwollkleid und schlichte Pumps mit flachen Absätzen. Sie besaß den geschmeidigen Gang einer Tänzerin, leicht und fließend. Als sie näher kam, erkannte Tom, dass ihr dunkelblondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden war, wodurch die beinahe perfekte Symmetrie ihres Gesichts betont wurde. Sie hatte ein energisches Kinn, einen breiten Mund und grüne Augen, die jeden, den sie fixierten, in eine Umlaufbahn zu ziehen schienen.

Dem Blick, mit dem sie Tom bedachte, war zu entnehmen, dass er sie angestarrt hatte. In diesem Moment erkannte auch sie ihn und öffnete überrascht den Mund.

»Tom Freeman! Was machst du denn hier?«

»Das wollte ich dich auch gerade fragen.«

Sie waren stehen geblieben und blickten einander an, während Besucher und Krankenhauspersonal an ihnen vorüberrilten.

»Ich habe meine Kusine besucht«, sagte sie. »Sie hat sich die Weisheitszähne ziehen lassen.«

»Wohnst du hier? In Albany?«

»Ungefähr dreißig Kilometer von hier, in einem kleinen Ort am Fluss. Saracen Springs. Und du?«

»Ach, ich war nur auf der Durchfahrt.«

Sie blickte auf seinen Stock und bemerkte, wie steif sein Körper war. »Was ist passiert? Hattest du einen Unfall?«

»Ja«, sagte er und lächelte gequält.

»Erzähl.«

»Hast du Zeit für eine Tasse Kaffee?«

»Ja, klar.«

Sie setzten sich auf Aluminiumstühle an einem Resopal-tisch in der Krankenhauskantine. Es war zehn Jahre her, dass sie sich das letzte Mal gesehen hatten, sodass es viel zu erzählen gab.

»Ich habe gehört, du hast anfangs Karriere in der Werbebranche gemacht«, sagte sie. »Dann aber wusste plötzlich keiner mehr, wo du steckst oder was du so treibst.«

»Jetzt weißt du's«, entgegnete Tom und erkannte erstaunt, dass sie ihn und seinen Werdegang offenbar im Auge behalten hatte. Damit hätte er niemals gerechnet. Er und Clare Powell waren am College befreundet gewesen, hatten aber nie etwas miteinander gehabt. Tom war immer schon ein wenig von Clare eingeschüchtert gewesen. Ihre Schönheit und Offenheit hatten ihn angezogen; dennoch war stets eine gewisse Distanz zwischen ihnen geblieben. Außerdem ging Clare damals mit einem Jungen aus einer angesehenen Bostoner Familie. Alter Geldadel.

»Du hast Jack geheiratet, nicht wahr?«, fragte er, obwohl er sah, dass sie keinen Ehering trug.

Sie blickte auf ihren bloßen Finger. »Ja«, sagte sie, und ein verlegener Unterton schlich sich in ihre Stimme. »Wir haben uns vor drei Jahren scheiden lassen, ohne Skandal und großes Aufsehen. Wir sind einfach bloß ... getrennte Wege gegangen.«

»Das tut mir Leid«, bemerkte er und sagte sich im gleichen Augenblick, dass er ein Heuchler war. »Kinder?«

Clare schüttelte den Kopf »Ich glaube, wir hatten beide irgendwie den Verdacht, dass es letztendlich nicht mit uns klappt. Vielleicht waren wir zu jung. Ich weiß es nicht.« Sie zuckte die Schultern. »Kinder haben wir nicht. Und du?«

»Nein. Ich war nicht mal verheiratet.«

Sie bedachte ihn mit dem blitzenden Lächeln, das schon damals sein Herz hatte schneller schlagen lassen. Doch dieses Lächeln schenkte sie jedem. Es gehörte zu ihrer Art, mit Menschen umzugehen. Also hatte er keinen Grund, sich für etwas Besonderes zu halten, nur weil sie ihn mit diesem Lächeln bedachte. Aber jetzt, als er allein mit ihr in dieser tristen, farblosen Umgebung saß, gab ihm dieses Lächeln ein ganz besonderes Gefühl.

»Ja«, sagte sie, »du warst immer der nette Junggeselle.«

Er blinzelte, als ihre Blicke sich trafen. In ihrer Gegenwart kam er sich ungeschickt und ein wenig dumm vor, wie schon damals. »Nett?« Machte sie sich über ihn lustig? Oder schmeichelte sie ihm? Flirtete sie vielleicht sogar mit ihm? Tom räusperte sich und verlagerte die Körperhaltung auf dem harten Stuhl, um das Kribbeln der tausend Ameisen in seinem linken Bein zu lindern.

»Nett? Eher dumm«, entgegnete er mit einem selbstironischen Lachen. Er wollte klare Verhältnisse schaffen, wollte sichergehen, dass diese bezaubernde und begehrenswerte junge Frau wusste, welchen Scherbenhaufen er aus seinem Leben gemacht hatte. »Die Ärzte haben mir gesagt, ich könne mich glücklich schätzen, dass ich überhaupt noch lebe«, sagte er. Und mit einem Blick in ihre Augen fügte er hinzu: »Und sie haben Recht.«

Der Blick hielt an, wurde zu einem tiefen Verständnis.

»Ich habe mir schon immer gedacht, dass es lange dauert, bis du zu dir selbst findest«, sagte sie.

»Wirklich?«

Sie nickte.

»Ja«, sagte er und schwieg, bis beide ganz sicher waren, was sich zwischen ihnen abspielte, »wer hätte das gedacht?«

4

Nach dem Ende ihrer Ehe hatte Clare New York verlassen und war sechs Monate lang durch Europa gereist. Nach ihrer Rückkehr hatte sie ein kleines Haus in Saracen Springs gemietet – ein Ort, an dem Clare in ihrer Kindheit glücklich gewesen war: Sie war sieben Jahre alt gewesen, als ihr Vater, ein Politikwissenschaftler, eine Stelle an der Albany University angenommen hatte. Zehn Jahre später war er an eine Uni in Kalifornien berufen worden, und sie waren wieder umgezogen. Doch Clare hatte aus diesen frühen Jahren einige gute Freunde behalten und arbeitete zurzeit für einen von ihnen in dessen Unternehmensberatung. Sie war auf kleinere Firmen spezialisiert, von denen viele Dotcom-Unternehmen der zweiten und dritten Generation waren, die von den schmerzhaften Lektionen der ersten Generation profitieren wollten, die man jetzt zynisch »Dotbombs« nannte, nachdem die unternehmerischen Hoffnungen und Wünsche zerplatzt waren.

Je länger Tom darüber nachdachte, umso wundersamer erschien ihm die glückliche Fügung, die sie beide an diesem Ort zusammengeführt hatte.

Manchmal jedoch ertappte er sich dabei, wie er der abergläubischen Furcht nachgab, dass alles zu schön sei, um wahr zu sein, dass er mehr Glück hatte, als er verdiente – und dass er irgendwie dafür bezahlen musste. Doch solch negative Gedanken verbannte er rasch; für ihn waren sie bloß Echos vergangener Zeiten. Er würde nie wieder sein können, was er einmal gewesen war. Er war jetzt ein anderer.

Tom und Clare heirateten, sobald er in der Lage war, für die Dauer der Zeremonie ohne Gehstock auszukommen. Clares Eltern

flogen zu dem Ereignis ein, ebenso ihre Schwester, eine Porträtmalerin, die auf Cape Cod lebte, und ihr Bruder, ein Arzt in Miami, der mit seiner Frau und drei kleinen Kindern erschien. Tom genoss das Gefühl, eine Familie um sich zu haben, da er selbst keine hatte. Er war Einzelkind gewesen; seine Eltern hatten sich scheiden lassen, bevor er aufs College gegangen war. Seine Mutter war längst verstorben; sein Vater, Marketingexperte bei einem Softdrinkkonzern, hatte wieder geheiratet und lebte mit seiner neuen Familie in Asien.

Das frisch verheiratete Paar zog in Clares gemietetes Haus, das für sie beide ausreichte, aber für die Familie, die sie beide gründen wollten, nicht groß genug war. Doch zuerst einmal war es am wichtigsten, Toms Karriere wieder in Gang zu bringen. Er streckte seine Fühler nach alten Freunden in der Anzeigenbranche aus. Alle hörten ihm verständnisvoll zu, mehr aber auch nicht. In Wahrheit betrachteten sie ihn als ausgebrannt und nutzlos, das wusste er nur zu gut.

Unerschrocken versuchte Tom, andere Wege zu gehen. Mit Clares Hilfe erstellte er einen Gründungsprospekt für eine eigene Firma; dann machten sie sich auf die Suche nach Investoren – anfangs erfolglos, bis Tom einen Geistesblitz hatte: Einer seiner Freunde, ein Konzertveranstalter, richtete Tourneen altbekannter Rockbands aus, die sowohl nostalgische Vierzig- und Fünfzigjährige als auch eine erstaunliche Zahl Jugendlicher ansprachen. Tom rief an und erhielt die Erlaubnis, mit einigen Bands auf Tour zu gehen – nur er allein mit einer Videokamera.

Mehrere Wochen mit alten, gestählten Rockmusikern zu reisen war eine Erfahrung, die wie geschaffen war, Toms Entschlossenheit auf die Probe zu stellen, nüchtern zu bleiben. Tom überstand diese Probe ohne Ausrutscher, ja, ohne einen einzigen Augenblick der Versuchung. In der ersten Woche auf Tournee besuchte er

mehrere Treffen lokaler Gruppen der Anonymen Alkoholiker, aber mehr aus Gewohnheit denn aus Notwendigkeit. Danach machte er sich gar nicht mehr die Mühe.

Das Material, das er erstellte, war sensationell. Sein Dokumentarfilm wurde auf dem Sundance Festival gezeigt, heimste einen Preis nach dem anderen ein und wurde an Fernsehsender in der ganzen Welt verkauft. Tom bekam wieder Anrufe von Firmen, die mit ihm ins Geschäft kommen wollten.

Auch wenn er nicht mehr so viel verdiente wie früher, gefielen ihm seine Arbeit und sein Leben wesentlich besser als damals. Er und Clare nahmen eine Hypothek für ein schönes Haus im Kolonialstil auf das in einer schattigen Allee stand. Außerdem lagen die Lebenshaltungskosten in Saracen Springs viel niedriger als in Manhattan, wohin er mehrmals im Monat zu Konferenzen pendelte.

Sie hatten kaum den Teppichboden verlegt und die Vorhänge angebracht, als Clare zu ihrer Freude verkündete, dass sie schwanger sei.

5

Julia Katharine Freeman wog drei Kilo und hundertdreißig Gramm. Da sie das erste Kind einer Frau über dreißig war, waren die Eltern dem Rat ihres Arztes gefolgt und ließen alle erforderlichen Untersuchungen vornehmen. Es zeigte sich, dass ihr Baby gesund war – und dass sie sich keine Gedanken über einen Namen für einen Jungen machen mussten, da feststand, dass sie ein Mädchen bekommen würden.

Als Tom und Clare ihre Tochter nach Hause brachten, schien sie Gefallen an dem hellen, bunt gestrichenen Zimmer zu finden, das für sie vorbereitet war und einen Blick auf den Garten bot.

»Ich glaube, wir haben alles richtig gemacht«, sagte Tom und beobachtete, wie Julia glücklich mit ihrer winzigen Hand nach einem Mobile patschte, das über ihrem Kinderbettchen hing.

»Ja, das haben wir«, bestätigte Clare und sah ihm lächelnd in die Augen.

In den nächsten Wochen und Monaten entwickelte Julia sich ganz normal. Sie weinte nachts, bekam diverse Kinderkrankheiten und bereitete ihren Eltern hin und wieder Magenschmerzen – am schlimmsten, als sie in einen Kleiderschrank kroch und dort einschlief. Voller Panik durchsuchten Tom und Clare das ganze Haus. Es kam ihnen wie eine Ewigkeit vor, bis sie das Mädchen endlich fanden, obwohl in Wirklichkeit nur zwölf Minuten vergangen waren.

Eines der Probleme, die sie lösen mussten, bestand darin, wie man das Baby und die Tiere im Haushalt anfreundete. Der beste Ratschlag – er kam von Freunden, die es ausprobieren hatten – war der, das Kind einfach mit den Haustieren zusammenzubringen

und es beiden »Parteien« allein zu überlassen, sich miteinander bekannt zu machen – wobei man natürlich alles sorgfältig im Blick behalten musste, um sicherzugehen, dass die Dinge nicht aus dem Ruder liefen. Und tatsächlich: Sowohl Sam, der schwarze Labrador, als auch Turk, der Siamkater, schienen von dem Familienzuwachs begeistert zu sein. Anfangs versuchte Turk zwar, Gleichgültigkeit vorzutäuschen, doch bald schon schnurrte er zufrieden, als die kleinen Händchen gelernt hatten, ihn zu tätscheln und zu streicheln, ohne ihm in die Augen zu pieksen oder ihn zu heftig an den Barthaaren zu ziehen.

Clare hatte fast während ihrer gesamten Schwangerschaft weiter gearbeitet. Nach der Geburt hatte sie sich mindestens ein Jahr lang freinehmen wollen, damit sie sich rund um die Uhr um Julia kümmern konnte; nach Ablauf des Jahres wollte sie ein Kindermädchen einstellen, um wieder in den Beruf zurückzukehren, der ohnehin zu einem großen Teil zu Hause erledigt werden konnte. Doch bis zu Julias zweitem Geburtstag hatte Clare nicht einmal mit Teilzeitarbeit angefangen.

Um diese Zeit herum begann Julia zu sprechen. Das erste Wort, das sie eines Morgens aus heiterem Himmel sagte, war »Melone«. Dass Julia sich ausgerechnet dieses Wort ausgesucht hatte, verblüffte und erheiterte die Eltern. Sie waren nicht einmal sicher, ob Julia jemals eine Melone gesehen, geschweige denn gekostet hatte.

»Ich glaube nicht, dass sie ›Melone‹ gesagt hat«, meinte Clare.
»Das war bloß so ein Babygeräusch.«

»Nein, sie hat es gesagt«, widersprach Tom. »Sie hat versucht, uns etwas mitzuteilen.«

»Okay, dann wollen wir mal sehen, ob sie es noch mal sagt. Komm, Schätzchen, sprich mit Mommy und Daddy. Das ist Mommy ... das ist Daddy ...« Die drei saßen an einem Sonntagnachmittag auf dem Fußboden in Julias Zimmer. In der Nähe lag der

alte Sam, dem die Zunge aus dem Maul hing, und beobachtete neugierig das Ritual.

»Mommy ... Julia ... Daddy ... Mommy ... Julia ...«

Sie wiederholten mehrmals dieses Mantra, zeigten auf sich selbst und auf das Mädchen, um zu verdeutlichen, welcher Name zu wem gehörte. Das Kind sah mit leuchtenden Augen, wie erst der Finger ihres Vaters, dann der ihrer Mutter ein kleines Dreieck entlangwanderte. Sie begriff, dass sie wiederholen sollte, was die Eltern sagten. Und so versuchte sie es.

»Mo-ma ... Dada ... Mo-ma ...«

Clare jauchzte vor Vergnügen und nahm das Kind in die Arme.
»Sie spricht! Oh, was bist du für ein schlaues kleines Mädchen!«

Sie fuhren mit der Übung fort, um sicher zu sein, dass es nicht bloß ein Zufall war, sondern dass Julia tatsächlich begriffen hatte, worum es bei der Verständigung mit Worten ging. Die Bedeutung von »Mommy« und »Daddy« hatte sie augenscheinlich begriffen; größere Schwierigkeiten bereitete ihr der eigene Name.

Clare wiederholte: »Mommy ... Daddy ... Julia ...«

»Mo-ma ... Dada ...«

»Julia«, ergänzte Tom, als sie wieder verstummte, und stupste sie mehrmals sanft auf die Brust, um zu unterstreichen, dass sie selbst, dieses kleine Persönchen, Julia war.

Julia schien tatsächlich zu verstehen. Sie blickte ihn mit großen Augen an; dann ahmte sie seine Geste nach und tippte sich selbst auf die Brust.

»Melo-nie«, sagte sie.

Tom und Clare sahen sich amüsiert an. »Kennt sie irgendeine Melanie?«, fragte Tom.

Clare schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Julia«, wiederholte Tom und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seine kleine Tochter. »Mommy ... Daddy ... Julia.«

Das kleine Mädchen runzelte die Stirn.

»Mo-ma, Dada«, sagte sie dann bestimmter als zuvor und wedelte mit den Ärmchen, um deutlich zu machen, dass sie verstanden hatte. Schließlich klopfte sie sich mit der offenen Hand auf die Brust und wiederholte: »Melo-nie.«

Diesmal mischte sich leichte Besorgnis in Clares und Toms Lächeln, als sie einander anschauten. War mit dem Gehör des Kindes etwas nicht in Ordnung?

»Mommy« und ›Daddy‹ hat sie richtig erfasst«, sagte Clare. »Vielleicht kann sie einfach noch nicht ›Julia‹ sagen.«

»Wie kommt es dann, dass sie ›Melanie‹ sagen kann, oder was immer das heißen soll?«

Clare überlegte. »Vielleicht kann Susan es uns sagen«, meinte sie dann. Susan war das Mädchen, das zweimal die Woche als Babysitter zu ihnen kam. Sie war die fünfzehnjährige Tochter eines Nachbarn, ein freundliches und zuverlässiges Mädchen.

»Du meinst, Susan nennt sie Melanie?«

Clare zuckte die Achseln. »Vielleicht hat Susan eine Freundin, die Melanie heißt. Oder Julia hat sie am Telefon gehört und die falsche Assoziation hergestellt. Ich weiß nicht. Ich werde Susan fragen. Es muss etwas in der Richtung sein.«

Sie sahen ihre Tochter an, auf deren Gesicht Verwirrung lag.

»Julia«, wiederholte Clare leise, doch mit sanftem und zugleich eindringlichem Unterton. Dabei legte sie ihre Hände behutsam auf die winzigen Schultern ihrer Tochter.

»Julia«, wiederholte auch Tom, als das Mädchen den Kopf drehte und zu ihm hochsah, um in seinem Gesicht die Bestätigung dessen zu suchen, was ihre Mutter ihr zu sagen versuchte. »Julia.«

Julia blickte Clare an, dann wieder Tom. Plötzlich erstrahlte auf ihrem Gesicht eines jener bezaubernden Kinderlächeln, das immer dann erscheint, wenn das Begreifen kommt, wenn jeder Zweifel

schwindet und die Welt wieder in Ordnung ist.

»Juu-ja«, sagte sie, wedelte mit den Armen und klatschte in ihre pummeligen Händchen.

6

Er konnte sich nicht erinnern, wo oder wann er dieses erste Glas getrunken hatte. Wie jeder Alkoholiker weiß, ist das erste Glas das einzige, das zählt. Die anderen kommen von selbst hinterher, Glas für Glas, und kein Ende ist in Sicht. Das gehörte zu dieser Krankheit; es ist ein Verhaltensmuster. Wenn man vergaß, wohin dieses erste Glas führte, fing alles wieder von vorne an ... und das merkte man ziemlich schnell.

Tom wusste genau, dass man es niemals ganz vergaß. In Wirklichkeit schob man die Erinnerung nur ins Unterbewusstsein und klappte den Deckel darauf. Und plötzlich verwandelte sich der Deckel in einen Barhocker.

Genau daran musste Tom nach ungezählten Drinks denken, als er durch ein Gewirr aus Unterholz und hohem Gras stolperte, auf den matschigen Boden fiel, sich wieder aufrappelte und sich weiter vorankämpfte. Ein Stück voraus stieg das Gelände an. Dort stand eine lange Reihe von Büschen, die die Grenzen des Geländes markierten, das früher wohl ein Garten gewesen war. Dahinter konnte er nur einen kalten, schiefergrauen Himmel sehen.

Er strengte sich an, um Klarheit in sein umnebeltes Hirn zu bringen und sich zu erinnern, wo er sich befand und wie er dort hingekommen war. Doch sein Kopf blieb vollkommen leer. Er konnte sich an nichts erinnern, was in den vergangenen Stunden geschehen war. Oder waren es mehr als nur ein paar Stunden gewesen? Vielleicht sogar Tage?

Er blickte in die Richtung zurück, aus der er gekommen war – und zum ersten Mal sah er das Haus. Es stand wie ein einzelner Zahn in einem verrottenden Kiefer am anderen Ende der Senke, aus der er gerade herauszuklettern versuchte.

Das Haus sah verlassen aus, fast schon wie eine Ruine; die Fenster

waren zerbrochen oder mit Holz vernagelt, und auf dem Dach fehlten Ziegel. An einer Ecke ragte ein merkwürdiger Turm auf, wie die Imitation eines Burgfrieds.

Was für ein Ort war das? Und warum musste er von dort so dringend weg, als würde sein Leben davon abhängen? Tom wusste, dass irgendetwas in diesem Haus geschehen war.

Etwas, das er selbst getan hatte? Oder etwas, das man ihm angetan hatte?

Sein Kopf war leer, und jede Erinnerung war ausgelöscht vor Scham oder Schock oder aus Furcht vor Entdeckung ...

Das Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens war so nahe, dass es ihn erschreckte. Instinkтив warf er sich zu Boden. Er hörte die Reifen auf einer feuchten Straße surren, konnte aber nichts sehen. Dem Geräusch der Autoreifen folgte der Lärm eines weiteren, schwereren Fahrzeugs, eines Lastwagens vielleicht. Tom vermutete, dass die Straße sich unmittelbar hinter der Reihe der Bäume und Sträucher befand, die wenige Schritte vor ihm waren und beinahe in Unkraut erstickten.

Er wusste, dass er unentdeckt verschwinden musste und er sich vor dieser Straße in Acht nehmen musste. Aber warum hatte er solche Angst? Vor wem oder was lief er davon? Wieso konnte er sich nicht erinnern?

Er blickte wieder zum Himmel. Die Wolken hingen tief, und ein blasses Licht leuchtete schräg vom Horizont herüber. Es konnte nicht lange nach Anbruch der Morgendämmerung sein, folglich hatte er die Nacht, zumindest einen Teil davon, in diesem Haus verbracht, hinter der halb verrotteten Tür, die in der leichten Brise in den Angeln pendelte.

Was war in diesem Haus geschehen? Was hatte er getan?

Der Gedanke, zurückzukehren und nach Antwort auf diese Fragen zu suchen, erfüllte ihn mit solchem Entsetzen, dass es ihm körperliche Übelkeit verursachte. Er stolperte weiter und scherte sich nicht darum, dass Blätter und Zweige ihm Gesicht und Hände zerkratzten und die Klei-

dung zerrissen. Er kämpfe sich den Weg fei, bis er die Straße erreichte. Er folgte ihr und nahm eher unterbewusst die leeren Lagerhäuser und abbruchreifen Fabrikgebäude mit ihren rauchlosen, wie Dolche in den Himmel ragenden Schornsteinen wahr, die von der Zersiedelung durch die nahe Stadt kündeten. Es war ein Ort, an dem die Menschen nicht mehr arbeiteten oder wohnten, sondern den sie nur passierten auf der Fahrt zu einem anderen Ort.

Trotzdem hatte er Angst, gesehen zu werden, und so lief er weiter, von dem verrückten Gedanken besessen, dass er unsichtbar würde, wenn er nur schnell und lang genug liefe ...

Von einem bestimmten Punkt an musste er einen Blackout gehabt haben, weil er sich als Nächstes nur daran erinnern konnte, dass er die Augen aufschlug und sich in einem abgedunkelten Raum befand. Mit einem Ruck setzte er sich auf, orientierungslos, mit rasendem Herzschlag. Dann sah er die vertrauten roten Leuchtziffern der Digitaluhr neben seinem Bett. Sie zeigten 03 Uhr 30. Aber wie war er dorthin gekommen? Wie lange war er schon dort? Es war unmöglich, dass der Schrecken, den er soeben durchlebt hatte, bloß ein Traum gewesen war.

Instinkтив drehte er sich um, wollte nach Clare tasten, doch ihre Seite des Bettes war leer. Wo war sie? Was war mit ihr passiert? Hatte Clare mit dem zu tun, wovor er geflüchtet war? Hatte er sie in diesem Furcht erregenden Haus zurückgelassen?

Tom hörte ein Geräusch, dann Schritte. Er drehte sich um und sah Clare im Morgenmantel im Türrahmen stehen.

»Tut mir Leid«, sagte sie, »ich wollte dich noch nicht wecken.«

Mit einer Mischung aus Erleichterung und Furcht nahm er ihren Anblick in sich auf. »Was ist passiert ... ?«

»Julia hat geweint. Sie schläft jetzt.«

»Ich meine ... wie bin ich hierher gekommen?«

Clare sah ihn verdutzt an. »Was meinst du damit? Du hast geschlafen.«

»Nein. Ich ... Ich war nicht ...«

Er schwang die Beine vom Bett und stand auf spürte aber nichts von dem scharfen, stechenden Schmerz, den er nach ausgiebigem Alkoholkonsum empfunden hätte. Seine Gedanken waren klar, seine Hände und sein Blick ruhig.

»Tom, was tust du da?«

Er nahm sein Hemd und die Jeans vom Sessel in der Ecke, wo er sie manchmal ablegte. Es war kein eingetrockneter oder feuchter Schlamm daran, auch nicht auf den Jacken und Sakkos in seinem Schrank. Auf dem Regal darunter standen seine Schuhe in Reih und Glied – ein Anblick, den man gerne sieht. Was hatte er mit diesen zerrissenen und verschmutzten Dingern gemacht, die er getragen hatte?

»Tom?«

Clare trat hinter ihn, und er drehte sich um. »Ich verstehe das nicht«, sagte er. »Ich bin durch diesen verwilderten Garten gerannt, durch Schmutz und Dreck ...«

»Liebling, du hast geträumt.«

»Nein, das war kein Traum ... ich bin von diesem Haus wegelaufen ...«

»Von *diesem* Haus?«

»Nein ... ein Haus, das ich noch nie gesehen habe. Irgendwas ist da passiert. Aber was? Ich weiß nur, dass ich unbedingt verschwinden musste ...«

»Es war bloß ein Albtraum. Komm wieder ins Bett.«

»Es war nicht bloß ein Albtraum. Ich ... hatte wieder getrunken.«

»Oh, so ein Traum.« Ihr Morgenmantel öffnete sich, als sie ihn umarmte und ihren weichen, warmen Körper an seinen drückte.

»Ich weiß, dass es dich manchmal noch verfolgt, aber du bist *nüch-*

tern. Gibt es einen besseren Beweis, dass alles bloß ein schrecklicher Traum gewesen ist?«

»Aber es war so verdammt echt ...«

»Komm wieder ins Bett.« Sie nahm seine Hand und ließ ihren Morgenmantel zu Boden gleiten. »Ihr beide, du und Julia«, sagte sie, als sie unter die Decke schlüpfte, »ihr habt nur schlecht geträumt.«

Er nahm sie fest in die Arme und sagte nichts.

Als Susan das nächste Mal zum Babysitten kam, fragte Clare sie nach Melanie. Doch Susan kannte keine Melanie, noch hatte sie den Namen jemals in Julias Gegenwart benutzt, soweit sie sich erinnern konnte. Aber da Julia ihn nie wieder erwähnte und begeistert auf ihren eigenen Namen reagierte, anstatt darauf zu bestehen, jemand anders zu sein, vergaßen Tom und Clare die Sache schließlich.

Fast ein Jahr lang.

Tom war in New York, um an einer Konferenz beim Fernsehsender WNET teilzunehmen. Er wollte eine Reihe von Interviews mit verschiedenen Künstlern führen – Schriftsteller, Maler, Komponisten – und sie befragen, wie sie aufgewachsen waren. Den Fernsehleuten, mit denen Tom sich traf, gefiel die Idee, und sie erteilten ihm einen Auftrag für sechs Sendungen. Gerade als Tom den schlanken schwarzen Büroturm in der Dreiunddreißigsten Straße West verließ, in dem WNET seinen Sitz hatte, klingelte sein Handy. Es war Clare.

»Bist du noch in der Konferenz, Schatz?«

»Nein, ich bin auf dem Weg zum Bahnhof. Was gibt's?«

»Erschrick jetzt nicht, aber Julia ist im Krankenhaus.« Tom blieb wie angewurzelt stehen. Jemand rempelte ihn von hinten an und fluchte, doch er achtete gar nicht darauf. »Was ist passiert?«

»Die Ärzte wissen noch nicht genau, ob es eine Allergie ist oder ob sie was Verkehrtes gegessen hat. Ihr war übel, und sie hatte Fieber. Linda hat mich angerufen, und ich bin gleich nach Hause gefahren.« Linda war das Kindermädchen, das sie drei Monate zuvor eingestellt hatten, als Clare wieder in Teilzeit in ihren Job

eingestiegen war.

»Aber sie ist im Krankenhaus?«

»Die Ärzte wollen sie über Nacht beobachten.«

Tom ging weiter, das Handy ans Ohr gepresst. Er merkte an Clares Stimme, dass sie ihm etwas verschwieg.

»Und sie sind sicher, dass es nichts Ernstes ist?«

»Ganz sicher. Julia ist nur ein bisschen überdreht.«

»Was meinst du mit überdreht?«

Er hörte, wie sie zögerte. »Sie war ein bisschen ... durcheinander.«

»Durcheinander?«

»Sie wusste nicht, wer ich bin. Sie sagte immer wieder, dass sie zu ihrer Mami will. Sie hat mich nicht erkannt.«

Tom winkte ein Taxi heran und bat den Fahrer, ihn so schnell wie möglich zur Grand Central Station zu bringen. Eigentlich sollte er mit einem Verleger zu Mittag essen, der die Künstlerinterviews in Buchform herausbringen wollte, nachdem Tom den Vertrag mit dem Fernsehsender unter Dach und Fach hatte, doch Tom beschloss, den Verleger anzurufen und ihm sein Problem darzulegen.

Als er zum Bahnhof kam, stellte er fest, dass in zwanzig Minuten ein Zug fuhr. Während er wartete, hinterließ er eine Nachricht bei der Assistentin des Verlegers und rief dann Clare zurück.

»Kannst du reden?«

»Ja. Ich bin bei ihr, aber sie schläft. Warte, ich gehe nur eben aus dem Zimmer ...«

»Ist Bella da?«, fragte Tom. Bella Warne war Julias Kinderärztin.

»Bella war hier. Sie kommt später noch einmal, wenn sie neue Untersuchungsergebnisse hat.«

»Was hat sie gesagt?«

»Dass sie die schlimmsten Erkrankungen ausschließen kann ...

Hirnhautentzündung oder Viren, die das Nervensystem angreifen. Es gibt keine Anzeichen für Bewegungsstörungen oder Hirnschäden.«

»Aber sie hat dich nicht erkannt? Du hast gesagt, dass Julia dich nicht erkannt hat.«

»Ganz zu Anfang. Nur eine Minute lang. Ich glaube, es lag am Fieber. Es war beunruhigend, aber nicht schlimm.«

Tom sah, dass sich das Tor öffnete und die Reisenden auf den Bahnsteig strömten. Er folgte ihnen und sagte Clare, dass er vom Bahnhof aus direkt zum Krankenhaus käme; sie sollte ihn aber anrufen, wenn es irgendwelche Neuigkeiten gab.

Während der nächsten Stunde meldete sein Handy sich nicht. Auch nicht während der viertelstündigen Fahrt von dem Parkplatz, wo er seinen Wagen abgestellt hatte, zum Charles A. Martin Memorial Hospital an der Bingham Road. Eine Krankenschwester am Empfang gab Tom Auskunft. Als die Fahrstuhltürnen sich nicht sofort öffneten, stürmte Tom die Treppe zur Kinderstation hinauf wobei er immer zwei Stufen auf einmal nahm.

Julia war wach. Sie sah blass aus, schien ansonsten aber normal zu sein. Sie begrüßte Tom mit einem begeisterten »Daddy!« und küsste und umarmte ihn wie immer.

Im selben Augenblick, als er das Zimmer betrat, hatte Tom Blickkontakt mit Clare aufgenommen; es war ein Blick gegenseitiger Beruhigung. Clare nahm seine Hand, und er konnte ihre Freude spüren, dass er endlich da war.

»Also, junge Dame«, sagte Tom und setzte sich. »Was machst du zu dieser Tageszeit im Bett?«

Julia blieb seltsam ruhig, beinahe passiv.

»Haben die Ärzte ihr was gegeben?«, fragte Tom.

»Ein Mittel, um das Fieber zu senken, sonst nichts. Ihre Temperatur ist jetzt normal.«

»Daddy, guck.«

Julia zeigte auf ein rundes Heftpflaster auf ihrem Arm. Offensichtlich war dort eine Injektionsnadel gesetzt worden.

»Sie haben ihr Blut entnommen«, sagte Clare und drückte die Hand ihrer Tochter. »Du warst sehr tapfer, mein großer Schatz.«

Das war sie in der Tat. Die Aussicht, über Nacht im Krankenhaus bleiben zu müssen, schien Julia nicht allzu viel auszumachen, auch wenn es zum guten Teil daran lag, dass ihre Mommy bei ihr bleiben würde.

Sie warteten, bis eine Schwester kam, um noch einmal Fieber zu messen, bevor sie alle auf den Flur gingen, um zu reden. Sie einigten sich darauf, dass Tom für den Rest des Nachmittags bleiben würde, während Clare ins Büro zurückkehrte, um einige Dinge zu erledigen.

»Ich muss die Arbeit aufgeben und mich mehr um Julia kümmern«, sagte sie, als sie allein waren. »Es ist meine Schuld.«

»Wieso ist es deine Schuld?«

»Dass sie zu ihrer Mutter wollte und ich nicht ihre Mutter war ...«

»Ach, hör auf ...«

»Ich meine es ernst. Ich glaube, sie hatte das Gefühl, ich würde sie allein lassen. Ich bin *nicht* mehr ihre Mommy, nicht so, wie sie es braucht.«

»Willst du damit sagen, sie ist krank geworden und hat Fieber bekommen, nur weil du wieder zu arbeiten angefangen hast?«

»Vielleicht ist es psychosomatisch.«

»Und dass sie dich nicht erkannt hat, war nur gespielt?«

»Ich weiß nicht. Wie könnte ein Kind in diesem Alter ...«

Sie seufzte erschöpft, beinahe verzweifelt. Tom nahm sie in die Arme.

»Jetzt geht es ihr ja gut. Das siehst du doch, oder?«

»Ja, aber ...«

»Kein Aber. Lass uns nichts überstürzen. In Ordnung?«

Nach einem Augenblick sagte sie: »In Ordnung. Es ist nur ...«

Ihre Stimme zitterte. Sie war den Tränen nahe.

»Was?«

»Sie hat geschrien. Eine der Schwestern musste sie beruhigen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich habe mich noch nie im Leben so verängstigt und hilflos gefühlt. Dann beruhigte sie sich plötzlich. Die Schwester zeigte auf mich und fragte Julia: ›Du weißt, wer das ist?‹ Julia sah mich nur lange Zeit an und sagte dann ›Mommy‹.«

»Und?«

»Es ist nur dieses Gefühl ...«

»Was für ein Gefühl?«

Clare blickte ihm in die Augen.

»Dass sie es nicht wirklich so meinte. Dass sie es nur mir zuliebe gesagt hat.«

8

In den beiden Stunden, in denen Tom mit Julia allein war, versuchte er alles, um Julias Sicht der Dinge in Erfahrung zu bringen. Er bekam nicht mehr als eine Aufzählung der nackten Tatsachen.

»Mir war schlecht. Mein Bauch hat wehgetan.«

»Was war dann?«

»Wir sind ins Krankenhaus gefahren.«

»Mit wem bist du gefahren?«

»Mit Linda.«

»War Mommy da?«

»Mommy ist später gekommen.«

Tom war überzeugt, dass Julia sich nicht an die Ereignisse erinnerte, die Clare beschrieben hatte. Doch er hatte nicht das Gefühl, dass sie die Geschichte nur ihm zuliebe erzählte. Es musste am Fieber gelegen haben. Das war die offensichtliche und einzige Erklärung.

Eine Schwester kam ins Zimmer, um noch einmal Julias Temperatur zu messen. Tom wartete besorgt, aber die Temperatur war normal. Das Fieber war nur kurz gewesen, und Julia zeigte keinerlei Anzeichen, dass es wiederkam. Ihre Stimmung wurde zunehmend besser. Sie sagte sogar, sie habe Hunger. Tom überließ es der Schwester, ihr etwas zu essen zu holen, und ging ins Bad.

Während er sich die Hände wusch, betrachtete er sein Gesicht im Spiegel. Es stimmte, was seine Freunde ihm gesagt hatten: Ein Kind veränderte einen mehr als alles andere. Alles wurde auf den zweiten Platz verwiesen hinter diesem winzigen, zerbrechlichen Leben, das man in die Welt gesetzt hatte und für das man sich selbst ohne Zögern opfern würde, um es zu beschützen.

War es nur die Macht der Gene? Eine blinde Kraft, die das Überleben der Jungen und Fortpflanzungsfähigen sicherte und die Alten und Verbrauchten an die zweite Stelle rückte? Oder war da noch etwas anderes im Spiel? Waren Liebe, Fürsorge und Zärtlichkeit mehr als nur Werkzeuge, die die Evolution entwickelt hatte, damit die Dinge sich immerzu voranbewegten?

War das überhaupt wichtig? Tom wusste nur, dass er sehr wenig wusste. Er war nicht religiös, jedenfalls nicht über die Akzeptanz einer »höheren Macht« hinaus, die Teil des zwölfstufigen Programms war, das ihm vor fünf Jahren zur Nüchternheit verholfen hatte. Aber er hatte das sichere Gefühl, dass das Leben mehr war als nur ein chemischer Prozess. Seit der Geburt ihrer Tochter waren Tom und Clare auf seltsame und unerklärliche Art davon überzeugt, dass noch mehr passierte.

Als Tom wieder das Zimmer betrat, hörte er als Erstes das fröhliche Lachen der Krankenschwester. »Du veräppelst mich«, sagte sie. »Du heißt nicht Melanie. Du heißt Julia.«

»Melanie!«

Julia saß im Bett und hatte ihr Lieblingsstofftier im Arm. Sie strahlte übers ganze Gesicht.

»Na gut, wenn du willst, nenn ich dich Melanie. Aber ich weiß, dass du in Wirklichkeit Julia heißt.«

»Melanie!«, rief Julia ausgelassen.

»Guck mal, dein Daddy ist da. Frag ihn doch mal, wie du heißt.«

Julia hatte Tom nicht hereinkommen hören. Nun drehte sie den Kopf und blickte ihn beinahe schuldbewusst an. In diesem Augenblick begriff er, wovon Clare gesprochen hatte: Plötzlich stand irgendetwas zwischen ihnen, zwischen ihm und seiner Tochter, etwas Fremdes. Es war ein merkwürdiges und beunruhigendes Gefühl.

»Wer ist Melanie?«, fragte er und tat so, als wollte er bei dem

Spiel mitmachen. »Ich sehe hier keinen, der Melanie heißt.«

Julias Gesicht entspannte sich. Sie lächelte scheu, wiegte ihr Stofftier, ein Äffchen, in den Armen und schwieg.

»Ist das Melanie?«, fragte Tom und zeigte auf den Affen, während er sich auf die Bettkante setzte.

Julia schüttelte den Kopf und drückte ihr Gesicht an das Spielzeug, als wollte sie sich vor den Fragen verstecken.

»Ich komme in ein paar Minuten mit deinem Tee«, sagte die Schwester fröhlich. »Kann ich Ihnen auch etwas mitbringen, Mr. Freeman?«

»Nein«, antwortete er abwesend. »Danke sehr.«

Die Krankenschwester ging hinaus. Für eine Weile sagte Tom nichts. Dann fragte er Julia: »Warum hast du gesagt, dass du Melanie heißt?« Er achtete immer noch auf einen beiläufigen Tonfall, als wolle er sie bloß darum bitten, ihm die Regeln des Spiels zu erklären, damit er sich daran beteiligen konnte.

Sie antwortete nicht, schüttelte wieder nur den Kopf. Die ganze Zeit vergrub sie ihr Gesicht im Fell des kleinen Affen, den sie nun fest an sich drückte.

»Kennst du jemanden, der Melanie heißt?«, fragte Tom und strich ihr dabei sanft übers Haar.

Sie vergrub weiterhin ihr Gesicht im Fell des Stofftiers, als hätte sie Angst, ihren Vater anzusehen. Er wusste, dass er nicht zu sehr drängen durfte. Dennoch musste er irgendeine Antwort bekommen. Er konnte es nicht einfach auf sich beruhen lassen.

»War das ein Spiel?«

Sie nickte heftig, als würde sie allem beipflichten, nur um dieses Gespräch zu beenden. Und er hatte ihr diesen perfekten Ausweg geliefert: *Alles nur ein Spiel.*

»Sieh mich an, Schatz«, bat Tom.

Sie hob den Kopf. Ihr Gesichtsausdruck war ernst und ein wenig

argwöhnisch.

»Es ist in Ordnung, ich bin dir nicht böse. Ich möchte nur wissen, wer Melanie ist.«

»Melanie ist weg«, sagte sie so leise, dass es beinahe ein Flüstern war. »Melanie ist jetzt weg.«

9

Dr. Bella Warne saß hinter ihrem Schreibtisch und betrachtete das Paar gedankenvoll. »Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Kind in der Fantasie einen Freund hat«, sagte sie. »Besonders ein Einzelkind. Tatsächlich ist das sogar ganz normal.«

»Aber es ist keine eingebildete Freundin, Bella«, erwiderte Clare, die es nicht zulassen wollte, dass ihre Sorgen so einfach abgetan wurden. »Julia sagt, dass sie Melanie *ist*. Es ist eher so wie eine multiple Persönlichkeit.«

Dr. Warne dachte einen Augenblick darüber nach. Sie war eine grobknochige Frau mit schwarzem Haar und ernster Miene. Ihr Blick, der durchdringend oder freundlich sein konnte – je nachdem, wie die Situation es erforderte –, ließ auf einen scharfen Verstand schließen.

»Okay«, sagte sie, »ich gebe Ihnen jetzt eine rationale Erklärung, die nichts mit *Eva mit den drei Gesichtern* oder sonst einem Psychothriller zu tun hat, den Sie vielleicht gestern im Nachtprogramm gesehen haben.«

Clare wollte protestieren, doch Bella hob die Hand und gebot ihr zu schweigen. »Ich weiß, es ist ganz normal, dass Sie das Schlimmste befürchten. Wäre das nicht so, wären Sie keine guten Eltern. Aber sehen wir uns noch einmal an, was passiert ist. Sie sagen, ›Melanie‹ war das erste Wort, das sie nach ›Mommy‹ und ›Daddy‹ benutzt hat.«

»Es war sogar schon vorher«, erklärte Tom. »Sie versuchte, etwas zu sagen, das wie ›Melone‹ klang. Was immer es war, es klang wie ein Wort, und so haben wir ihr ›Momma‹, ›Dadda‹ und ›Julia‹ beigebracht. ›Momma‹ und ›Dadda‹ hat sie gleich gelernt, aber gegen

›Julia‹ wehrte sie sich von Anfang an. Sie hat immer nur ›Melanie‹ gesagt.«

»Hatten Sie eine Melone gegessen oder darüber geredet? War eine Melone im Zimmer?«

»Nein. Deswegen fand ich es ja so merkwürdig, dass sie dieses Wort zu sagen versuchte.«

»Vielleicht hat sie es gar nicht versucht. Vielleicht war es nur eins von den Geräuschen, die Babys halt machen. Aber weil Sie darauf angesprungen sind und Julia *Ihre* Namen beizubringen versuchten, glaubte das Kind, sein eigener Name müsse ›Melone‹ sein.«

»Wie Sie schon sagten, ist das eine rationale Erklärung, Bella«, sagte Clare, die noch nicht bereit war, sich geschlagen zu geben, »aber das erklärt nicht, warum diese ganze Melanie-Geschichte gestern wieder hochgekocht ist.«

Die Ärztin, die Clares Besorgnis ernst nahm, sah sie ruhig an. »Ich glaube aber doch, Clare. Kinder erinnern sich an die seltsamsten Dinge. Sie könnte sich ebenso daran erinnern, dass Sie ihr den Eindruck vermittelt haben, ihr Name sei Melanie, um ihr dann zu sagen, dass sie Julia heißt. Also glaubt Julia jetzt, mehrere Namen zur Auswahl zu haben.«

Clare sah Dr. Warne skeptisch an. Bella kannte diesen Blick, und auf ihrem normalerweise eher abweisenden Gesicht breitete sich ein Lächeln aus, das eine erstaunliche Wärme ausstrahlte.

»Zugegeben, es ist nur eine Theorie, aber sie ist plausibel. Eigentlich will ich Ihnen nur sagen, dass Sie wegen dieser Sache keinen Grund zur Sorge haben.«

Sie gingen von Bellas Büro zu Julia. Das Mädchen war angezogen und fertig für die Nachhausefahrt. Nachdem sie die Schwestern und Bella umarmt hatte, verließ sie das Gebäude. Sie hielt die Hand ihrer Mutter und umklammerte noch immer ihr geliebtes Stoffäffchen.

Sie sprachen alles noch einmal durch. Schließlich ließ Clare von der Idee ab, ihre Karriere aufzugeben. Den Ausschlag gab letztlich ihre Angst, sich in eine übervorsichtige Mutter zu verwandeln. Außerdem sollte Julia schon bald in die Vorschule kommen, sodass sie weniger Zeit zu Hause verbringen würde.

Tom fuhr wieder nach New York, um sich mit dem Verleger zu treffen, den er in der Woche zuvor versetzt hatte. Sie machten einen Vertragsentwurf und einen Zeitplan, soweit es in diesem frühen Stadium möglich war. Als Tom nach Hause kam, war es sieben Uhr durch, doch als er Clare sah, wusste er im selben Augenblick, dass etwas nicht stimmte. Sie war angespannt und blass. Sie habe ihn nicht angerufen, erklärte sie, weil kein Grund bestehe, in Panik zu geraten. Aber es war beunruhigend. Denn es war wieder passiert – die Sache mit »Melanie«.

Clare war an Julias Tür vorbeigekommen, als sie das Mädchen reden hörte. Sie war stehen geblieben, um zuzuhören – nicht um zu lauschen, sondern wegen jener zärtlichen Neugier, die alle Eltern haben, wenn es um die geheimnisvolle Fantasiewelt ihrer Kinder geht. Sie nahm an, dass Julia mit ihren Puppen und Stofftieren spielte und vielleicht die Gastgeberin einer Teeparty mimte, wie Clare selbst in ihrer Kindheit.

Sie hörte das Wort »Mommy«, gefolgt von einer Pause; dann sagte Julia einige Worte, die Clare nicht richtig verstehen konnte. Sie schlich näher an die halb geöffnete Tür heran und sah, wie das Mädchen in sein leuchtend gelbes Plastiktelefon sprach. Clare wusste sehr wohl, dass Kinder am Telefon mit imaginären Personen reden; dazu waren Spielzeugtelefone schließlich da. Doch Julia führte das Gespräch mit einer solchen Konzentration, dass Clare aufhorchte und genauer hinhörte.

»Wenn Mommy arbeiten geht«, hörte sie, »passt Linda auf mich

auf« Es folgte eine Pause, dann: »Daddy geht auch arbeiten, aber manchmal bleibt er zu Hause.«

Julia verstummte wieder und nickte, während sie den Hörer ans Ohr hielt; dann sagte sie: »Ich mag Linda ... ja ... nein ... doch, wirklich ... dich mag ich auch, Mommy ...«

In diesem Augenblick bemerkte sie Clare in der Tür, verstummte und legte den Hörer auf. Verlegen, dass sie dabei ertappt worden war, wie sie ihr eigenes Kind ausspionierte, betrat Clare das Zimmer und kniete sich auf Augenhöhe neben Julia.

»Mit wem hast du gesprochen, Schatz?«

Julia senkte den Blick und gab keine Antwort.

»Hast du mit Mommy gesprochen?«, fragte sie fröhlich und versuchte, ihre Bereitschaft zu vermitteln, dieses Spiel mitzuspielen.

Als Antwort nickte Julia ernsthaft, blickte aber immer noch nicht hoch.

»Was hat Mommy denn gesagt?«

»Sie hat gesagt: ›Ich vermisste dich, Melanie.‹«

Clare erstarnte. »Melanie?«

Erschrocken sah Julia hoch, wie jemand, der sich verplappert und ein großes Geheimnis verraten hatte.

»Mommy nennt dich aber nicht Melanie, oder?«, entgegnete Clare.

Das Kind antwortete immer noch nicht, blickte nur weiter angstefüllt ihrer Mutter in die Augen, als wäre sie bei einer schlimmen Lüge erwischt worden und wartete nun darauf, ausgeschimpft zu werden.

»Ist schon gut, Schatz«, sagte Clare beruhigend. »Mommy ist dir nicht böse. Aber warum hast du gesagt, dass ich dich Melanie nenne?«

Julia verdrehte eine Weile die Finger, sichtlich verlegen und anscheinend auf der Suche nach einer Erklärung. Schließlich fand sie

eine.

»Nicht du«, sagte sie, »meine andere Mommy.«

10

Er stand in einem Keller. Schwaches Licht sickerte zu ihm herein. Der Boden war uneben, feste Erde, in der hier und da Steine eingebettet waren. Die kahlen Wände bestanden aus alten Ziegelsteinen, die stellenweise abbröckelten.

Er hatte keinen blassen Schimmer, wie er dort hingekommen war. Er wusste nur, dass an diesem Ort etwas Furchtbares geschehen war. Etwa, woran er sich nicht erinnern wollte.

Etwas, das er getan hatte.

Aber was war es? Sein Kopf war leer. Er stand unter Schock – und deshalb konnte er sich an nichts erinnern.

Er wusste, dass die Antwort ganz nahe war, irgendwo in der Dunkelheit. Er musste nichts weiter tun, als einen Schritt in den dunkelsten aller Schatten zu tun, und er würde es erfahren.

Doch er war vor Angst wie gelähmt und konnte sich nicht rühren. Er klammerte sich an den Gedanken, dass er nicht in Panik geraten durfte. Ihr aus dem Weg zu gehen war so wie unter Wasser die Luft anhalten. Seine Lungen brannten und würden gleich platzen. Plötzlich rang er keuchend um Atem, nach vorn gebeugt, den Kopf zwischen den Knien, doch es ging vorbei. Während sein Atem sich beruhigte, beherrschte ihn nur ein einziger Gedanke: Er musste hier raus.

Er blickte sich noch einmal um und entdeckte eine Öffnung. Zunächst erschien sie so dunkel wie alles andere; dann aber sah er in der Ferne eine Spur Licht. Er rannte los und schürzte sich an den rauen Wänden die Hände auf. Er stolperte um eine Ecke, und noch eine, und fand sich in einem langen Gang mit einer Tür am hinteren Ende wieder, die halb verrottet war und schief in den Angeln hing, sodass Tageslicht durch die Ritzen fiel. Er blieb stehen.

Einige Augenblicke lang bewegte er sich nicht, denn seine überstürzte Hast in die Freiheit wurde plötzlich von der Furcht vor dem gehemmt, was ihn draußen erwarten mochte. Geräuschlos schlich er voran und lauschte. Er hörte nur das Säuseln eines leichten Windes, aber keine Bewegungen und keine Stimmen. Vorsichtig schob er die verwitterte Tür wenige Zentimeter weit auf, so langsam, dass ein heimlicher Beobachter die Bewegung kaum bemerkt hätte. Er spähte hinaus und sah ein Gewirr aus wucherndem Gestrüpp und Gras. Von der Stelle, wo er stand, stieg das Gelände bis zu einer langen Reihe von Büschen an, die offenbar die Begrenzung eines Gartens markierten. Dahinter konnte er den schiefergrauen Morgenhimme sehen.

Plötzlich wusste er, wo er war. Er trat ins Freie und stieg den Abhang hinauf, folgte einer Spur, die einst ein Weg gewesen sein mochte, nun aber von Unkraut überwuchert war und von glitschigem Schlamm bedeckt wurde. Er rutschte aus und landete auf allen vieren. Während er sich aufrappelte, blickte er sich um und sah das Haus, aus dem er gerade gekommen war: verlassen, zugenagelt und mit dem seltsamen Türmchen, an das er sich erinnerte. Das Haus stand im hinteren Teil des ungepflegten, verwilderten Gartens, durch den er sich nach oben kämpfe. Irgendetwas an diesem Haus ließ ihn an einen einzelnen Zahn in einem verrottenden Kiefer denken, wie schon voriges Mal.

Voriges Mal? Aber wie konnte es ein voriges Mal geben? Es sei denn, das vorige Mal war eine Art prophetischer Albtraum gewesen, ein kurzer Blick auf seine Zukunft, und jetzt erlebte er die Wirklichkeit.

Aber er glaubte nicht an übersinnliche Wahrnehmungen und so etwas. Er hatte noch nie daran geglaubt.

Also war das hier sicherlich ...

»Liebling? Was ist los? Was ist mit dir?«

Er spürte eine Hand auf dem Arm und zog ihn mit einem Schrei der Wut und Angst weg. »Nein!«

»Tom!«

Es war Clares Stimme. In der Dunkelheit. Er war wieder in der Dunkelheit, in diesem grässlichen Haus.

Ein Licht flammte auf. Tom sah ihre Hand an der Nachttischlampe.

»Du hattest einen Albtraum, Schatz.«

»Nein, ich ...«

Wieder spürte er ihre Hand auf seinem Arm, aber diesmal zog er ihn nicht weg. »Tut mir Leid, ich ... ich dachte, ich bin in diesem Haus ...«

»Welches Haus?«

»Irgendwo ... weiß nicht, wo oder was ...«

Als er sich aufrichtete, legte er eine Hand auf die Stirn, als könnte er auf diese Weise das Schwindelgefühl vertreiben.

»Du hast wie ein Verrückter gestrampelt.«

»Ich bin vor irgendwas weggelaufen ...«

Während er sprach, bemerkte er, dass er immer noch außer Atem war und sein Herz raste.

»Wovor?«

»Ich weiß es nicht. Es war nur ein Traum ... verrückt ...«

»Ist wirklich alles in Ordnung?«

»Es geht mir gut. Entschuldige, dass ich dich geweckt habe. Schlaf weiter.«

Beide legten sich wieder hin. Clare knipste das Licht aus. Eine Zeit lang lagen sie schweigend nebeneinander, bis Clare fragte: »Warum erzählst du es mir nicht?«

»Da gibt's nichts zu erzählen«, antwortete er und fügte hinzu: »Nur, dass ich nicht alleine schlafen möchte.«

»Was meinst du damit?«

Er spürte die Bewegung, als sie sich im Dunkeln zu ihm umdrehte. »Weißt du, wie man am schnellsten ein Zimmer leer be-

kommt?«, sagte er. »Erzähl den Leuten deine Träume.«

Clare lachte und streckte die Hand nach ihm aus. Sie nahmen sich in die Arme und dachten nicht mehr ans Reden.

11

»Brendan Hunt ist in diesem Fall der Richtige«, sagte Bella Warne.
»Er hat an der Harvard Medical School unterrichtet, bevor er sich für ein ruhigeres Leben entschieden hat. Der Mann ist erstklassig. Er hat in den letzten Jahren mehrere Arbeiten veröffentlicht, die große Beachtung gefunden haben.«

Bella setzte alle Hebel in Bewegung und bekam einen Termin für den übernächsten Tag. Dr. Hunt war ungefähr in Toms Alter, hatte dichtes, sandblondes Haar, einen offenen Blick und gepflegte Hände, die er im Schoß gefaltet hielt, selbst wenn er sich vorbeugte, um Julia eine Frage zu stellen. Er trug ein Tweedsakko über einem Jeanshemd und hatte eine leichte, beiläufige Art, sodass Eltern und Kind sich auf Anhieb wohl fühlten.

»Du weißt, wer das ist, nicht wahr?«, fragte er Julia und zeigte dabei auf Clare.

»Mommy«, antwortete sie.

»Und das?«, fragte er und deutete mit einem Nicken auf Tom.

»Daddy.«

Er machte einen Augenblick Pause und ließ ihre Antworten im Raum stehen.

»Hast du noch eine andere Mommy und einen anderen Daddy?«, fragte er.

Julia sah auf den Boden, als wäre sie plötzlich unsicher, wie sie mit dieser Frage umgehen sollte.

»Das ist schon in Ordnung. Du kannst es uns ruhig sagen.«

»Ja«, sagte sie, ohne hochzusehen.

»Sind die jetzt hier?«

Julia schüttelte den Kopf.

»Wo sind sie denn?«

»Weiß nicht.«

»Kannst du uns sagen, wie sie aussehen? Vielleicht kannst du sie für uns malen.«

Jetzt blickte Julia hoch, sah aber nicht ihre Eltern an, sondern Hunt. Als sie schließlich sprach, war es so, als wäre sie nicht mehr im Zimmer und als hätte sie etwas Wichtiges zu sagen, das sie dem Fremden vor ihr begreiflich machen musste.

»Mein Daddy ist weggegangen.«

Hunt ließ nicht den Hauch einer Reaktion erkennen, sondern sah ihr weiter mit seinem entspannten, freundlichen Blick in die Augen.

»Nicht dieser Daddy. Dein Daddy ist hier.«

Ohne zu zögern, sagte Julia: »Mein anderer Daddy.«

Wieder zeigte Hunt keine Reaktion. Tom sah nicht nach links und nach rechts, obwohl er Clares ängstlichen Blick deutlich spürte.

»Und wie nennt dein anderer Daddy dich?«

»Melanie«, sagte das Kind und hob dabei leicht die Stimme, als ob es eine Frage wäre, was offensichtlich nicht der Fall war. Sie war sich einfach nicht sicher, ob sie es sagen sollte.

»Sehr schön«, sagte Hunt, beugte sich ein wenig vor und schuf so eine gewisse Intimität zwischen ihnen. »Jetzt kannst du nach nebenan gehen und mit Schwester Rogers spielen. Es dauert eine Weile, dann kommen Mommy und Daddy und nehmen dich mit nach Hause. Okay?«

Julia ging fröhlich in den Raum voller Spielsachen nebenan und begab sich unter die freundliche Aufsicht der schon etwas älteren Schwester. Brendan Hunt drehte sich um und sah in die Gesichter des besorgten Paares vor seinem Schreibtisch. Sein Büro war mit Holz getäfelt und bequem möbliert. An der Wand hinter ihm hin-

gen gerahmte Urkunden seiner akademischen Abschlüsse und Auszeichnungen, während die anderen Wände mit einer Sammlung echter, zum größten Teil abstrakter Gemälde geschmückt waren.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir körperliche Ursachen ausschließen können«, erklärte er. »Wir werden weitere Untersuchungen machen, einschließlich einer Hirntomographie. Wir werden alles tun, was nötig ist oder was Sie als notwendig erachten. Doch ich habe das starke Gefühl, es handelt sich hier um eine Kinderfantasie, die sozusagen Amok läuft oder die zumindest den häuslichen Frieden gefährdet.«

»Aber *warum?*«

Clares Frage zeugte von der Ratlosigkeit eines Menschen, der eine Situation klar erfasste, nicht aber den Sinn dahinter.

»Wenn ich Julia ein paarmal gesehen habe, können wir das vielleicht herausfinden. Am besten fangen wir damit an, dass Sie mir etwas von sich erzählen.«

Tom und Clare hatten sich darauf vorbereitet, da sie von der Annahme ausgingen, dass es in ihrem Fall eher die Schuld der Eltern war, dass ihr Kind psychische Probleme hatte. Bis tief in die Nacht hatten sie ihr Gedächtnis und ihr Gewissen durchforscht, um sich an Dinge zu erinnern, die sie getan oder gesagt oder unterlassen hatten – und die diesen Zustand bei ihrer Tochter hervorgerufen haben könnten, falls ›Zustand‹ der richtige Ausdruck war. Clare machte sich immer noch Vorwürfe, zu früh wieder arbeiten gegangen zu sein, doch Tom wollte nichts davon hören. Er seinerseits konnte nie vergessen, dass er Alkoholiker war. Zugegeben, es war eine Krankheit, keine Sünde und nichts, wofür er sich hätte schuldig fühlen müssen. Aber wie alle Alkoholiker, wie alle Süchtigen, war er sich der Auswirkungen, die sein Problem auf das Leben anderer Menschen und besonders das seiner Nächsten ha-

ben konnte, schmerzlich bewusst. Er hatte in fünf Jahren nicht ein einziges Glas angerührt, also konnten weder Clare noch Julia den schlimmsten Erscheinungen seiner Krankheit ausgesetzt gewesen sein.

Aber gab es andere Auswirkungen? Andere Möglichkeiten, Schaden anzurichten? Er konnte sich dessen nicht sicher sein. Vielleicht, sagte er sich, besaßen Alkoholiker eine besondere Mentalität, die sie für andere Menschen gefährlich machte, selbst wenn sie trocken waren. Vielleicht waren Alkoholiker, zumindest einige von ihnen, einfach gefährlich.

Hunt hörte sich alles mit professionellem, unvoreingenommenem Gleichmut an: ihre Ängste und Hoffnungen, ihre Schuldgefühle und Geständnisse. Hin und wieder machte er eine Pause, um sich etwas zu notieren, unterbrach sie jedoch nie, außer für gelegentliche Fragen, die verdeutlichen sollten, was sie zu sagen versuchten, oder um etwas zu klären, das sie selbst nicht ganz verstanden hatten. Erst als sie geendet hatten, blickte Hunt zu ihnen auf und lächelte sie freundlich und aufmunternd an.

»Normalerweise würde ich bei einem solch kleinen Kind eine Art Spieltherapie vorschlagen. Und die ist am wirksamsten, wenn sie intensiv ist – vielleicht dreimal die Woche, am Anfang sogar täglich. Das erscheint mir am sinnvollsten, wenigstens in den nächsten paar Wochen. Dann können wir sehen, wie wir weiter vorgehen.«

»Wären wir daran beteiligt?«, fragte Tom, »oder würden Sie allein mit Julia sprechen?«

»Sie können dabei sein, wenn Sie möchten. Und Sie *sollten* dabei sein, wenn Julia es wünscht, was bei den ersten ein oder zwei Sitzungen oft der Fall ist. Aber selbst ein so kleines Kind wie Julia muss manchmal Dinge sagen, von denen es vielleicht nicht weiß, wie es sie im Beisein seiner Eltern ausdrücken soll. Und es ist Teil

der Arbeit des Therapeuten, diese Dinge vertraulich zu behandeln, wenn es angemessen erscheint. Ich gebe den Eltern stets einen Überblick, was bei der Behandlung abläuft, aber keinen detaillierten Bericht.«

»Wie definieren Sie ›angemessen‹?«

Hunt lehnte sich zurück. »Kommt darauf an. Wenn das Kind mich bittet, den Eltern nichts zu sagen, tue ich das in der Regel auch nicht. Jedenfalls nicht sofort, oder wenn es etwas von übergeordneter Bedeutung gibt, das mir keine andere Wahl lässt. Da gibt es keine starren, eindeutigen Regeln.«

»Nehmen Sie die Sitzungen auf?«, fragte Tom.

»Das kommt auf den Fall an. Manchmal kann es hilfreich sein, wenn ich mit dem Kind allein spreche, um das Band hinterher den Eltern vorzuspielen. So verfahre ich manchmal bei ganz jungen Patienten, aber bei älteren Kindern kann der Schuss nach hinten losgehen – Sie wissen schon, die Vertraulichkeit.«

Tom und Clare sahen sich an. »Also gut«, wandte Tom sich schließlich an Hunt. »Was immer Sie für das Beste halten – wir machen mit.«

12

Zwei Tage später hatte Julia die erste richtige Sitzung. Ihre Eltern waren zu dem Schluss gelangt, dass es ein wenig zu viel des Guten wäre, wenn sie beide mitkämen, und so war Clare beim ersten Mal dabei, Tom beim zweiten Mal. Die »Spieltherapie« erwies sich als genau das, wonach es sich anhörte. Sie fand in einem Zimmer statt, das bis auf Stühle, einen Tisch, einen weichen Teppich und haufenweise Kissen völlig leer war. An einer Wand gab es verschiedene Schubladen, von denen jede anderes Spielzeug enthielt. Jedes Kind, das hierher kam, hatte seine eigene Schublade, die zu Anfang einer Sitzung stets ausgeräumt und am Ende wieder eingeraumt wurde.

Ein großer Teil der ersten Sitzung bestand darin, berichtete Clare später Tom, dass Julia die Spielsachen auswählte, die in ihre Schublade kommen sollten. Als Tom an der zweiten Sitzung teilnahm, hatte sie bereits Mommy-und-Daddy-Puppen für Clare und ihn selbst plus zwei weitere Puppen für ihre imaginären Eltern gewählt. Während die Puppen für die »wirklichen« Eltern, Clare und Tom, offensichtlich ein Paar waren und immer dicht beieinander blieben, waren die imaginären Eltern getrennt, und der Vater war lediglich eine Art Symbolfigur, die kaum eine Rolle spielte.

Weder Tom noch Clare versuchten zu entschlüsseln, was das alles zu bedeuten hatte. Hunt erklärte ihnen, dass es selbst für ihn zu früh sei, sich irgendwelche klaren Vorstellungen zu machen. Allerdings war es für die Eltern offensichtlich, wie sehr Julia den liebenswerten Psychiater mochte und ihm vertraute. Clare war bei der dritten Sitzung noch einmal dabei; danach gefiel Julia besser,

wenn ihre Eltern sie allein ließen. Wer immer sie zur Sitzung in die Klinik fuhr, verbrachte ungefähr eine Stunde in einem gemütlichen Wartezimmer, las in einem Buch oder blätterte in einer Zeitschrift. Anschließend gab Hunt stets eine kurze Zusammenfassung des Sitzungsverlaufs.

»Ich benutze eine ganz leichte Form der Hypnose«, erklärte er Tom im Anschluss an eine Sitzung ungefähr zwei Wochen nach Beginn der Therapie. »Das hört sich dramatischer an, als es ist. Kinder sind wegen ihrer Fantasie der Hypnose sehr zugänglich. Ich wende sie nur an, damit sie sich besser konzentrieren.«

»Soll das heißen, Julia ist in Trance?«

»Nein. Sie würden nicht einmal merken, dass sie hypnotisiert wurde. Sie bewegt sich ganz normal, mit offenen Augen. Vielleicht nehmen Sie nächstes Mal an der Sitzung teil und sehen es sich an.«

Es war Clare, nicht Tom, die Hunts Vorschlag akzeptierte. Es sei nichts Großartiges geschehen, erzählte sie Tom hinterher; Hunt habe Julia lediglich gebeten, sich vorzustellen, auf einem fliegenden Teppich zu sitzen, der sie überall hinbringen würde. Dann gab es da einen Zauberhut, einen Zauberring und sogar einen Zauberhund, der ihr Geheimnisse verriet, die nur sie allein hören konnte.

Es gab keinen Zweifel, dass Julia bei diesen Sitzungen großen Spaß hatte. Auch ihre Eltern gewannen den Eindruck, dass sich alles gut entwickelte, nicht nur aufgrund der Berichte, die Hunt ihnen im Lauf der Wochen erstattete, sondern auch durch Julias Verhalten zu Hause.

Es gab nur eine Sache, um die Hunt sie zu Anfang bat: Sie sollten Julia niemals und unter gar keinen Umständen Fragen über ihre imaginären Eltern stellen.

»Wenn Sie Julia auffordern, über ihre Fantasie-Eltern zu sprechen, bekommen sie für das Mädchen nur einen höheren Stellen-

wert. Und wenn sie selbst von ihnen spricht, wechseln Sie am besten das Thema. Ich denke, die imaginären Eltern werden schon bald aus ihren Gesprächen verschwinden. Ich versuche zu erreichen, dass Julia sie buchstäblich in die Schublade steckt und darin lässt. Sobald sie zu Beginn einer Sitzung nur die Dinge auspackt, die ihr Leben mit Ihnen repräsentieren und nichts anderes, werden wir ziemlich genau das erreicht haben, was wir uns erhoffen.«

Es dauerte drei Monate, diesen Punkt zu erreichen. Wenn eine Therapie erfolgreich war, erklärte Hunt, endete sie nicht mit einem Paukenschlag, sondern mit einem Wimmern. Es gab keine dramatische Veränderung über Nacht; man bemerkte nur eines Tages, dass das Problem, mit dem man sich herumgeschlagen hatte, nicht mehr existierte. Und wie bei der Erinnerung an körperliche Schmerzen war es schwierig, sich an seelisches Leid zu erinnern. Ihre Eltern konnten nicht mit Sicherheit wissen, ob Julia Schmerzen oder irgendwelche seelischen Nöte erlitten hatte. Brendan Hunt glaubte nicht daran und riet ihnen ab, Julia danach zu fragen, denn dies barg das Risiko, in ein Wespennest zu stechen, das gerade erfolgreich ausgeräuchert worden war.

Tatsächlich schien Julia von ihren Fantasien über eine zweite, alternative Familie nie allzu verwirrt oder beunruhigt gewesen zu sein, außer im Krankenhaus, als sie nach ihrer Mommy gerufen und Clare in dieser Rolle abgelehnt hatte. Der Schmerz damals und für die meiste Zeit danach war der von Clare und Tom gewesen.

Aber das war nun Vergangenheit, und mehr brauchten sie nicht zu wissen. Sie waren Brendan Hunt dankbar – und dankten es auch einander –, dass sie diesem Sturm getrotzt hatten.

Sie waren dankbar, dass sie ihre geliebte Tochter wieder für sich allein hatten.

In den nächsten fünf Jahren wuchs Julia Freeman zu einem sehr hübschen, fröhlichen jungen Mädchen heran. Der blonde Krauskopf der Kleinkinderzeit wich langen, weichen Locken, die sie mit einem »Alice-Band« an ihrem Platz hielt – ein Stirnband, wie man es auf frühen Illustrationen von *Alice im Wunderland* sehen kann. Julias Eltern waren der Meinung, sie habe tatsächlich etwas von Alice im Wunderland an sich: eine natürliche Sanftheit, gepaart mit einem wachen Verstand und schier grenzenloser Neugier.

Sie war eine gute Schülerin und bei Lehrern und Mitschülern gleichermaßen beliebt. Für Sport interessierte sie sich nicht besonders, außer fürs Schwimmen. Außerdem mochte sie Pferde und lernte reiten. Da sie viele Freunde hatte, war sie nie einsam, obwohl es Zeiten gab, in denen sie es vorzog, allein zu sein. Dann verkroch sie sich in ihrem Zimmer und las stundenlang, als hätten die Bücher sie ganz und gar in Bann geschlagen. Tom und Clare waren erfreut, dass Julia selten allein vor dem Fernseher saß; für das Mädchen war Fernsehen eine Sache, der man eher in Gesellschaft anderer nachging; entweder kamen Julias Freundinnen vorbei, oder sie ging zu ihnen, und dann schauten sie gemeinsam ihre Lieblingsprogramme an oder spielten ein Computerspiel. Doch wenn Julia allein war, bevorzugte sie Bücher.

Tom und Clare waren nicht entschieden dagegen, weitere Kinder zu bekommen. Sie sagten sich: Was geschehen soll, geschieht. Dass es nicht geschah, machte weder Clare noch Tom allzu viel aus. Wären beide jünger gewesen, hätte die Sache vielleicht anders ausgesehen. Aber als Julia acht wurde, war Tom bereits vierzig und Clare nicht mehr weit davon entfernt. Toms Karriere hatte sich zunehmend besser entwickelt, und Clare arbeitete nun wieder ganztags, ebenfalls mit Erfolg. Sie wohnten in demselben Haus wie damals, weil sie es lieben gelernt hatten, doch sie hatten sich eine Zweitwohnung in Manhattan gekauft, was Tom die geschäft-

lichen Meetings vereinfachte und an Wochenenden nützlich war, wenn sie in der Stadt bleiben und sich eine Show ansehen wollten.

Manchmal, in stillen Augenblicken oder den zum Glück seltenen Fällen, wenn er um vier Uhr morgens schlaflos im Bett lag, fragte Tom sich immer noch, wie lange alles so weitergehen könne. Eine hartnäckige Stimme in seinem Innern erinnerte ihn daran, dass jeder Mensch sich im Leben Narben zuzog und dass kein Glück ungetrübt blieb. Jeder von uns kennt die schrecklichen Dinge, die den Menschen, die wir lieben, zustoßen können – Krankheit, Schmerz, früher Tod –, und doch hoffen wir wider alle Vernunft, dass wir selbst alldem entkommen.

Aber wie können wir das? Die einzige Möglichkeit, sagte sich Tom, besteht darin, das Hier und Jetzt zu genießen, denn *wirklich* lebt man nur in der Gegenwart. Grüble nicht darüber nach, was hätte sein können oder was kommen könnte, sagte sich Tom. Geenieße, was ist.

Und das, was war, machte ihn zu einem glücklichen Menschen.

13

Er wusste, wo er war, obwohl er die Augen geschlossen hatte und nicht wagte, sie zu öffnen. Solange selbst die Schatten des Kellers von Dunkelheit verschluckt wurden, musste er das Entsetzliche, das er gesehen hatte und nun zu vergessen suchte, nicht an sich heranlassen. Selbst der schrecklichste Horror, den seine Fantasie ihm vorgaukeln konnte, war kein Vergleich zu der grauenhaften Realität, die ihn mit Sicherheit überfallen würde, wenn er die Augen wieder aufschlug.

Als Erstes musste er weg von hier. Das sollte nicht schwierig sein, selbst mit geschlossenen Augen. Er wusste sehr gut, wo er war: Er war schon früher hier gewesen, obwohl er nicht mehr sagen konnte, wann oder aus welchem Grund.

Er machte einen Schritt, dann noch einen – und stieß gegen die raue Oberfläche einer Ziegelmauer. Er drehte sich, wobei er diesmal die Hände suchend und tastend ausstreckte. Nun bewegte er sich in die richtige Richtung, da war er sicher. Im Stillen zählte er seine Schritte. Eins, zwei, drei, vier ...

Plötzlich blieb er stehen und stöhnte dumpf vor Schmerz, als er sich beinahe den Knöchel verstauchte. Und bevor es ihm bewusst geworden war, hatte er einem Reflex nachgegeben, der stärker war als er, und die Augen geöffnet. Nun sah er den vertrauten Gang; er war genau so, wie er sich erinnerte, aus festgestampftem Boden mit darin eingebetteten Steinen, einige rund und glatt, andere mit scharfen Kanten. Gegen einen dieser Steine war er gestoßen.

Nun aber, als er den Kopf hob, um durch das erstarrte Schattenspiel ins Halbdunkel zu spähen, sah er wieder dieses ... Ding, diesen grauenhaften Körper, dessen Anwesenheit er so verzweifelt zu verdrängen versucht hatte.

Selbst jetzt, als er sie dort liegen sah, versuchte er sich einzureden, dass sie schlief. Doch er wusste, dass es nicht so war. Er wusste, dass sie nicht schlief. Er wusste, dass sie tot war. Und er wusste, dass es keine Möglichkeit gab, davor zu flüchten oder es rückgängig zu machen. Eine Schicksalslinie, eine Grenze war überschritten worden.

Wie war das geschehen? Vom Schock war er wie betäubt, zu verängstigt und erschreckt, um klar denken zu können.

War er betrunken gewesen? Hatte er Drogen genommen? Falls ja, war er jetzt nüchtern – schrecklich nüchtern.

Ihm war bewusst, dass es keine Entschuldigung war, aber er wollte unbedingt glauben, dass er nichts hatte ändern können. Wurde er verrückt? War er vorübergehend nicht bei Verstand?

Wer war sie überhaupt? Er zwang sich, näher heranzugehen und sie anzusehen. Ihr kurzer Rock war über die Hüfte hochgeschoben. Ohne nachzudenken, ging er auf die Knie. Er wollte ihren Rock herunterziehen, ihr ein wenig Würde verleihen, aber dann hielt er inne. Welchen Sinn hatte das? Was machte das jetzt noch aus?

Er spürte, wie Panik in ihm aufstieg, gegen die er nicht ankämpfen konnte. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, doch nach und nach verebbte die Übelkeit und ließ ihn mit einem einzigen Gedanken von schrecklicher Klarheit zurück: Dass alles, was er jemals gewesen war, was er jemals getan hatte, von diesem Augenblick an wertlos war. Diese verrückte und sinnlose Tat bestimmte nun sein Leben; sie war das Einzige, was zählte. Diese Tat würde nie aus seinen Gedanken verschwinden, ob er wachte oder schlief – falls er jemals wieder schlafen konnte.

Er hatte nur den Wunsch, hier herauszukommen. Vielleicht, sagte er sich, konnte er dieser unerträglichen Wirklichkeit doch noch entkommen, wenn er nur schnell und weit genug lief. Aber wo konnte er sich verstecken?

Er bemerkte ein schwaches Licht, das von irgendwo seitlich über ihm in die Dunkelheit sickerte. Immer noch kniend, drehte er sich in die Rich-

tung und stand auf. Er ließ das winzige Fenster nicht aus dem Blick, obwohl es zu weit oben und zu verschmutzt war, um hinausschauen zu können. Er ging weiter, bis er genau darunter stand, an der Stelle, die er wiedererkannte.

Erst jetzt blickte er zu dem tiefen Schatten zurück. Er konnte nichts sehen, wusste nun aber, was dort verborgen war.

Er rannte los, und während er über den Gang auf das Licht hinter der zerbrochenen Tür zustolperte, schrie eine Stimme in seinem Kopf: »Du träumst! Es ist nur ein Traum! Du hast einen Albtraum!«

Aber das spielte keine Rolle. Denn diesmal lebte er darin. Diesmal gab es keinen Ausweg.

Das verängstigte, klagende Geräusch hielt eine Weile an, ehe ihm klar wurde, dass es der Klang seiner eigenen Stimme war. Es erschien ihm wie eine Ewigkeit, bis er sich davon überzeugt hatte, dass er wach und alles nur ein Albtraum gewesen war. Er hatte niemanden umgebracht. Wie konnte er sich so etwas nur vorstellen, und sei es in seinen verrücktesten Träumen?

Seine verrücktesten, wirrsten Träume. Dies war der schlimmste von allen gewesen. Aber nun war er wach, war zu Hause, mit Clare an seiner Seite.

Nur dass sie nicht da war, als er sich zu ihr umdrehte ...

Natürlich, sagte er sich. Sie war aus dem Zimmer gegangen, um nach dem Baby zu sehen ... das heißt, ihre Tochter war längst kein Baby mehr. Sie wurde bald neun.

Was stimmte nicht mit ihm?

Noch etwas fiel ihm auf, als er sich umsah. Es war nicht sein Bett. Es war nicht einmal sein Haus. Er war an einem fremden Ort, den er nicht kannte ... Wieder erfasste ihn Panik, die aus dem Bauch hochstieg und ihm die Kehle zuschnürte. Er atmete tief durch und zwang sich, Ruhe zu bewahren.

Endlich! Plötzlich fiel es ihm wieder ein. Er war in New Orleans, im Hotel Richelieu in der Chartres Street. Vor zwei Tagen war er hergekommen, um mit einigen Jazzmusikern über einen Film zu reden.

Gott sei Dank.

Dieser furchtbare Traum. Woher kam der nur? Aus der Hölle – oder aus ihm selbst?

Oder aus irgendeinem finsternen Abgrund in seinem Innern?

Er fuhr zusammen, als plötzlich das Telefon neben seinem Bett klingelte. Er griff nach dem Hörer und schaltete die Nachttischlampe ein, um auf die Uhr zu sehen. Es war gerade sechs durch.

»Tom?« Clares Stimme. »Tut mir Leid, dass ich dich wecke. Es ist noch früh, ich weiß.«

»Was ist, Liebling? Ist etwas nicht in Ordnung?« Er hätte sie gar nicht zu fragen brauchen: Er hörte es an der Anspannung in ihrer Stimme.

»Es geht um Julia ... aber mach dir keine Sorgen, sie ist nicht krank oder verletzt.«

»Was ist passiert?«

»Es ist wieder diese Sache mit ›Melanie‹. Du solltest lieber herkommen.«

14

Es ging auf Ostern zu, als der Vater einer Freundin Julias anrief, um einen Vorschlag zu machen. Er und seine Frau wollten mit ihrer Tochter Charlotte übers lange Wochenende eine Reise nach Niagara Falls machen; ob die Freemans sich ihnen anschließen würden? Es stellte sich heraus, dass Julia den Nachbarn schon gesagt hatte, sie sei ganz versessen darauf, mitzufahren. Seltsamerweise hatte sie ihren Eltern nichts davon erzählt.

Clare und Tom jedenfalls hielten es für eine gute Idee und waren einverstanden.

Dann aber ergab sich ein Problem mit Toms Terminen. Er plante eine Dokumentation über Jazzpianisten, und einer der Hauptakteure, mit denen er in New Orleans sprechen musste, konnte sich nur am Osterwochenende mit ihm treffen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, die Reise abzusagen, doch Clare ermunterte ihn sogar, nach New Orleans zu fahren. Tom wusste, dass sie und Julia in netter Gesellschaft sein würden und dass man gut auf sie aufpasste.

Also fuhr er, begleitet von einem Tontechniker und einem Kameramann. An dem Abend, als Clare ihn anrief hatten sie bereits so ziemlich alles im Kasten, was sie brauchten. Er bekam einen Rückflug um halb zehn abends. Clare holte ihn vom Flugplatz ab. Als sie ihn zum Hotel führte, besprachen sie einige der Dinge, die sie am Telefon erwähnt hatte.

»Es ist die Besessenheit, die mir solche Angst macht«, sagte Clare. »Julia rückt nicht davon ab, dass sie Melanie heißt und dass ihre ›richtige Familie‹ irgendwo hier in der Gegend wohnt.«

»Hier in der Gegend?«

»Das waren ihre Worte.«

»Hat sie gesagt, wo?«

Clare schüttelte den Kopf.

»Hast du sie gefragt?«

»Das wollte ich. Aber dann habe ich daran gedacht, was Brendan Hunt gesagt hat: dass wir sie in ihren Fantasien nicht unterstützen sollen.«

»Du hast Recht.« Er dachte einen Augenblick nach. »Ich glaube, als Erstes müssen wir mit Hunt Kontakt aufnehmen.«

»Ja, das hätte ich schon tun sollen.« Sie blickte mit einer solch angstvollen Miene zu ihm hinüber, wie er sie noch nie bei ihr gesehen hatte. »Tut mir Leid«, sagte sie mit gebrochener Stimme.

»Du hast alles richtig gemacht. Mach dir keine Sorgen, wir schaffen das schon.«

Clare blickte wieder auf die Straße und rieb sich mit der Hand über die Augen, um den Schleier fortzuwischen, der sich darüber gelegt hatte. Tom sah, dass sie sich auf die Lippen biss. Er streckte die Hand aus und berührte sanft ihre Wange. »Ich meine das ernst. Alles wird gut.«

Eine Zeit lang schwiegen sie; dann fragte Tom: »Es hat gestern Nacht angefangen? Einfach so, aus heiterem Himmel?«

Sie nickte. »Wir hatten gerade das Abendessen bestellt. Julia sagte, dass sie Hackbraten wollte. Julia und Hackbraten! Ich dachte schon, dass sie sich vertan hätte und vielleicht Hühnchen oder Nudeln wollte. Aber sie bestand auf dem Hackbraten. Ich sagte: ›Sonst isst du doch keinen Hackbraten.‹ Da hat sie mich ganz seltsam angeschaut, als würde ich sie einer Lüge bezichtigen, und sagte: ›Ich bin jetzt Melanie.‹«

»Und ihre Freundin Charlotte? Du sagtest, sie sei in alles eingeweiht gewesen?«

»Es stellte sich heraus, dass Julia ihrer Freundin gesagt hatte, das

sei der eigentliche Grund, dass sie herkommen wollte – weil in der Nähe ihre ›geheime Familie‹ wohne. Charlotte musste schwören, nichts zu verraten. Du weißt ja, wie Kinder sind.«

Tom war sich nicht sicher, ob er überhaupt etwas von Kindern verstand. Vielleicht hatte er zu spät in seinem Leben damit angefangen. Vielleicht war es für ihn und Clare einfach zu hoch. Auf jeden Fall kam es ihm jetzt so vor.

»Und das Verrückte ist«, sagte Clare, »dass sie den Eindruck macht, als wäre nichts gewesen. Nur dass sie auf der Anrede Melanie besteht, wenn jemand sie Julia nennt.«

»Das klingt fast wie ein Spiel.«

»Ist es aber nicht.«

Als sie zum Hotel kamen, entdeckten sie Julia, Charlotte und deren Eltern im beheizten Schwimmbad. Charlottes Eltern hatten offenbar bemerkt, dass etwas nicht in Ordnung war. Da sie die Situation aber nicht durchschauten, waren sie nun ein wenig in Verlegenheit.

Als Julia Tom erblickte, lief sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und rief: »Daddy, Daddy!«

Tom umarmte sie fest und achtete nicht auf die feuchten Flecken, die sich auf seinem Mantel ausbreiteten. Er wusste selbst nicht, warum er die nächsten Worte aussprach; sie kamen ihm plötzlich in den Sinn – ein Ausdruck von Gefühlen, die ihn beinahe zu ersticken drohten.

»Bin ich wirklich dein Daddy?«, fragte er.

Sie sah ihn mit gespielter Überraschung an, als wollte er sich einen Spaß mit ihr erlauben.

»Natürlich bist du mein Daddy!«, entgegnete sie dann, fiel ihm wieder um den Hals und drückte ihre Wange an seine. »Ich liebe dich!«

»Und dein anderer Daddy?«, fragte Tom.

Sie schwieg, also hakte er nach.

»Liebst du deinen anderen Daddy auch?«

Sie schüttelte den Kopf »Er ist nicht wie du.«

Tom bemerkte Clares ängstlichen Blick und fragte: »Und deine andere Mommy?«

Julia beugte sich ein wenig zurück, sodass sie Tom in die Augen sehen konnte. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

»O ja«, sagte sie. »Ich liebe meine andere Mommy.«

15

Die Stimmung am Abend war angespannt, doch die Lage war nicht hoffnungslos. Clare hatte mit Charlottes Eltern gesprochen, die Verständnis für die Situation aufbrachten und sich ganz nach Clare und Tom richten wollten.

Tom war es gelungen, Brendan Hunt ans Telefon zu bekommen. In den Jahren, als Hunt Julia behandelt hatte, waren sie ihm ziemlich regelmäßig über den Weg gelaufen. Saracen Springs war ein Ort, an dem sich die verschiedenen gesellschaftlichen Kreise überschnitten. Hunt war stets neugierig, wie Julia sich entwickelte, und freute sich, dass sie keine weiteren Probleme hatte. Er schien sich nie ernsthaft Sorgen um sie gemacht zu haben und erklärte, dass sie ihn nicht noch einmal aufsuchen müsse. Soweit es ihn betraf war die Episode beendet. Wann immer er und Julia sich trafen – ob auf der Straße, in einem Restaurant oder im Haus eines gemeinsamen Freundes –, hatte sie ihn wie einen Lieblingsonkel begrüßt und sich gefreut, ihn wiederzusehen.

Hunt hörte schweigend zu, als Tom am Telefon erklärte, was geschehen war. »Ich kann eigentlich keine Meinung dazu äußern, bevor ich mit ihr gesprochen habe«, sagte er, als er geendet hatte. »Wann sind Sie wieder zurück?«

»Wir nehmen den ersten Flug, den wir kriegen können. Jetzt in den Ferien wird das allerdings ein bisschen schwierig.«

»Wahrscheinlich ist es das Beste, zurückzukommen. In der Zwischenzeit sollten Sie sie nicht herausfordern. Werfen Sie ihr nicht vor, dass sie Unsinn redet. Und spielen Sie auch ihr Spiel nicht mehr mit.«

»Und ihre Freundin Charlotte?«

»Was ist mit der?«

»Sie scheint an der Sache beteiligt zu sein. Sollten wir die Mädchen trennen?«

Hunt schwieg einen Augenblick. »Ich glaube nicht. Nicht in diesem Stadium. Versuchen Sie einfach, die Dinge unter Kontrolle zu halten, bis Sie wieder hier sind.«

Tom bekam Plätze in einer Maschine, die am späten Vormittag des folgenden Tages abflog. Auf Hunts Rat sagten sie Julia nicht, dass sie früher nach Hause flogen, was beiden jedoch ziemliches Unbehagen bereitete. Aber das war besser, als das Mädchen unnötig aufzuregen und die ganze Nacht mit diesem Problem kämpfen zu müssen. Es war viel besser, am Morgen irgendeine Geschichte von einem Notfall aufzutischen, kurz bevor sie zum Flughafen fuhren.

Clare hatte das Doppelzimmer behalten, das sie und Tom ursprünglich mit einem benachbarten Zimmer für Julia gebucht hatten. Nach dem Abendessen versammelten sich alle drei auf dem großen Bett und sahen fern. Als Julia immer wieder die Augen zufielen, schlug Clare vor, sie solle schlafen gehen. Das Mädchen schwang sich ohne Widerrede vom Bett und küsste ihre Eltern, bevor sie zu ihrem Zimmer ging und sich dabei die Augen rieb. In der Tür blieb sie stehen und drehte sich um.

»Daddy«, fragte sie, »bringst du mich morgen zu Mommys Haus?«

Tom spürte Clares Blick auf sich, wich ihm jedoch aus. »Wir werden sehen«, antwortete er ausweichend. »Warten wir ab, was morgen passiert.«

»Nein, versprich es mir jetzt gleich«, sagte sie bestimmt.

»Lass uns morgen darüber reden«, wiederholte Tom. »Wir sind alle müde. Ich glaube, wir sollten schlafen gehen.«

Das Mädchen blickte ihn mit einer merkwürdigen Mischung aus

Misstrauen und Einverständnis an. Es schien, als würde sie überlegen, ob sie widersprechen oder die Sache auf sich beruhen lassen sollte. Sie entschied sich für die zweite Option.

Als die Tür geschlossen war, kuschelte Clare sich erschöpft und dankbar in Toms Arme. Eine Zeit lang lagen sie schweigend da. Dann sprach sie mit dünner Stimme, als hätte sie sowohl vor ihren Worten Angst als auch vor den Gedanken, die dahinter standen.

»Pam hat heute Abend etwas gesagt ... nach dem Abendessen.«

Pam war Charlottes Mutter, eine sympathische, freundliche Frau. Tom wartete darauf, dass Clare weitersprach; als sie schwieg, hakte er nach: »Was denn? Sag schon.«

Clare rückte von ihm ab und setzte sich mit dem Rücken zu ihm auf die Bettkante.

»Sie sagte, dass sie vor langer Zeit etwas gelesen habe ... einen Artikel über Kinder, die mit Erinnerungen an ihr früheres Leben geboren wurden.«

Sie machte wieder eine Pause, aber diesmal war es Tom, der absichtlich nichts sagte. Sie drehte sich um, blickte ihn fragend an und wartete auf eine Reaktion.

Tom senkte den Blick und erkannte erstaunt, dass es ihm in diesem Moment seltsam schwer fiel, ihr in die Augen zu sehen.

»Erinnerungen an ihr früheres Leben? Du meinst, Wiedergeburt? Geht es um so etwas?«

Er versuchte ruhig zu sprechen, beiläufig, weder schockiert noch entrüstet. In Wirklichkeit fragte er sich, ob dieser Gedanke ihm auf irgendeiner Ebene des Unterbewusstseins nicht selbst schon gekommen war.

Clare zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht mal, ob es überhaupt dasselbe ist. Vielleicht kann man mit den Erinnerungen an das vergangene Leben einer Person wiedergeboren werden, ohne selbst diese Person zu sein.«

Er erwiderte nichts. Irgendwann musste auch er die Beine vom Bett geschwungen haben, ohne sich dessen bewusst zu sein, denn nun ertappte er sich dabei, wie er auf und ab ging.

»Lass uns nicht übers Ziel hinausschießen«, sagte er. »Wenn jedem Kind mit lebhafter Fantasie vorgeworfen wird, eine wiedergeborene Seele zu sein ...«

»Niemand wirft ihr etwas vor. Es ist nur eine Möglichkeit, die wir in Betracht ziehen sollten.«

»Du hast Recht. Tut mir Leid, ich wollte nicht ... Es ist nur so, dass es eine Weile dauert, bis man sich an solch eine Vorstellung gewöhnt hat. Als Erstes müssen wir uns jetzt mit Brendan Hunt zusammensetzen und uns seine Meinung anhören.«

Clare begann zu packen, während Tom seine E-Mails durchsah. Er wollte sich gerade ausloggen, als er eine Idee hatte. Er öffnete eine Suchmaschine und tippte ein einziges Wort ins Kästchen: »Reinkarnation.«

Auf das, was dann kam, war er nicht vorbereitet. Es gab mehr als zweihunderttausend Einträge. Meist kamen sie von Adressen wie Bhakti-yoga.ch, Childpastlives.org, Mantra-meditation.com, Spiritweb.org, Mystica.com und Tarotplanet.com. Es gab viel Material von der Theosophischen Gesellschaft, viel Gerede vom Karma, verschiedene Diskussionen über die Frage, warum Buddhisten die Doktrin akzeptierten, Christen jedoch nicht, und zahlreiche Beiträge von Leuten, mit denen Tom lieber nicht im selben Raum eingesperrt sein wollte.

Dennoch – wenn er darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass er den Buddhismus stets als die vernünftigste aller Religionen betrachtet hatte. Die Buddhisten beteten keine Heiligenbilder an und schlugen den Menschen nicht wegen Streitereien über Glaubenslehren die Köpfe ein.

Aber sie glaubten an die Wiedergeburt.

War diese Idee, fragte er sich, mehr als eine Metapher? Denn eine Metapher, ein Sinnbild, würde nicht ausreichen. Eine Metapher war nur ein Schatten, ein Spiegelbild von etwas anderem – die Möglichkeit, eine Sache zu benutzen, um eine andere zu erklären. Diese Sache aber musste die Sache selbst sein oder gar nichts.

Als sie schließlich zu Bett gingen, lagen sie lange wach und unterhielten sich leise, doch ihr Gespräch drehte sich im Kreis.

16

Beim Frühstück verlor Julia kein Wort über den Vorschlag, »Mommys Haus« zu besuchen, worauf sie am Abend zuvor noch so versessen gewesen war. Es gab auch keine Hinweise auf »Melanie« oder ihr »anderes Leben«. Sie hatte nicht einmal etwas einzuwenden, als Tom ankündigte, dass sie einen Tag eher als geplant nach Hause zurückkehrten. Er und Clare waren übereingekommen, mit Julia ganz offen über einen weiteren Besuch bei Dr. Hunt zu sprechen, wenn sie eine Szene machen sollte.

Doch als es so weit war, nickte sie nur ernst, als hätte sie diese Ankündigung bereits erwartet. Dann sagte sie, dass sie gern mit Charlotte spielen wolle. Clare begleitete Julia; sie und Tom hatten sich geeinigt, dass einer von ihnen das Mädchen stets im Auge behielt, bis sie alle im Flugzeug säßen. Sie glaubten nicht wirklich, dass Julia weglassen könnte, um ihre Fantasiemutter zu suchen, aber sie wollten kein Risiko eingehen.

Tom blieb zurück und kümmerte sich um das Gepäck und die Abmeldung. Dann ging er in den Spielbereich, wo er die beiden Mädchen fand. Es gab einen Innenbereich mit Pool und einen Außenbereich ohne Pool. Die Mädchen waren draußen. Charlottes Vater beaufsichtigte die beiden auf den Rutschen und Karussells – eher etwas für jüngere Kinder, aber da sie zu zweit waren, hatten sie ihren Spaß.

Ihre Mütter saßen an einem Tisch in der Nähe und tranken Kaffee. Tom setzte sich zu ihnen und goss sich eine Tasse ein. Es war eine ganz normale Szene, zumindest äußerlich; ein Bild, wie man es überall sehen konnte: Familien in den Ferien, die Touristenattraktionen besichtigten und die Kinder bei Laune hielten.

Clare erzählte Pam gerade von Toms Internetsuche nach Material über Reinkarnation, und wie viel er gefunden hatte. Pam gestand, rein gar nichts über dieses Thema zu wissen: Es war ihr nur im Gedächtnis geblieben, nachdem sie vor Jahren diesen einen Artikel gelesen hatte. Wie Tom und Clare glaubte auch Pam nicht an Reinkarnation und dergleichen. Sie schien ängstlich und angespannt zu sein, denn sie warf ständig Blicke zu den spielenden Mädchen hinüber. Tom fragte sich, ob sie befürchtete, Charlotte könne sich bei Julia »anstecken«. Nun – wäre er an der Stelle von Charlottes Eltern gewesen, hätte er nicht anders empfunden. Was hier vor sich ging, war zu fremdartig, als dass man es einfach ignorieren konnte.

Tatsächlich behielten beide Elternpaare ihre Kinder fast ständig im Auge, als hätten sie die Befürchtung, die Kinder könnten verschwinden, wenn sie auch nur eine Sekunde unbeobachtet blieben. Dann bemerkte Tom, dass sich zwischen Julia und Harry, Charlottes Vater, irgendetwas abspielte. Julia sprach mit ihm auf jene ernste Art und Weise, die Kinder an sich haben, und würzte irgendeine Bitte mit einer Fülle zusätzlicher Details, sodass Harry, wie sie hoffte, keinen plausiblen Grund finden würde, ihren Wunsch abzuschlagen.

Harry hörte mit ernster Miene zu, während seine eigene Tochter schweigend neben ihnen wartete. Tom sah, wie Harry schließlich antwortete, wobei er eine Geste in Toms Richtung machte – offenbar verwies er Julia mit ihrem Wunsch an ihre Eltern.

Tom und Clare erhoben sich gleichzeitig.

»Schon gut«, sagte Tom, »lass mich nur machen.«

Clare setzte sich wieder, behielt ihre Tochter jedoch im Auge, während Tom zu ihr ging und dabei versuchte, möglichst normal dreinzuschauen. Dabei bemerkte er, dass Julia ihn aus dem Augenwinkel beobachtete. Plötzlich schien die Sache, zu der sie Char-

lottes Vater so dringend hatte überreden wollen, vergessen zu sein, denn Julia ging wieder zu Charlotte, um mit ihr zu spielen. Sie liefen zur Treppe einer spiralförmigen Rutsche, die beide Mädchen bereits mehrere Male lachend und kreischend heruntergesaust waren.

»Was wollte Julia von Ihnen?«, fragte Tom.

Harry stand da, die Hände in den Taschen. Er machte einen verwirrten Eindruck. »Es ... es war unheimlich. Sie fing plötzlich damit an, dass ich sie mitnehmen sollte, um sie zu ihrer Mommy zu bringen. Sie sagte, ihr Daddy würde ihr diesen Wunsch nicht erfüllen. Wir könnten einfach so tun, als ob wir einen Spaziergang machen, aber in Wirklichkeit sollten wir zu meinem Auto gehen.«

»Was haben Sie ihr gesagt?«

»Dass wir das nicht ohne Ihre Erlaubnis tun sollten. Also habe ich vorgeschlagen, die Sache mit Ihnen zu besprechen. Aber das wollte Julia nicht. Sie würden sowieso Nein sagen, meinte sie.«

Das nachfolgende Schweigen der beiden Männer wurde vom Lachen der Mädchen unterbrochen, die sich für eine weitere Rutschpartie bereitmachten.

»Okay, danke, Harry«, sagte Tom schließlich, wobei er einen Blick in Julias Richtung warf. Sie beachtete ihn gar nicht, schien ganz in ihr Spiel mit Charlotte vertieft. Gleichzeitig sah er, wie Clare aufstand und zu ihm kam.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Tom, als sie sich näherte. »Krise abgewendet.«

»Was war denn los?«

Tom erklärte es ihr, wobei Harry im Hintergrund aufmerksam zuhörte und gelegentlich etwas richtig stellte. Tom wäre es lieber gewesen, Harry hätte den Mund gehalten, aber das konnte er ihm schlecht ins Gesicht sagen. Außerdem schmerzte ihn der Ausdruck in Clares Gesicht, wenn er Julias »andere Mommy« erwähnte.

Clare sah auf die Uhr. »Wir sollten jetzt verschwinden«, sagte sie.
»Ich würde lieber ein bisschen länger am Flughafen warten.«

»Du hast Recht«, entgegnete Tom. »Gehen wir.«

Als er sich umdrehte, um Julia zu rufen, hörte er Pams Stimme.

»Charlotte, wo ist Julia?«

Dann sah er Charlotte, die von der Rutsche herüberkam – allein. Er spürte, wie sein Herz einen Moment lang aussetzte, als die Angst ihn wie ein elektrischer Schlag durchfuhr.

Von Julia war nichts zu sehen.

Seine Aufmerksamkeit konnte nicht mehr als ein paar Sekunden abgelenkt gewesen sein, und doch war Julia verschwunden.

Clare lief bereits über den Rasen und rief Julias Namen. Pam eilte zu Charlotte und legte ihr die Hände auf die Schultern.

»Wo ist Julia? Hast du gesehen, wohin sie gegangen ist?«

Das Kind, von der Panik der Erwachsenen erschreckt, schüttelte den Kopf.

»Wir machen dir keine Vorwürfe, Charlotte«, sagte Tom. »Sag uns nur, ob du irgendwas weißt.«

»Julia hat gesagt, dass sie nach Hause gehen muss ...«

»Wohin ist sie gegangen? In welche Richtung?«

Charlotte zeigte auf eine Hecke hinter einem Klettergerüst. Tom lief darauf zu. Aus der Nähe sah er, dass es eine Lücke gab, die für ein Kind groß genug war, um hindurchzuschlüpfen. Er eilte an der Hecke entlang, um einen anderen Weg zu suchen.

»Tom, hier drüben!«

Er blickte sich um und sah, wie Clare ihn zu sich winkte. Sie hatte ein Tor gefunden; bevor Tom es erreichte, war sie durch dieses Tor verschwunden. Harry war direkt hinter ihm, blieb jedoch kurz stehen und rief Pam zu: »Bleib bei Charlotte. Ich helfe Tom, Julia zu suchen.«

Clare suchte hektisch den Parkplatz ab, als Tom sie einholte,

doch es gab keine Spur von Julia.

»Sie kann nicht weit sein«, sagte Harry, leicht außer Atem. »Es waren nur Sekunden, die ich sie aus den Augen verloren habe.«

Tom blickte sich verzweifelt nach irgendeinem Anhaltspunkt um, wohin Julia gegangen sein könnte, und versuchte, sich in seine Tochter hineinzuversetzen. Dann, ungefähr fünfhundert Meter entfernt, erblickte er mehrere grüne Busse, die um eine Reihe von Betoninseln und überdachten Haltestellen herummanövrierten. »Harry, ich brauche Ihren Wagen!«, rief er. »Meiner steht zu weit weg.«

Charlottes Vater holte einen Schlüssel aus der Tasche. »Da. Er ist versichert. Ich suche am Hotel weiter.«

Tom schnappte sich die Schlüssel und saß schon hinter dem Steuer, bevor Clare neben ihm einsteigen konnte. »Wo willst du hin?«

»Zu den Bussen. Harry sollte sie zu ihrer ›wirklichen Mommy‹ fahren, aber er hat sich geweigert. Bestimmt nimmt sie den Bus.«

Die Reifen von Harrys Wagen kreischten, als Tom beschleunigte, ohne sich um die protestierenden Rufe der Fußgänger und ihre drohend erhobenen Fauste zu kümmern. Tom machte eine verkehrswidrige 180-Grad-Wende und fuhr den Hügel hinab.

»Hat sie Geld dabei?«, fragte er Clare.

»Genug, um mit dem Bus zu fahren. Sie hatte ihr ganzes Taschengeld bei sich.«

Die Straße zum Busbahnhof machte eine leichte Linkskurve. Sie fuhren auf eine Kreuzung zu. Tom versuchte, hinüberzugelangen, bevor die Ampel auf Rot sprang, musste in letzter Sekunde aber voll auf die Bremse treten. Weder er noch Clare hatten den Sicherheitsgurt angelegt; Clare stemmte sich mit beiden Händen am Armaturenbrett ab, um nicht nach vorn geschleudert zu werden.

»Tut mir Leid«, sagte Tom. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sagte sie, ohne ihn anzusehen. Ihre Blicke suchten in der Entfernung nach dem Mädchen im blaugelben Trainingsanzug mit dem weißen Band im Haar.

»Schnall dich lieber an«, sagte Tom.

Sie taten es beide. Kaum war die Ampel auf Grün gesprungen, jagte Tom los und erreichte kurz darauf den Busbahnhof der sich als größer erwies, als er von weitem ausgesehen hatte. Der normale Straßenverkehr wurde außen herumgeführt, und Tom fand keine Einfahrt.

»Stopp, Tom. Lass mich aussteigen und suchen.«

Clare sprang aus dem Wagen, kaum dass er stand, stieg auf eine Verkehrsinsel und reckte den Hals, um sich einen Überblick zu verschaffen. Menschen und Fahrzeuge bewegten sich kreuz und quer in sämtliche Richtungen. Es war unmöglich, in diesem Gewühl etwas zu erkennen.

Plötzlich entdeckte Tom sie, beinahe unbewusst; er sah nur einen farbigen Schemen, der einen Moment später wieder verschwunden war. Er war nicht einmal sicher, ob er sie tatsächlich gesehen hatte.

»Da hinten!«, rief er Clare zu, während er aus dem Wagen stieg, und zeigte in die Richtung. Clare war bereits losgelaufen. Tom rannte hinter ihr her. Er hörte den nagelnden Dieselmotor, bevor er den Bus sah, der auf ihn zukam. Im letzten Moment sprang Tom zurück, nahezu taub vom Dröhnen der Hupe. Er lief um das hintere Ende des Busses herum. Als er wieder hervorkam, konnte er weder von Clare noch von Julia etwas sehen.

Tom lief zur nächsten Verkehrsinsel, blickte in sämtliche Richtungen und entdeckte Clare. Sie war so weit von der Stelle entfernt, an der er sie zuvor gesehen hatte, dass er sich fragte, wie sie so schnell dort hingekommen war. Sie versuchte, seine Aufmerksamkeit zu erregen, winkte und zeigte auf irgendetwas. Tom woll-

te ihr folgen, doch ein zweiter Bus kam ihm in die Quere.

Hinter einem der Fenster sah er deutlich das Gesicht seiner Tochter. Sie schaute ihn nicht an; nichts wies darauf hin, dass sie ihn überhaupt gesehen hatte. Nach einer Sekunde war sie an ihm vorbei.

Aber sie war es.

Ohne den Blick vom Bus zu nehmen, wendete Tom den Wagen und stieß die Beifahrertür auf, damit Clare einsteigen konnte.

»Du hättest nicht auf mich warten sollen«, sagte sie.

»Mach dir keine Sorgen, wir haben sie.«

Er fädelte sich rücksichtslos in den Verkehrsstrom ein, was wütendes Gehupe zur Folge hatte, doch er behielt den Bus im Blick. Sie folgten ihm über zwei Ampeln, von denen keine lange genug auf Rot stand, dass einer von ihnen aus dem Wagen springen und an die Tür des Busses klopfen konnte. An der dritten Ampel fuhr ein Laster bei Rot über die Kreuzung und schob sich zwischen sie und den Bus.

Als sie den Laster überholt hatten, fanden sie sich plötzlich hinter zwei Bussen statt einem wieder. Nichts verriet, welcher der richtige war. Tom schlug wütend mit der Hand aufs Lenkrad.

»Scheiße!«

»Es ist der Bus auf der rechten Seite.«

»Woher willst du das wissen.«

»Weil er da vorher schon war.«

»Du irrst dich.«

Plötzlich stritten sie sich wie ein altes Ehepaar auf Urlaubsreise darüber, wer den richtigen Weg kannte und wessen Schuld es war, dass sie falsch fuhren. Nur war es diesmal überhaupt nicht lustig. Das wurde beiden im gleichen Augenblick bewusst, und sie verstummen.

Clare ergriff Toms Hand. »Tut mir Leid«, sagte sie.

»Schon gut. War mein Fehler.«

Schweigend fuhren sie weiter und beobachteten, wie die Busse

sich in verschiedene Fahrspuren einfädelten, die in entgegengesetzte Richtungen führten. Sie mussten sich entscheiden.

»Welche Richtung?«, fragte Tom.

»Ich weiß nicht ...«

»Rechts«, sagte er.

»Okay.«

Tom drehte das Lenkrad und folgte dem rechten Bus. Der Weg führte sie durch eine breite Allee, von der ruhige Wohnstraßen abzweigten.

»Versuch, den Bus zu überholen«, sagte Clare.

»Es ist nicht genug Platz, wenn er nicht rechts ranfährt.«

Ein entgegenkommender Wagen zwang den Fahrer, den Bus ungefähr einen Meter weit nach rechts zu steuern, doch bevor Tom überholen konnte, war der Bus wieder zur Mitte gedriftet. Tom hupte, doch ohne Erfolg. Er versuchte es noch einmal. Im Innen- spiegel war zu sehen, wie der Fahrer die linke Hand hob und Tom den Stinkefinger zeigte.

Clare legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm. »Warte, bis er hält.«

Als dies wenige Augenblicke später der Fall war, fuhr Tom vorbei und scherte quer vor den Bus, um ihm die Weiterfahrt zu sperren. Als Tom dann auf den Bus zulief, sah er, wie der Fahrer sich anspannte und unters Armaturenbrett griff »Es tut mir Leid«, sagte Tom zu dem Fahrer und hielt die geöffneten Hände hoch, um zu zeigen, dass er keine bösen Absichten verfolgte. »Wir suchen unsere Tochter. Sie ist acht Jahre alt.«

Clare war auf die andere Seite des Busses gelaufen, wo soeben drei oder vier Personen ausstiegen. Als der Weg frei war, stieg sie die Stufen in den Bus hinauf »He, Lady!«, rief der Fahrer wütend. Doch Clare hatte schon den halben Bus durchquert und sich jeden Fahrgast angeschaut.

Tom wollte einsteigen. Wieder griff der Fahrer unter das Armaturenbrett. Tom konnte ein Funkgerät sehen und daneben einen Schlagring.

»Keine Bange«, sagte er beschwichtigend, »wir wollen nur unsre Tochter.«

Der Fahrer entspannte sich ein wenig. »Was sagten Sie, wie alt sie ist?«

»Acht.«

»Also, in meinem Bus ist sie nicht.«

Tom sah den Mittelgang entlang. Clare kehrte bereits mit enttäuschter Miene zurück und schüttelte den Kopf.

»Okay«, sagte Tom. »Es tut mir Leid.« Beide stiegen aus. Der Fahrer – froh, sie los zu sein – schloss die Tür. Neugierige Gesichter blickten aus den Fenstern auf Tom und Clare hinunter, als diese zum Wagen liefen, wendeten und in die Richtung davonrasten, aus der sie gekommen waren.

»Es muss der andere Bus sein«, sagte Tom. »Es muss einer von beiden sein.«

Er bog rechts ab in eine Gasse, die wie eine Abkürzung zu jener Straße aussah, die sie vorhin verlassen hatten. Tom war klar, dass der andere Bus inzwischen eine Route eingeschlagen haben konnte, die nicht mehr aufzuspüren war, doch er ließ die Befürchtung unausgesprochen, obwohl er ziemlich sicher war, dass Clare seine Gedanken teilte.

Sie erreichten die Hauptstraße und folgten ihr mehrere Minuten lang. »Er muss abgebogen sein«, sagte Clare schließlich. Ihre Stimme war angespannt vor Furcht.

Tom sagte nichts, fuhr weiter geradeaus.

»Dreh um«, sagte Clare.

»Ein kleines Stück noch.«

»So weit kann er nicht gefahren sein ...«

Clare stockte, denn als sie durch eine lang gezogene Kurve fuhren, tauchte plötzlich ein Bus auf der wie der gesuchte aussah.

»Tom!«, stieß Clare hervor. »Ist er das?«

Tom antwortete nicht, sondern scherte aus, um zu überholen. Währenddessen wurde der Bus langsamer und hielt. Tom fuhr diesmal nur an den Bus heran, ohne ihm die Weiterfahrt zu versperren. Dann rannten beide zu der Tür, wo mehrere Fahrgäste ausstiegen und andere darauf warteten, einsteigen zu können. Der Fahrer war weniger aggressiv als der erste und hörte mitverständnisvoller Miene zu, als Tom ihm mit knappen Worten ihr Problem darlegte, während Clare sich die Fahrgäste anschauten.

»Ihre Frau wird das Mädchen da hinten nicht finden«, sagte der Fahrer. »Sie ist an der letzten Haltestelle ausgestiegen.«

»Wo war das?«

»Ungefähr anderthalb Kilometer zurück. Ich dachte noch, wie seltsam es ist – ein kleines Mädchen in dem Alter ganz allein unterwegs. Ich hab sie gefragt, ob alles in Ordnung ist. Sie sagte, dass ihre Mommy auf sie wartet.«

Clare war gerade rechtzeitig bei Tom, um die letzten Worte des Fahrers zu hören, doch sie reagierte nicht; sie war inzwischen viel zu verzweifelt, um noch Schmerz zu empfinden.

»Vielen Dank«, sagte Tom zum Fahrer. Sie liefen zum Wagen zurück, stiegen ein und wendeten. Nach anderthalb Kilometern, genau wie der Fahrer gesagt hatte, entdeckten sie ein Wartehäuschen, das an der letzten Bushaltestelle stand. Doch niemand war in der Nähe, den sie fragen konnten, ob hier vor ein paar Minuten ein kleines Mädchen ausgestiegen war.

Tom blickte sich um.

»Sie könnte überall sein«, murmelte Clare.

»Nicht, wenn sie noch zu Fuß ist.«

»Warum sollte sie nicht zu Fuß sein?«, schoss Clare aus jener

Schlangengrube albtraumhafter Gedanken zurück, die alle Eltern folterten, wenn ihr Kind vermisst wurde.

»Fahren wir herum«, schlug Tom vor, »Häuserblock für Häuserblock. Wir arbeiten uns von hier weiter nach außen.«

»Okay. Ich suche auf der anderen Seite«, stimmte Clare zu, die schon halb ausgestiegen war.

»Wenn wir uns verlieren, treffen wir uns in fünfzehn Minuten hier wieder.«

Clare nickte knapp; sie nahm seine Worte kaum noch auf. Ihre Gedanken waren ganz woanders. Sie schlug nicht einmal die Wagentür zu, bevor sie über die Straße lief.

18

Es war eine bescheidene Wohngegend. Die mit Holz verkleideten Häuser waren gut in Schuss, auch wenn hier und da kleinere Reparaturen oder ein neuer Anstrich fällig waren. Vor einigen Häusern lag Kinderspielzeug, und über manchen Hof spannte sich eine voll gehängte Wäscheleine. In den Auffahrten standen Wagen; einige waren auf Ziegelstapeln aufgebockt, sodass die Eigentümer daran arbeiten konnten. Es gab viel Grün, und die schachbrettartige Struktur der Straßen und Gassen wurde durch Baumgruppen aufgelockert.

Einige Male hielt Tom an, um Passanten zu fragen, ob sie ein kleines Mädchen in einem blaugelben Trainingsanzug gesehen hätten. Das war nicht der Fall. Nach zehn Minuten Patrouille war Tom klar, dass er Julia nicht finden würde, und so fuhr er zum Treffpunkt mit Clare zurück, kam jedoch ein paar Minuten zu früh. Tom wusste, dass er nicht untätig herumsitzen und warten konnte, also fuhr er auf die andere Straßenseite und führte dort die Suche fort.

Drei Querstraßen weiter sah er Clare ein gutes Stück voraus. Er beschleunigte und hupte. Sie warf einen Blick über die Schulter, lief aber weiter und machte ihm Zeichen, zu ihr aufzuschließen. Als er auf gleicher Höhe mit ihr war, bremste er, beugte sich zur Seite und stieß die Beifahrertür auf. Clare war im Wagen, bevor er auch nur anhalten konnte, und zog schwer atmend die Tür zu.

»Ein paar Leute sagen, sie hätten vor fünf oder zehn Minuten gesehen, wie ein Mädchen da sehr schnell hinuntergelaufen ist.«

Sie zeigte in Richtung einer Gasse, die von der Straße abzweigte und eine leichte Steigung hinaufführte. Tom bog in die Gasse ein.

Beide hielten gespannt den Atem an, als sie der Straße ungefähr hundert Meter nach links und dann weiter aufwärts nach rechts folgten.

Plötzlich sahen sie Julia vor sich, eine kleine Gestalt, die mit jener merkwürdigen Entschlossenheit voranmarschierte, die Kinder an den Tag legen, wenn sie genau wissen, wohin sie wollen und was sie zu tun haben. Julia bemerkte sie nicht, bis Tom dicht neben ihr bremste. Als sie den Wagen sah, zuckte sie zusammen und wich zurück.

Tom war fast so schnell aus dem Wagen wie Clare, die sich schon vor Julia hingehockt und ihr die Hände auf die Schultern gelegt hatte. Tom sah, dass Clare das Kind zugleich vor Wut schütteln und vor Freude umarmen wollte. Er berührte sie am Arm, um sie zu beruhigen und daran zu erinnern, dass er da war. Clare zog Julia an sich und hielt sie ganz fest, als hätte sie Angst, das Mädchen jemals wieder loszulassen.

»Wo wolltest du denn hin, Schatz?«, fragte Tom in fast beiläufigem Tonfall, um Julia keine Angst zu machen und ihr zu zeigen, dass er nicht böse auf sie war.

Sie sah ihn an, während Clare sie immer noch in den Armen hielt.

»Meine Mommy besuchen«, antwortete Julia.

Tom sah, wie Clares Schultern zuckten, als sie den Schmerz, den Julias Worte verursachten, zu unterdrücken versuchte. Er ging neben ihr in die Hocke und blickte Julia in die Augen.

»Komm, steigen wir ins Auto«, sagte er.

In Julias Augen lag plötzliches Misstrauen. Sie versuchte, sich von Clare zu befreien. Clare lockerte ihre Umarmung, hielt das Mädchen aber weiter fest. Tom nahm Julias Hand.

»Gehen wir.«

»Nein!«

Sie riss sich von seiner Hand los und sah ihn verängstigt und wütend zugleich an, als wollte er sie entführen. In gewisser Weise, vermutete Tom, war es auch so. Er wollte nichts anderes, als sie dort wegholen. Er wollte sie alle dort wegholen.

Was konnten sie tun? Julia schreiend davonzerren? Die eigene Tochter kidnappen? Sie waren schon zu weit gegangen. Es war zu spät.

»Wowohnt denn deine ...«, begann Clare, brachte den Satz aber nicht zu Ende. »Womöchtest du denn hin?«, fragte sie stattdessen.

Julia streckte den Arm aus und zeigte die Straße hinauf. »Da ist eine Windmühle«, sagte sie, »und da ist auch mein Haus.«

»Dann lass uns ins Auto steigen und hinfahren«, schlug Tom vor und bot ihr seine Hand. Julia blieb misstrauisch. »Wir können auch zu Fuß gehen«, fügte er hinzu. »Ganz wie du willst.«

Julia brauchte einen Augenblick, um sich zu entscheiden und sicherzugehen, dass sie ihm vertrauen konnte und dass nicht alles bloß ein Trick war. Sie nahm Toms Hand und stieg gehorsam in den Fond des Wagens.

Tom und Clare versuchten, einander nicht anzuschauen, als sie vorn einstiegen. Beide fühlten sich seltsam verlegen. Die unsichtbare Mauer, die in den letzten zwei Tagen um Julia herum gewachsen war, drohte sie nun auf eine Weise zu trennen, die sie nicht verstanden. Sie wussten beide, dass sie dagegen kämpfen sollten, kämpfen *mussten*, doch sie wussten nicht, wie.

Tom fuhr langsam, wie jemand, der eine Adresse oder Hausnummer suchte. Er konnte Julia im Innenspiegel sehen; sie war aufmerksam und voller Vorfreude. Die Häuser, an denen sie jetzt vorbeifuhren, waren schäbiger und heruntergekommener als die in der Nähe der Hauptstraße, die Autos waren älter und rostiger, und die Menschen hier schienen sich am unteren Ende der sozialen Leiter zu befinden.

»Da«, rief Julia plötzlich, »die Windmühle!«

Ihre Eltern blickten in die Richtung, in die sie zeigte. Und tatsächlich, auf einem der Häuser befand sich ein kurioses Machwerk, eine Art selbst gemachte Wetterfahne in Gestalt einer Windmühle.

Julia wurde ganz aufgeregt und rief: »Da ist mein Haus! Da ist mein Haus!«

Es stand ein Stück vom Straßenrand zurückgesetzt. Mehrere hohe, dünne Bäume standen um das Gebäude herum. Es war zwar nicht zu übersehen, dass die Bewohner versuchten, Haus und Hof sauber und aufgeräumt zu halten, aber es war dringend nötig, Geld ins Haus zu stecken. Hier gab es zwar keine zerbrochenen Fensterscheiben, aber die Spitzengardinen, die in den Fenstern beider Etagen hingen, waren alt und ausgewaschen.

Julia war bereits aus dem Wagen gesprungen und rannte los, bevor Tom auch nur daran dachte, die Türen zu verriegeln. Nicht dass es etwas genutzt hätte, Julia im Wagen einzusperren. Mit bei nahe Übelkeit erregender Deutlichkeit wurde Tom bewusst, wie sehr ihr Leben in der letzten Stunde außer Kontrolle geraten war. Sie taten alles, wovon sie vorher gesagt hatten, dass sie es nicht tun würden – nicht tun *durften* –, doch ihnen war gar keine andere Wahl geblieben.

Tom schaute Clare an, die den Kopf drehte und ihn ansah, ohne dass ihre Blicke sich getroffen hätten. Beide hofften, dass der andre wusste, was als Nächstes zu tun war, doch beide mussten sich eingestehen, wie vergeblich diese Hoffnung war. Tom fühlte sich überfordert wie noch nie zuvor im Leben.

Plötzlich, ohne dass ihm bewusst war, sich bewegt zu haben, stellte er fest, dass er Julia folgte. Er fragte sich, was er tun würde, wenn er sie einholte. Clare war an seiner Seite. »Julia«, hörte er sie rufen, »komm zurück.«

Julia schenkte ihnen keine Beachtung. Bevor sie das Mädchen erreichten, war es die Stufen zur Veranda hinaufgestiegen und zog eine Schiebetür mit Fliegengitter auf. Als sich zeigte, dass die Tür dahinter verschlossen war, schlug Julia mit der flachen Hand dagegen und rief: »Mommy! Mommy! Mommy!«

Augenblicke später holten Clare und Tom das Mädchen ein. Die Tür öffnete sich, und Tom blickte in das Gesicht einer Frau.

19

Sie war vermutlich nicht älter als dreißig, besaß aber den müden Blick eines Menschen, der bereits erfahren hatte, dass er vom Leben nicht viel mehr erwarten durfte als Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit. Die Frau war im Grunde recht attraktiv, doch der missmutige Ausdruck auf ihrem Gesicht ließ sie älter aussehen und abweisend erscheinen. Sie trug eine alte Jeans, abgewetzte Turnschuhe und einen schmuddeligen Pullover.

»Was ist los?«, fragte sie in schroffem Tonfall, und ihr argwöhnischer Blick schweifte zwischen dem fremden Paar und dem Mädchen hin und her.

Julia, die überhaupt keine Angst hatte, blickte die Frau fest an und fragte: »Wo ist Mommy? Ich will sofort zu meiner Mommy.«

Die Frau musterte Tom und Clare. »Was redet sie denn da? Was meint sie damit, sie will zu ihrer Mommy?«

»Das ist schwer zu erklären ...«, begann Tom unsicher. »Wir verstehen es selbst nicht. *Wir* sind ihre Eltern, und ... Es tut mir Leid, es ist alles ein Irrtum.«

Entschlossen, Julia diesmal notfalls mit Gewalt zum Wagen zurückzubringen, ergriff Tom die Hand des Mädchens. Sie versuchte, sich loszureißen, doch er hielt sie fest.

»Wo ist Emery?«, fragte Julia.

Ein Ausdruck der Verwunderung erschien auf dem Gesicht der Frau. »Emery?«, fragte sie. »Was soll mit Emery sein?«

»Sein Haus ist weg.«

Julia zeigte anklagend auf einen Stapel Bretter neben der Tür, wo Tom eine Stelle sah, an der die Farbe nicht ganz so abgeblättert war wie an den anderen Außenwänden. Die Stelle hatte ungefähr

die Größe einer Hundehütte.

Die Frau, die offensichtlich erschüttert war, rief über die Schulter ins Hausinnere: »Joe, komm mal her.«

»Wer war Emery?«, fragte Clare.

Die Frau sah sie an, als würde sie Clare erst jetzt wahrnehmen. »Emery war der Hund meiner Schwester«, sagte sie.

Julia rührte sich nicht. Sie starre die Frau nur stirnrunzelnd an, als ob das, was sie hörte, einen Sinn für sie ergab.

»Jennifer ... ?«, sagte sie schließlich. Ihre Stimme klang fragend, wie bei einem Menschen, der nach Jahren einen Freund oder Familienangehörigen wiedersieht, aber nicht genau weiß, ob es wirklich dieser Freund oder Verwandte ist.

Die Frau riss die Augen auf »Woher weißt du, wie ich heiße?«

»Ich bin's, Melanie.«

Tom befürchtete, dass die Frau gleich in Ohnmacht fallen würde, und machte einen Schritt auf sie zu. Doch hinter ihr erschien der Mann, den sie gerufen hatte, und fing sie auf. Sie war leichenblass, die Augen waren halb geschlossen, und sie schwankte in den Armen des Mannes.

»Was ist hier los?«, fragte der Mann und sah Tom herausfordernd an. »Wer sind Sie?«

Der Mann trug Arbeitskleidung und war um die vierzig. Er war kräftig gebaut, hatte kurzes Haar und die aggressive Haltung eines Menschen, der instinkтив gegen jeden losschlagen würde, der seinen Frieden bedrohte. Er schien ein Mann zu sein, vor dem man sich in Acht nehmen sollte.

»Sie kennen uns nicht«, sagte Tom, »und ich glaube, wir kennen Sie auch nicht. Entschuldigen Sie, dass wir Sie gestört haben, aber ... Es ist schwer zu erklären, aber unsere Tochter glaubt, dass sie dieses Haus kennt.«

Der feindselige Blick des Mannes fiel auf Julia. »Was?«

Wieder wich das Mädchen keinen Zentimeter. Sie starrte den Mann mit einer Furchtlosigkeit an, die an Verachtung grenzte. In ihr war etwas, das Tom nie zuvor gesehen hatte – ein Trotz, ein Zorn, der älter und erwachsener war als sie selbst.

»Sagt Ihnen der Name Melanie etwas?«, fragte Tom.

Die Frau, die sich inzwischen einigermaßen erholt hatte, antwortete leise: »Melanie war meine Schwester.«

Joe, ihr Mann, richtete drohend seinen dicken Zeigefinger auf Tom. »Ihr solltet jetzt gehen«, sagte er. »Und zwar schnell.«

»Leck mich, Joe!«

Tom hatte kaum genug Zeit, zu begreifen, dass es Julia gewesen war, die gesprochen hatte, bevor er sah, dass Joes Faust sich zur flachen Hand öffnete, die mit solcher Wucht auf Julias Kopf zuschwang, dass er ihr den Hals brechen konnte.

Mit einer Geschwindigkeit und Kraft, von der er gar nicht gewusst hatte, dass er sie besaß, packte Tom das Handgelenk des Mannes und blockte den Schlag ab. »Denken Sie nicht mal daran!«, zischte er.

Die Männer standen sich Auge in Auge gegenüber. Normalerweise hätte ein Bursche wie Joe jetzt kurzen Prozess mit seinem Gegner gemacht, doch er merkte, dass Tom es todernst meinte, und zögerte. Trotzdem war er kein Mann, der so einfach den Rückzug antrat.

»Joe, bitte ...«

Die Frau versuchte ihn zurückzuhalten, doch es erwies sich als überflüssig. Nach einer Weile entspannte sich Joe und ließ die Faust sinken, doch er blickte Tom weiterhin fest in die Augen.

»Wir sind nicht hergekommen, um Ihnen Schwierigkeiten zu machen«, sagte Tom. »Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht mal genau, was wir hier eigentlich tun. Wir versuchen selbst noch, das herauszufinden ...«

Er drehte sich zu Clare um, die neben Julia in die Hocke gegangen war und schützend die Arme um das Mädchen legte.

»Sie sagten, ihre Schwester *hieß* Melanie?«, fragte Clare.

Die Frau nickte.

»Was ist mit ihr passiert?«

»Das weiß keiner. Sie ist vor fast zehn Jahren verschwunden. Sie hat das Haus verlassen und ist nie zurückgekehrt.«

Das Geräusch der Schiebetür ließ alle herumfahren. Joe verschwand in der Dunkelheit des Eingangs, kam aber Sekunden später wieder heraus, wobei er sich eine Lederjacke überstreifte.

»Ich muss zur Arbeit«, sagte er und stapfte zu einem alten Chevrolet, der unweit der Stelle parkte, an der Toms Wagen stand. »Und wenn ich zurückkomme, solltet ihr lieber verschwunden sein.«

Niemand sagte etwas, bis Joe seinen Wagen gewendet hatte, mit kreischenden Reifen losjagte und Augenblicke später außer Sicht war.

Erst dann bemerkten sie, dass auch Julia fort war.

Clare und Tom erlebten einen weiteren unwirklichen Moment der Panik, wie schon im Hotel, als Julia wie durch Zauberei vor ihren Augen verschwunden war. Sie blickten sich um und riefen nach dem Mädchen.

Dann bemerkte Jennifer eine Bewegung im Haus. »Sie ist drinnen!«

Sie folgten Julia. Das Mädchen verschwand soeben auf der dunklen Treppe, die vom engen Flur nach oben führte. Ihre Schritte pochten auf den nackten Holzstufen. Doch als die Erwachsenen den oberen Treppenabsatz erreichten, war nichts von Julia zu sehen. Tom und Clare hatten keine Ahnung, in welche Richtung sie gehen sollten, doch Jennifer stieß nacheinander mehrere Türen auf, hinter denen sich spärlich möblierte Zimmer befanden, einige

mit ungemachten Betten und eines, das als Lagerraum für alte Haushaltsgegenstände diente. Schließlich blieb Jennifer vor einer Tür stehen, als wäre sie sich mit einem Mal sicher, dass das Mädchen in dem Zimmer dahinter sein müsse. Dennoch zögerte sie, die Tür zu öffnen.

»Julia?«, rief Tom. »Bist du da drin?«

Keine Antwort. Tom blickte Jennifer fragend an, da er in deren Haus nicht eigenmächtig handeln wollte. Er fragte sich gespannt, was sie als Nächstes tun würde.

»Das war das Zimmer meiner Mutter«, sagte sie. »Jetzt ist es unseres. Meines und Joes.«

Jennifer griff nach dem Türknauf und öffnete. Die Tür quietschte, doch Julia, die auf der anderen Seite des Zimmers stand, beachtete es gar nicht. Das Zimmer war nicht groß, auch wenn es wahrscheinlich das größte Schlafzimmer im Haus war. Es gab nur ein Fenster, dessen Vorhänge nicht ganz geöffnet waren und das meiste Licht abschirmten. Auf dem Boden und über den Lehnen zweier klappriger Stühle waren verschiedene Teile von Männerkleidung verstreut. An der Wand hingen säuberlich aufgereiht einige Röcke und Kleider auf einer Stange, vor die man einen Vorhang ziehen und sie so den Blicken entziehen konnte. Das einzige bemerkenswerte Möbelstück war eine alte Frisierkommode mit Spiegel. Auf der Tischfläche standen verschiedene Schminksachen – Makeup, Hautcreme, Kleenextücher und dergleichen – und zwei, drei Fotos in altmodischen Rahmen. Eines davon hielt Julia in der Hand und betrachtete es gebannt.

Nach einer Weile drehte sie sich um und blickte ihre Eltern an, deren Anwesenheit sie nicht zu beunruhigen schien. Vielmehr lag ein Lächeln auf ihrem Gesicht, als wäre sie froh, Clare und Tom zu sehen, und begierig, ihnen zu zeigen, was sie entdeckt hatte. Sie hielt das Foto hoch, damit alle es sehen konnten.

»Meine Mommy«, erklärte sie triumphierend.

Tom sah Jennifer an, die keine Einwände erhob, als er das Bild aus Julias ausgestreckter Hand nahm. Er spürte, wie Clare sich an ihn drückte, um einen besseren Blick zu haben. Das Bild war von schlechter Qualität, ein Flickenteppich aus tiefen Schatten und strahlendem Sonnenlicht. Es war vor dem Haus aufgenommen worden, in dem sie sich befanden. Tom erkannte einen Schaukelstuhl, den er auch bei ihrer Ankunft gesehen hatte: ein verrostetes altes Ding. Auf dem Foto jedoch war er mit einem gelb und weiß gestreiften Überzug und Polstern versehen. Eine noch ziemlich junge Frau saß darauf, den Arm um ein Mädchen gelegt, das ungefähr in Julias Alter war. Die Frau hatte kurzes dunkles Haar, ein angenehmes Gesicht mit freundlichem Lächeln, aber seltsam tief liegenden Augen – eine Wirkung, die durch die schlechte Qualität der Fotografie noch verstärkt wurde. Dennoch lag etwas Unruhiges und zugleich Beunruhigendes in diesen Augen, als wären sie durch Jahre voller Sorgen und Leid ausgehöhlt worden. Die Augen waren zu alt für dieses Gesicht.

»Wer ist das?«, fragte Clare und zeigte auf das Mädchen neben der Frau. Sie wusste natürlich so gut wie Tom, wer es war, aber sie musste es von Julia hören.

»Das bin ich«, sagte Julia beinahe verwundert. »Wer denn sonst?«

Doch zwischen dem Mädchen auf dem Foto und Julia gab es keinerlei Ähnlichkeit. Zum einen hatte das Mädchen auf dem Bild dunkles Haar. Das Gesicht war weniger rund, und die Züge waren ausgeprägter; vielleicht war es auch nur der Gesichtsausdruck, der sie so erscheinen ließ. Sie lächelte nicht, schaute beinahe finster in die Kamera. Es war nicht das Gesicht eines Kindes, dessen Leben voller Freude und Lachen war. Es war nicht das Gesicht eines Mädchens wie Julia.

Tom sah zu Jennifer und wartete auf deren Bestätigung. Sie nickte, wobei ihr Blick mit einer Mischung aus Erstaunen und Furcht auf Julia ruhte.

»Es stimmt«, sagte sie. »Das ist Melanie, meine Schwester.«

20

Jennifers Familienname war Sawyer, geborene Hagan. Ihre Schwester hieß mit vollem Namen Melanie Hagan.

»Wie war dein zweiter Vorname?«, hatte sie Julia gefragt.

»Anne«, hatte Julia geantwortet, ohne zu zögern und mit einer Stimme, aus der Verwunderung darüber sprach, dass jemand eine so dumme Frage stellen konnte.

Nun saßen sie auf den Stufen -Jennifer, Tom und Clare -, während Julia ein paar alte Sachen von Melanie durchsah, die sie in der Abstellkammer entdeckt hatte. Jennifer hatte angeboten, unten in der Küche Kaffee zu kochen, doch irgendwie erschien es nicht passend, ja unmöglich, ihr Zusammentreffen wie ein geselliges Beisammensein zu behandeln. Außerdem wollten Clare und Tom zu jeder Zeit genau wissen, wo Julia sich gerade aufhielt. Solange sie hier waren und auf der Treppe saßen, würde das Mädchen nicht einfach an ihnen vorbeihuschen und aus dem Haus entwischen können, so wie sie hineingeschlüpft war.

»Meine Mutter ist nie darüber hinweggekommen, dass Melanie so plötzlich verschwunden ist«, erzählte Jennifer. »Sie war immer davon überzeugt, dass ihr irgendetwas Schreckliches zugestoßen war. In den Nächten erwachte sie oft schreiend aus Albträumen, über die sie nie reden wollte.«

»Warum ist Ihre Schwester davongelaufen?«, fragte Clare.

Jennifer zuckte die Schultern. »Kinder.« Es war sowohl Erklärung als auch das Eingeständnis, dass manche Dinge das menschliche Begriffsvermögen überstiegen.

»Aber es muss doch eine Suche gegeben haben«, meinte Clare. »Ein Kind kann doch nicht einfach verschwinden. Sie hätte ent-

führt sein können, verletzt – alles Mögliche.«

»Sie hatte an der Bushaltestelle eine Fahrkarte nach Buffalo gekauft. Von dort wurde sie angeblich von einem Paar mitgenommen, das nach Osten fuhr, bis kurz hinter Rochester. Danach hat sich ihre Spur verloren.«

»Hatte sie viel Geld dabei?«, fragte Tom.

»Sie hatte das Haushaltsgeld unserer Mutter für die ganze Woche mitgenommen. Außerdem ungefähr zwanzig Dollar aus meinem Portemonnaie. Melanie wurde nicht entführt. Sie ist wegelaufen. Daran besteht kein Zweifel.«

»Und Sie glauben, dass Ihre Mutter deswegen gestorben ist?«, fragte Clare.

Wieder zuckte Jennifer die Schultern. »Herzversagen, sagten die Ärzte. Das ist jetzt fast acht Jahre her.«

Eine Pause entstand, und keiner wusste so recht, wie er sie ausfüllen sollte. Im Hintergrund konnten sie Julia hören, die in den Sachen kramte, Schachteln öffnete, Dinge hin und her schob. »Das ist schon in Ordnung«, hatte Jennifer vorher gesagt. »Das sind alles meine Sachen, nichts von Joe. Sie kann sich anschauen, was sie will.«

»Hat Joe hier schon gewohnt, bevor Melanie weggelaufen ist?«, fragte Tom nun.

»Ja, wir alle vier. Ich selbst, Joe, meine Mom und Melanie.«

»Und Ihr Vater?«

»Dad war schon lange fort. Melanie kann nicht älter als vier gewesen sein, als er abgehauen ist. Er war ein Trinker. Niemand hat ihn vermisst, am wenigsten meine Mom. Ich weiß nicht mal, ob er noch lebt.«

Tom dachte an die Puppen, mit denen Julia vor fünf Jahren in Hunts Praxis gespielt hatte, und erinnerte sich, dass Julia ihren »anderen Daddy« stets auf Abstand gehalten hatte, dass er nie

richtig zur Familie gehörte.

»Tja«, sagte Jennifer nach einer weiteren Pause, »was tun wir jetzt?«

»Ich wollte, ich wüsste es«, antwortete Tom. »Wie ich Ihnen schon sagte, wissen wir nicht, wie oder warum, aber unsere Tochter scheint mit bestimmten Erinnerungen geboren zu sein, die Ihrer Schwester gehörten. Ich habe es erst letzte Nacht herausgefunden, aber offenbar ist das ein Phänomen, das erstaunlich oft vorkommt.«

Jennifer hörte aufmerksam zu, als Tom ihr von Julias Therapiestunden bei Hunt erzählte. Als er fertig war, fragte sie: »Hat sie von mir geredet?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte er und sah Clare fragend an, die den Kopf schüttelte.

»Es scheint, dass es bestenfalls Erinnerungsfetzen sind«, fuhr Tom fort. »Sie hat nie etwas darüber gesagt, dass sie von zu Hause weggelaufen ist oder was mit ihr passiert ist. Sie hat nicht einmal gesagt, woher sie kam. Es ist purer Zufall, dass wir hier sind. Jedenfalls dachten wir das, aber so langsam kommen mir Zweifel, um ehrlich zu sein.« Hilflos breitete er die Hände aus. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Beim Klang von Julias Schritten drehten alle drei sich um. Sie kam aus dem Zimmer, den Arm voller CDs, Videokassetten und Heften.

»Das sind alles meine«, sagte sie. »Kann ich sie behalten, Mommy?«

Sie hatte die Frage an Clare gerichtet, die einen Augenblick überrascht war.

»Das fragst du besser Jennifer«, sagte sie.

Julia drehte den Kopf um die Frage zu stellen, doch Jennifer kam ihr zuvor. »Du kannst dir aus dem Zimmer mitnehmen, was du

willst, Schatz«, sagte sie, »solange deine Mom einverstanden ist.«

Sie bezog sich sehr deutlich auf Clare. Tom erkannte, dass er diese Frau mehr mochte, als er anfangs vermutet hatte, trotz ihres unangenehmen Ehemannes. Ihm entging auch nicht die Wärme in Clares Augen, als sie Jennifer dankbar anlächelte, aufstand und für Julia die Arme ausbreitete. »Natürlich kannst du die Sachen behalten, mein Schatz. Ich helfe dir, sie zum Auto zu bringen.«

Sie gingen nach draußen. Jennifer sah zu, wie Julia sorgfältig ihre »wiedergefundenen Besitztümer« auf dem Rücksitz verstauten.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte sie Tom plötzlich leise ins Ohr, sodass Julia es nicht hören konnte, »aber jedes der Teile, die sie ausgesucht hat, hat meiner Schwester gehört ...«

Es schien, als wäre Julia von einer Art Fieber befreit. Sie war wieder ganz sie selbst – sanftmütig, freundlich, ganz und gar Tom und Clares Kind. Sie erhob keine Einwände, zum Hotel zurückzufahren, und verabschiedete sich höflich von Jennifer – nicht wie von einer vor langer Zeit verlorenen Schwester, sondern wie von einer neuen Bekanntschaft, die sie an diesem Nachmittag gemacht hatte.

»Ich glaube, wir werden in Kontakt bleiben müssen«, sagte Tom zu Jennifer, bevor sie abfuhren. »Hoffentlich ist das kein Problem für Ihren Mann.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, beruhigte ihn Jennifer, »im Grunde ist Joe ein anständiger Kerl. Er ist bloß misstrauisch, wenn er etwas nicht versteht.«

»Daraus kann man ihm kaum einen Vorwurf machen«, sagte Tom, setzte sich hinters Steuer und ließ den Motor an. Jennifer stand am Straßenrand und winkte ihnen zum Abschied. Julia winkte durchs Rückfenster, wie am Ende eines Familienbesuchs.

Auf der Heimfahrt redeten sie nur wenig. Tom erklärte, sie hätten ihren Flug verpasst und er wollte versuchen, eine spätere Ma-

schine zu bekommen. Auch diesmal erhob Julia keine Einwände.

Clare und Tom hatten das Gefühl, dass irgendetwas hinter ihnen lag, was ihnen ein immenses Gefühl der Erleichterung verschaffte.

Zugleich versuchten sie, nicht darüber nachzudenken, was noch vor ihnen liegen mochte ...

21

Brendan Hunt verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich zurück. »Ich kann nur auf die Art herangehen, wie ich es gelernt habe«, sagte er. »In den Lehrbüchern werden verschiedene Formen krankhafter Fantasien beschrieben, und dies ist ein klassisches Beispiel dafür.«

»Wie erklären Sie sich dann, was wir in Niagara Falls erlebt haben?«, fragte Tom.

In einer Geste der Kapitulation breitete Hunt die Arme aus. »Ich kann es überhaupt nicht erklären. Aber ich tue es nicht leichtfertig ab. Ich glaube Ihnen, dass sich alles, was Sie mir berichtet haben, tatsächlich so zugetragen hat, aber ich kann es nicht erklären. Wenn ich eine Erklärung haben will, muss ich auf Konzepte wie übersinnliche Wahrnehmung zurückgreifen, oder auf die Fähigkeit des Geistes, Informationen über Kanäle aufzunehmen, die wir nicht verstehen. Vielleicht begreifen wir diese Mechanismen in Zukunft einmal. Vielleicht werden wir alle irgendwann die Gedanken anderer lesen, anstatt miteinander reden zu müssen. Vielleicht ist das, was Julia passiert ist – ein kleiner Blick auf jene Dinge, die unser Verstand eines Tages selbstverständlich beherrschen wird. Ich weiß es nicht.«

Das Gespräch fand an dem Tag statt, nachdem die Familie aus Niagara Falls zurückgekehrt war. Julia hatte eine Stunde bei dem Psychiater verbracht und war dann mit ihrer Mutter nach Hause gefahren. Tom war geblieben, um sich anzuhören, was Hunt von der Sache hielt.

»Ihrer Ansicht nach ist der Gedanke der Reinkarnation also Unsinn?« Tom hatte ihm am Telefon berichtet, was Pam gesagt hatte;

außerdem hatte er im Internet recherchiert. Auch Hunt hatte vor seiner Sitzung mit Julia an diesem Morgen entsprechende Nachforschungen angestellt.

»Um ehrlich zu sein, kommen mir einige Dinge völlig abgedreht vor. Aber manches hörte sich recht überzeugend an.«

»Sind Sie auf der Homepage von diesem Dr. Lewis gewesen?«

»Oliver Lewis. Ja, von dem habe ich gehört. Er ist kein Dummkopf und ganz bestimmt kein Scharlatan.«

»Dann wissen Sie, dass er über hunderte von Fallgeschichten verfügt, in denen er eindeutig bewiesen hat, dass Kinder mit Erinnerungen an das vergangene Leben anderer Personen geboren wurden? Personen aus Familien, mit denen sie keinerlei Verbindung hatten?«

»Sie sollten vorsichtig sein, wenn sie ›eindeutig bewiesen‹ sagen. Das ist eine gewagte Behauptung. Ich müsste mir einige dieser so genannten Beweise selbst ansehen.«

»Sie haben Julia«, entgegnete Tom.

Hunt sah ihn einen Augenblick an und dachte über den Einwand nach. »Kaufen Sie ihm das alles wirklich ab?«

»Ich versuche nur, offen zu bleiben. Nach allem, was ich selbst erlebt habe, ist es das Mindeste, das ich tun kann.«

»Was sagt Ihre Frau dazu?«

»Sie denkt genauso darüber. Sie hat sich mehrere Bücher bestellt, von denen sie im Web gelesen hat. Sie hat sogar vorgeschlagen, mit diesem Lewis selbst Kontakt aufzunehmen.«

Hunt nickte auf eine Weise, die erkennen ließ, dass er dieses Vorgehen weder ermutigen noch sich ihm entgegenstellen würde. »Wie ich schon sagte, scheint Oliver Lewis ein fähiger Mann zu sein. Bis zu seiner Emeritierung war er Professor für Psychologie an der University of Maryland in Baltimore. Er muss jetzt zweiundsiebzig sein.«

»Aber können Sie sie behandeln – Julia, meine ich? Und wenn es nicht nur ein psychologisches Problem ist, sondern mehr? Was sollen wir dann tun?«

Hunt beugte sich vor und schob die Ellbogen über die Tischplatte.

»Wissen Sie, Tom«, begann er, »ich bin nicht der Mann, der etwas von der Hand weist, das nicht in den Rahmen passt, in dem er normalerweise arbeitet. Jeder Psychiater hat Patienten, die ihm unglaubliche Geschichten erzählen ... dass sie von Aliens entführt wurden, beispielsweise, oder dass sie in einem Paralleluniversum leben oder dass sie der wiedergeborene Geist irgendeiner ägyptischen Gottheit sind. Und man hört immer eine leise Stimme im Hinterkopf, die sagt: ›Okay, wenn das hier kein Zustand ist, der auf deine Standardmethoden anspricht – ist es dann möglich, dass hier etwas geschieht, das deinen Wissenshorizont übersteigt?‹ Das hat nichts damit zu tun, dass es die unterschiedlichsten Denkschulen gibt. Freud, Jung, Adler, Lacan und die anderen – sie alle blicken aus unterschiedlichen Perspektiven auf dasselbe Geheimnis. Und letztendlich ist der menschliche Geist ein Geheimnis, dem wir wohl nie gänzlich auf den Grund gehen werden.«

»Sie wollen also sagen, dass ...« Tom verstummte, weil er nicht ganz sicher war, was Hunt gemeint hatte.

Hunt beendete den Satz für ihn: »Ich will damit sagen, dass wir keine Türen zuschlagen sollten. Gleichzeitig müssen wir uns bewusst sein, dass die meisten ohnehin nirgendwo hinführen. Der Gedanke an die Wiedergeburt ist so alt wie die Geschichte des menschlichen Verstandes. In vielen östlichen Religionen wird die Reinkarnation als selbstverständlich betrachtet, etwa im Buddhismus. Aber im Westen hat eine solche Vorstellung keinen Platz. Warum das so ist? Ich weiß es nicht. Liegt es daran, dass wir im Westen uns irren? Oder ist es nur ein kulturelles Problem? Im

Westen reden wir über den unauslöschlichen Geist des Menschen als einer Art Metapher, als Sinnbild, im Osten hält man es für die Wahrheit. Und nicht nur den Geist, sondern die Persönlichkeit. Und was bedeutet das? Ich weiß es nicht.« Seufzend lehnte er sich zurück. »Tut mir Leid, ich denke laut nach. Das wird Ihnen keine große Hilfe sein.«

»Ganz im Gegenteil. Es ist beruhigend, einen Spezialisten zu erleben, der zugibt, vor einem Rätsel zu stehen.«

Hunt lächelte schwach. »Wissen Sie, was ich glaube? Selbst wenn Kinder wirklich etwas über das Leben anderer Menschen aufnehmen, durch welche Mechanismen auch immer ... ich glaube nicht, dass es wichtig ist. *Wäre* es wichtig, hätte sich schon viel mehr ergeben, als bislang der Fall ist. Meines Erachtens verändert es die Lebens- und Verhaltensweise des Menschen nicht allzu sehr, ob im Osten oder im Westen. Im Allgemeinen verblassen solche Erinnerungen, was immer sie sind und woher sie stammen, sobald ein Kind ins Teenageralter kommt. Letzten Endes ist es bedeutungslos. Es ist wie ein Wollknäuel mitlosem Ende. Das Leben ist voller loser Enden.«

»Und wir sollten nicht daran ziehen?«

»Doch. Ziehen Sie auf jeden Fall daran. Aber erwarten Sie nicht, dass Sie das weit bringt. Sie werden das Knäuel nicht entwirren können, Sie werden nur längere lose Enden haben. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Tom. »Trotzdem ...«

»Sie wollen der Sache auf den Grund gehen, ich weiß.«

»Werden Sie Julia weiter behandeln, auch wenn wir diesen Lewis kontaktieren?«

»Natürlich«, antwortete Hunt, beinahe erbost darüber, dass Tom ihm diese Frage gestellt hatte. »Ich sagte Ihnen doch schon, dass ich Oliver Lewis nicht für einen Scharlatan halte, auch wenn es

viele davon gibt. Im Gegenteil – ich wäre daran interessiert, Lewis einmal zu begegnen.«

»Wissen Sie, am meisten beunruhigt Clare und mich, dass wir Julia in eine verrückte Welt hineinziehen – Geisterjäger, Wahrsager, Seancen im Wohnzimmer, Sie wissen schon. Haben wir das Recht, ihr das anzutun?«

»Das sehen Sie verkehrt. Wissen Sie, was mir heute Morgen aufgefallen ist? Dass Julia selbst keine Anzeichen von Gestörtheit zeigt. Und doch war das Mädchen, an das sie sich zu erinnern behauptet, *eindeutig* gestört. Ich denke, diese Distanziertheit ist ein gutes Zeichen, und ich möchte ihr helfen, daran festzuhalten.«

»Ich habe den Eindruck«, sagte Tom, »dass ihre Melanie-Persönlichkeit manchmal stärker ist und manchmal weniger stark. Aber meist erinnert sie sich auf eine irgendwie unpersönliche Weise daran, wie Sie gerade schon sagten. Als wäre es nur eine Geschichte, die sie liest.«

»Genauso war es heute Morgen, Tom. Wenn Sie einverstanden sind, würde ich Julia eine Zeit lang gern mehrere Male in der Woche sehen. Ich betrachte es aber nicht als eine ›Behandlung‹, weil ich nicht will, dass sie es so sieht. Ich bin bloß jemand, mit dem sie reden kann, außer der Reihe sozusagen. Ein Bezugspunkt. Und ein Blitzableiter, falls sie einen brauchen sollte.«

Die Männer reichten einander die Hände, als Tom ging. Dank der Aussagen Hunts fühlte er sich sicherer. Aus dem Auto rief er Clare übers Handy an. Sie beschlossen, den Sprung ins kalte Wasser zu wagen und zu handeln, wo sie bisher gezögert hatten, und sich mit Dr. Oliver Lewis in Verbindung zu setzen.

22

»Genau genommen«, sagte die trockene, zurückhaltende Stimme am Telefon, »sind Sie ein kontaminiertter Fall und damit für Forschungszwecke eigentlich wertlos.«

»Kontaminiert?«

»Verzeihen Sie, das Wort klingt beleidigend, ist aber nicht so gemeint. Es bedeutet lediglich, dass Sie schon Kontakt mit der Familie aufgenommen haben, aus der die Erinnerungen Ihrer Tochter zu stammen scheinen. Deshalb würde ich erst danach ins Spiel kommen, nicht vorher. Und das bedeutet, dass ich ein Element der Zusammenarbeit zwischen beiden Seiten nicht ausschließen kann.«

»Dr. Lewis, ich versichere Ihnen ...«

Lewis unterbrach Tom mit einem verständnisvollen Lachen.

»Bitte glauben Sie nicht, dass ich Ihnen Unaufrechtheit vorwerfe, Mr. Freeman. Nach allem, was Sie mir berichtet haben, bin ich überzeugt, dass Sie nichts zu gewinnen hätten, wenn Sie eine solche Geschichte bloß erfinden. Die andere Familie allerdings ... nun, mit der müsste ich erst einmal sprechen, bevor ich zu einer Entscheidung gelange.«

»In Ordnung«, sagte Tom, »ich versteh'e, was Sie meinen. Vom akademischen Standpunkt aus haben Sie Recht. Aber meine Frau und ich versuchen nur zu begreifen, was uns passiert ist ... und offen gesagt, suchen wir vor allem Hilfe.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen die Art von Hilfe geben kann, die Sie möchten«, entgegnete Lewis. »Wenn Sie Erklärungen suchen – ich habe keine.«

»Meine Frau und ich müssen so viel wie möglich über die Sache

herausfinden.«

Eine Pause entstand. Tom fragte sich, was der Mann wohl dachte. Bedeutete die Pause eine stumme Warnung? Interessierten er und Clare sich für etwas, über das sie lieber nicht zu viel erfahren sollten?

»Nun, der Fall klingt interessant genug, um sich ihn genauer anzusehen«, sagte Lewis schließlich. »Geben Sie mir bis morgen Zeit, um meine Termine zu verlegen. Ich melde mich dann.«

Clare hatte inzwischen ein Gespräch mit Betty Kaye geführt, Julias Lehrerin. Sie und Tom waren zu dem Schluss gelangt, dass Betty genauer über die Situation informiert sein sollte. Sie sei ein wenig betroffen gewesen, berichtete Clare Tom hinterher, habe aber aufmerksam zugehört und schien das Problem zu verstehen. Auch sie habe schon von solchen Geschichten gehört.

»Eigentlich ist es erstaunlich, wie viele Leute schon von so etwas gehört haben, wenn man das Thema anschneidet«, bemerkte Clare. »Aber kaum jemand ist persönlich mit solchen Dingen in Kontakt gekommen. Und wenn doch, haben die Leute es als überaktive kindliche Fantasie wegerklärt.«

Genau das hatten Tom und Clare bis jetzt auch getan, und das wussten beide.

»Jedenfalls«, fuhr Clare fort, »scheint es kein ernstes Problem zu sein. Julia verhält sich in der Schule völlig normal, lernt leicht und kommt gut mit den anderen klar. Aber Betty sagt, sie wird ein Auge auf Julia halten – nur für den Fall.«

Tom nickte. Ein weiterer Punkt auf der Checkliste abgehakt, ein drängendes Problem weniger. Doch er wurde das Gefühl nicht los, dass noch irgendetwas kam. Dieser Gedanke hing unausgesprochen zwischen ihnen. Es war, als wäre jemand, den man liebt, schwer krank, befände sich aber auf dem Weg der Besserung. Man wusste trotzdem – oder gerade deshalb –, dass alles jederzeit von

vorn anfangen konnte.

Wie versprochen, rief Dr. Lewis am folgenden Nachmittag wieder an. Er sagte, dass er in ein paar Tagen von Taos, New Mexico, wo er zu Hause war, nach New York fliegen würde.

Höflich lehnte er Toms Angebot ab, bei ihnen zu wohnen oder ihm bei der Suche nach einer Bleibe zu helfen; Lewis zog es stets vor, sich selbst um solche Dinge zu kümmern: Es war einfach ein Teil der Unabhängigkeit, die er sich von den Menschen und Geschehnissen bewahren musste, die er erforschte. Bis zum Abend am Tag seiner Ankunft hörten sie nichts mehr von Lewis. Als er dann anrief, sagte er, er würde gern mit Tom und Clare sprechen, bevor er Julia kennen lernte. Sie sagten ihm, dass Julia bei einer Freundin übernachtete, worauf Lewis ein Taxi nahm und nach fünfzehn Minuten bei ihnen erschien.

Auf Lewis' Internetseite war ein Foto zu sehen, auf dem er ernst, beinahe abweisend wirkte. Als Tom ihn nun leibhaftig sah, stellte er fest, dass Lewis viel umgänglicher und lebhafter war, als er erwartet hatte. Er hatte eine Direktheit, die einem das Gefühl gab, einen Bekannten vor sich zu haben. Nur seine Stimme blieb so trocken wie am Telefon; er war sorgfältig in der Wortwahl und sparsam im Gebrauch.

Tom bot ihm einen Drink an, doch er bat nur um ein Glas Wasser. Während sie Platz nahmen, bemerkte Tom, dass der alte Mann sie beide genau beobachtete, wenn auch sehr diskret. Lewis musste ihr Unbehagen gespürt haben, denn er versicherte ihnen rasch, dass wahrscheinlich nichts von dem, was er ihnen vorschlagen würde, ihrer beider Leben oder das von Julia in Unordnung bringen würde. Er sei ausschließlich gekommen, um Indizien und Beweise zu sammeln, die er später auswerten würde. Vor allem sollten sie nicht von ihm erwarten, dass er ihnen irgendeine Therapie anbieten würde. Lewis wusste, dass Julia bei Dr. Hunt in Behand-

lung war. Er habe nicht den Wunsch, sich einzumischen, sagte er, und werde Dr. Hunt persönlich aufsuchen, um ihm das deutlich zu machen.

»Wissen Sie, in den Büchern, die ich gelesen habe, bin ich auf etwas gestoßen, das nicht einer gewissen Ironie entbehrt«, sagte Tom. »Im Osten wird die Wiedergeburt so allgemein als Tatsache akzeptiert, dass es wenig Sinn zu haben scheint, überhaupt Beweise für deren Existenz zu sammeln. Im Westen hingegen steht die Reinkarnation so sehr im Widerspruch zu allem, was wir glauben, dass kaum ein Beweis jemals ausreichen wird, uns zu überzeugen.«

Tom versuchte Lewis zu vermitteln, dass er sich bemühte, diese Materie nüchtern zu betrachten, auch wenn sie ihm neu und fremd war. Lewis würdigte seine Bemühungen mit einem dünnen Lächeln.

»Sie haben Recht, da gibt es einen ziemlich großen Unterschied«, pflichtete er ihm bei. »Natürlich tut die westliche Skepsis jeden östlichen Mystizismus ab, indem sie ihn häufig als ein bloßes Mittel sieht, die Menschen mit ihrem schrecklichen irdischen Dasein zu versöhnen, um einen ihrer prominentesten Vertreter zu zitieren.«

»Aber sicherlich können die Beweise, die wir besitzen – einschließlich der, die Sie selbst gesammelt haben –, nicht einfach von der Hand gewiesen werden«, entgegnete Clare. »Sie müssen doch irgendwie erklärt werden.«

»Oder *wegerklärt*«, sagte Lewis mit einer Spur von Ermüdung, die von der allzu langen Bekanntschaft mit der Kleingeistigkeit seiner Mitmenschen herrührte. »Die Skeptiker weisen gern darauf hin, dass selbst im Osten, *besonders* im Osten, eine arme Familie, die einem verstorbenen Mitglied eines wohlhabenden Klans zur Wiedergeburt verhilft, durch diese Verbindung sehr viel gewinnen

kann.«

»Aber Sie wollen doch sicher nicht behaupten, dass jeder dieser Fälle ein Betrug ist«, erwiederte Clare mit leichter Verzweiflung in der Stimme. »Das ist absurd. *Wir* wissen nicht, was mit Julia passiert und wie oder warum es geschieht; aber wir wissen mit Sicherheit, dass es *kein* Betrug ist.«

Lewis nickte mitfühlend. »Ja, natürlich. Unter den hunderten von Fällen, die ich untersucht habe, war eine Hand voll, wo ein Betrug nicht in Betracht kam.«

»Was sagen die Skeptiker denn dazu?«

»Es gibt ein nützliches Wort, das sie bei jenen Fällen anwenden, in denen sie mit Begriffen wie ›Betrug‹, ›unbewusste Unvoreingenommenheit‹, fehlerhaftes Vorgehen‹ und so weiter nicht alles Mögliche wegerklären können. Dieser Begriff lautet ›Anomalie‹. Alles, was nicht mit dem in Übereinstimmung gebracht werden kann, was wir bereits wissen, wird einfach als Anomalie abgestempelt und beiseite gelegt, bis wir es hoffentlich vergessen.«

»Oder«, ergänzte Tom, »bis das, was wir wissen und glauben, sich ausreichend erweitert hat, um es mit einzuschließen.«

»Was schrecklich lange dauern kann.«

»Ich habe in einem der Bücher etwas über Muttermale gelesen«, sagte Clare. »Ich verstehe nicht, wie jemand die Beweise dafür ignorieren kann.«

»Nun, die erste Angriffsline der Kritiker ist normalerweise die Koinzidenz, das zufällige Zusammentreffen«, erklärte Lewis. »Und dass ein Kind mit einem Muttermal geboren wird, das in seiner Gestalt der Schuss- oder Stichwunde jener ermordeten Person entspricht, die das Kind in einem früheren Leben gewesen sein will ... nun, das könnte wirklich ein Zufall sein. Fast alles könnte Zufall sein. Aber man muss sich fragen, welche Erklärung die Glaubhaftigkeit stärker strapaziert: ein solch hohes Maß von Zu-

fälligkeit oder die Annahme, dass es Reinkarnation tatsächlich gibt.«

»Und die Skeptiker bevorzugen die Zufälligkeit?«, fragte Tom.

»Ja. Auf ihre verdrehte Art glauben sie, dass es mehr Sinn macht. Gerade so, als ob einer von ihnen am Ende behauptet, dass die Erinnerungen an früheres Leben in Wirklichkeit bloß übersinnliche Wahrnehmungen sind.«

Tom erinnerte sich, was Dr. Hunt über die Möglichkeit gesagt hatte, dass die Erinnerungen an früheres Leben sehr wohl eine Form von Telepathie oder einer anderen übersinnlichen Wahrnehmung sein könnten, die wir noch nicht richtig begreifen. Aber so, wie Lewis sich gerade ausgedrückt hatte, schien dieser Gedanke etwas sehr Merkwürdiges zu haben.

»Bloß übersinnliche Wahrnehmungen?«, wiederholte Tom mit leicht ironischem Unterton. »Eine so alltägliche Sache wie übersinnliche Wahrnehmung?«

Lewis schien erfreut zu sein, dass Tom die Absurdität dieses Gedankens nicht entgangen war. »Die Skeptiker behaupten, dass übersinnliche Wahrnehmung als die wahrscheinlichere Erklärung akzeptiert werden muss, da es experimentelle Nachweise dafür gibt, wie dürfzig sie auch sein mögen. Aber es gibt absolut keinen Beweis für die Existenz einer vom Körper losgelösten Seele.«

»Aber die Skeptiker verbringen die Hälfte ihrer Zeit damit, nachzuweisen, dass übersinnliche Wahrnehmungen nicht existieren«, entgegnete Clare. »Sie können nicht beides haben.«

»Ich fürchte, das können sie doch. Nicht dass ich *gegen* Skepsis oder Skeptiker wäre. Ich bin selbst einer. Sonst steht man rasch als leichtgläubiger Trottel da – ein Vorwurf gegen den ich mich viele Jahre lang wehren musste.«

Stille breitete sich aus. Schließlich fragte Tom:

»Was glauben Sie selbst, Dr. Lewis? Vorausgesetzt, Sie haben ei-

nen Glauben. Mit all Ihrer Erfahrung, was diese Dinge angeht – was glauben Sie, was am Ende dabei herauskommt?«

Lewis lehnte sich im Sessel zurück und lächelte unergründlich. »Wenn ich das wüsste«, antwortete er, »würde ich nicht weitere Beweise sammeln und Fallgeschichten katalogisieren.

Und offen gesagt, muss ich mich wohl der Tatsache stellen, dass *nichts* dabei herauskommt. Ich jedenfalls habe keine Theorien.« Tom dachte daran, was Brendan Hunt über »lose Enden« gesagt hatte und dass es keine Garantie gab, das ganze Wollknäuel zu entwirren, wenn man an den Fäden zog. Vielleicht hatten Brendan Hunt und Oliver Lewis mehr gemeinsam, als er vermutet hatte – ein Gedanke, den er irgendwie beruhigend fand.

23

Er war viele Male dort gewesen. Es war ein Traum, den er in- und auswendig kannte.

Trotzdem ergab er für ihn immer noch keinen Sinn. Jedes Mal begann es in demselben Keller. Jedes Mal spürte er ganz in der Nähe die Hand des Todes. Jedes Mal, wenn er die Augen schloss und wieder öffnete, sah er ihn – den leblosen Körper des Mädchens. Jedes Mal überkam ihn Panik, und er rannte stolpernd und atemlos den Gang entlang, auf die zerbrochene Holztür mit dem gezackten Lichtkranz zu.

Als Nächstes, das wusste er, würde er sich durch den Schlamm und das Unterholz kämpfen. Jedes Mal fiel er hin und blickte nach hinten zu dem finsternen, halb verfallenen Haus mit seinem gotischen Türmchen. Es stand wie immer am hinteren Ende des verwilderten Abhangs, der einst ein Garten gewesen war; wie immer ließ das Haus ihn an einen abgenutzten Zahn in einem verrotteten Kiefer denken, als würde die ganze bleiche Landschaft ihn angrinsen wie ein Totenschädel.

Und dann kam ihm der Gedanke – jedes Mal schien dieser Gedanke ihm zum ersten Mal zu kommen –, dass es vielleicht gar kein Traum war. Das alles war zu real, als dass es ein Traum sein könnte. Als er fiel, spürte er die Erde unter seinen Händen, kalt und feucht. Er konnte das Summen von Reifen auf dem nassen Belag der Straße hören, die er von dort aus, wo er sich befand, nicht sehen konnte, aber die er gleich entlanglaufen würde, wie er wusste.

Die Zeit vergeht nicht, sagte er sich. Sie ist eine Landschaft, durch die wir uns bewegen – etwas Festgelegtes, Vorherbestimmtes. Der freie Wille ist eine Lüge. Die Dinge, die wir tun, waren immer da, haben auf unsere Ankunft gewartet, so wie dieser Augenblick auf dich gewartet hat ...

Er hatte ihn nicht in der Vergangenheit geträumt; er hatte nur einen

Blick auf das erhascht, was sich hinter der Ecke befand. Wenn es überhaupt einen Traum gab, dann war es der Traum vom Glück mit Clare und Julia. Nun war er in der Wirklichkeit erwacht.

Diese Hölle war sein wirkliches Leben.

Wie immer erwachte Tom mit einem wilden Schrei. Er war außer Atem und schwitzte, und die Bettlaken waren zerwühlt.

Er streckte die Hand nach dem Schalter der Nachtischlampe aus – und in diesem Moment erinnerte er sich, wo er war: im Hotel in Niagara Falls, in dem er und Oliver Lewis am Vortag abgestiegen waren. Er schaute auf die Uhr: 4 Uhr 20.

Eine Zeit lang lag er still da und versuchte, sich zu beruhigen und das Gefühl abzuschütteln, ein Flüchtlings zu sein, der Angst hatte, entdeckt zu werden. Dann, als sein Entsetzen verblasste, schwang er sich aus dem Bett, um sich eine frische Flasche Wasser aus der Minibar zu holen. Er ließ sich in einen Sessel fallen und setzte die Flasche an die Lippen.

Was bedeutete dieser grässliche Traum, der sich stets wiederholte? Sollte das Mädchen in dem Haus Melanie Hagan sein? Und warum sah er sich selbst als ihr Mörder? Er wusste genug über Träume, um sich darüber klar zu sein, dass sie nicht buchstäblich der Wahrheit entsprachen. Sie waren indirekt, benutzten Symbole, die man entschlüsseln musste.

Aber was war die Bedeutung der Symbole in seinem Traum?

Zu Anfang war das tote Mädchen gar nicht Teil des Traums gewesen. Zuerst waren dort nur das Haus gewesen und das Gefühl der Bedrohung, das Tom dazu brachte, die Flucht zu ergreifen. Es war erst kürzlich in New Orleans gewesen, kurz vor Clares Anruf aus Niagara Falls, dass er zum ersten Mal von diesem Mädchen geträumt hatte. Diese Verbindung zwischen dem Anruf und dem Traum hatte eine Bedeutung, musste eine Bedeutung haben.

Versuchte Melanie, wo immer sie sein mochte, ihn zu erreichen? So, wie sie Julia zu erreichen versuchte? Oder hatte dieses Phänomen, wie Lewis meinte – und Hunt offensichtlich auch –, keine verborgene Bedeutung, kein Muster, wie ein Autoradio, das sich überlappende Interferenzen verschiedener Sender empfängt?

Tom und Clare hatten bis tief in die Nacht diskutiert, ob er weitere Nachforschungen über das Leben von Melanie Hagan anstellen sollte. Als Erstes kamen sie überein, dass Julia in keiner Weise direkt darin verwickelt werden durfte, falls er seine Nachforschungen weiterführte. Die Hauptsache war, dass es Julia dank Dr. Hunts Behandlung besser ging. Ihre Aufgabe als Eltern bestand darin, diesen Prozess zu fördern.

Wie Lewis deutlich gemacht hatte, war das Bemerkenswerteste an den meisten von ihm untersuchten Fällen das Fehlen einer Verbindung zwischen der toten Person und dem Kind, das die Erinnerungen der betreffenden Person geerbt hatte. Warum sollten sie dann überhaupt das Leben von Melanie Hagan erforschen? Lewis drängte nicht darauf, war aber bereit, Tom zu helfen, falls der es wünschte. Was also wollte Tom erreichen? Diese Frage war in vieler Hinsicht schwierig zu beantworten. Am Ende konnte er eigentlich nur sagen, dass er das Gefühl hatte, ihm bliebe keine andere Wahl. Wie er die Situation auch betrachtete, und wie sehr er sich bemühte, das Wort »Besessenheit« mit seinem abschreckenden Beiklang zu vermeiden, so war es doch eine Tatsache, dass das Bewusstsein eines anderen Kindes, das verschwunden und möglicherweise tot war, irgendwie durch den Geist seines eigenen Kindes zurückgekehrt war. Das allein schon ließ ihm einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Es war eine außergewöhnliche Invasion, eine Angst einflößende Berührung durch irgendetwas, das man kaum anders definieren konnte als »übernatürlich«. So sehr Tom sich einredete, kein abergläubischer Mensch zu sein – er

konnte nicht einfach so tun, als würde das alles nicht geschehen; ebenso wenig konnte er es als etwas Neutrales behandeln und darauf warten, dass es von selbst verschwand. Er wollte es *verstehen*.

Vielleicht war das die Bedeutung seines Traums: Das Haus, von dem er fortließ, war das Geheimnis, hinter dem er her war. Im Traum lief er davon, weil er Angst davor hatte, was er entdecken könnte: »Fremde Kräfte«, mit denen menschliche Wesen sich nicht einlassen sollten.

Und die Leiche des Mädchens in dem Haus, die Leiche von Melanie Hagan, wenn sie es denn war – war sie das dunkle Geheimnis im Innern des Rätsels? Und wenn ja, warum? Und auf welche Weise?

Ein Blick auf die Armbanduhr verriet Tom, dass es schon nach fünf war. Es war noch dunkel draußen, doch er wusste, dass er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde. In den vergangenen vierzig Minuten hatte er in einem Sessel vor dem Fernseher gesessen und auf den Bildschirm gestarrt, der erst jetzt, als er die Fernbedienung betätigte, flackernd zum Leben erwachte. Er zappte sich durch die Kanäle, doch es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. Schließlich gab er es auf und zog sich an.

Es wurde hell, als er das Hotel verließ und hinaus in die kühle Morgenluft trat. Er spazierte eine Stunde lang durch die sonnenlosen, grauen Straßen mit ihrem üppigen Grün und den gestutzten Hecken. Als er losgegangen war, hatte der morgendliche Verkehr gerade eingesetzt; nun war er zu einem ständigen Rauschen angewachsen.

Tom kehrte bald darauf um und machte sich auf den Rückweg zum Hotel, wo er und Lewis sich für acht Uhr zum Frühstück verabredet hatten. Am Vortag hatte er mit Jennifer Sawyer telefoniert und mit ihr verabredet, um halb zehn im Hotel zu sein, nachdem

ihr Mann zur Arbeit gegangen war.

Joe Sawyers ablehnende Haltung zu diesen Nachforschungen beunruhigte ihn. Es war nicht nur, dass Sawyer eine Bedrohung darstellte, auch wenn dies zweifellos der Fall war. Wichtiger aber war noch, dass Tom verstehen wollte, *warum* der Mann sich so ablehnend verhielt. Er wurde das Gefühl nicht los, dass Sawyer etwas wusste, was die anderen nicht wussten, und dass er darauf bedacht war, dass dieses Wissen nicht entdeckt wurde. Doch Tom war sich bewusst, dass er keinen triftigen Grund hatte, so zu denken – es war nur sein Instinkt. Im Großen und Ganzen hatte er stets die Erfahrung gemacht, dass Menschen, die übermäßig wütend waren, meist etwas zu verbergen hatten, und sei es ihre eigene Angst.

Tom hatte einen Verdacht, was Sawyer verbarg. Das Problem war nur, Beweise zu finden.

24

Oliver Lewis' Hotelzimmer hatte eine Sitzecke, die vom Schlafbereich abgetrennt war. Dort stellte er Jennifer Sawyer nun seine detaillierten Fragen und nahm ihre Antworten auf Band auf. Er wollte von ihr wissen, ob sie etwas dagegen hätte, wenn er zur Erinnerung an die Sitzung ein Foto mache. Sie hatte keine Einwände, und so holte er eine Minikamera aus der Jackentasche und machte eine Reihe von Aufnahmen.

Tom war bei der Sitzung dabei und stellte von Zeit zu Zeit selbst ein paar Fragen. Es war nicht das, was Lewis als »wissenschaftliches« Vorgehen beschreiben würde. Im Idealfall hätte er die Version der Geschichte von jeder Familie getrennt aufnehmen sollen; aber da dies ein »kontaminiertes« Fall war, lockerte er die Regeln. Tom seinerseits war darauf bedacht, so schnell wie möglich so viele Informationen wie möglich zu bekommen. Je mehr er über Melanie Hagans Verschwinden erfuhr, umso mehr glaubte er ihrrätselhaftes Eindringen in das Leben seiner Familie zu verstehen.

»Offen gesagt hatte ich den Eindruck, dass es den Cops egal ist, wenn ein Mädchen verschwindet – es sei denn, es ist die Tochter eines Senators oder sie kommt aus einer Familie, die Geld genug hat für teure Anwälte und Privatdetektive.« Jennifer klang bitter, als sie sich an diese traumatische Zeit erinnerte. »Um ihre Spur östlich von Rochester wieder zu finden, haben sie bloß ihren Namen und ein Foto in eine Datenbank eingegeben und abgewartet, ob jemand reagiert. Das war schon alles.«

»Und hat jemand reagiert?«, fragte Lewis.

Niedergeschlagen zuckte sie mit den Schultern. »Ein paar Leute. Doch kein Hinweis hat zu irgendwas geführt.«

»Und der Vater des Mädchens?«, fragte Tom. »Sie sagten, er ist abgehauen, als Melanie vier war. Hat jemand nachgeprüft, ob sie Verbindung mit ihm aufgenommen hat?«

»Die Cops haben ihn anhand seiner Sozialversicherungsnummer in Ohio aufgespürt. Sie sagten, dass er nichts wusste und dass ihm ohnehin alles egal war.«

»Hatten Sie selbst mit der Polizei zu tun? Oder Ihre Mutter?«, fragte Lewis.

»Meine Mutter war ein hoffnungsloser Fall. Joe hat sich um alles gekümmert. Er hat auch mit der Polizei gesprochen, um zu erfahren, was sie herausgefunden hatten.«

»Standen Joe und Ihre Schwester sich nahe?«, wollte Tom wissen. Jennifer schüttelte den Kopf. »Nicht besonders. Er war gut zu ihr und tat sein Bestes, aber es hat ihr immer missfallen, dass er im Haus war. Irgendwie hatte sie sich daran gewöhnt, dass nur noch sie, ich und unsere Mom im Haus lebten, nachdem unser Dad abgehauen war. Einen anderen Mann im Haus, der über alles bestimmte, konnte sie am wenigsten gebrauchen.«

»Hat er sich denn um alles gekümmert?«

»Sie haben Joe doch kennen gelernt. Sie wissen, wie er ist.«

In ihrer Stimme lag ein Hauch Resignation, aber auch, so schien es Tom, eine gewisse Erheiterung.

»Aber ich weiß ja nicht, wie Joe zu Hause ist«, bemerkte Tom, »in seiner Familie.«

Wieder zuckte sie gleichgültig die Achseln. »Er tut sein Bestes. Damals waren Mom und ich froh, dass er da war.«

»Aber Ihre Schwester nicht?«, hakte Tom nach.

Sie saß stumm da, als wäre seine Frage bereits beantwortet worden, sodass es nicht notwendig war, noch mehr zu sagen.

»Hat Melanie jemals zu ihm gesagt, was Julia kürzlich zu ihm sagte?«

Jennifer sah ihn fragend an.

»Sie erinnern sich doch«, sagte er, und es klang wie eine Herausforderung und eine Frage zugleich. »Leck mich, Joe.« Hat Melanie jemals so etwas zu ihm gesagt?«

»Könnte sein. Sie hatte ein freches Mundwerk – für ein Kind.«

»Hat er Sie jemals geschlagen?«

Jennifer mied Toms Blick. »Ein paar Mal, ja.«

»Ein paar Mal?« Lewis beobachtete jetzt nur und überließ es Tom, die Fragen zu stellen. »Ist sie deshalb weggelaufen?«

»Sie war selber schuld«, entgegnete Jennifer, und ihre Stimme wurde abweisend und hart. »Sie hat Joe gereizt, bis er sich vergessen hat. Er hätte sie nicht schlagen sollen. Das wusste er. Das hat er meiner Mom gesagt. Er hatte ein schlechtes Gewissen deswegen und hat sich entschuldigt.«

»Hat er sich bei Ihrer Schwester entschuldigt?«

»Das weiß ich nicht mehr. Ich glaub schon ...«

Tom ließ einen Augenblick verstreichen, ehe er weitermachte, wobei er den Eindruck zu vermeiden suchte, dass er sie unter Druck setzte. Schließlich fragte er: »Was meinen Sie, warum Ihr Mann so dagegen ist, dass wir die Frage nach dem Verschwinden Ihrer Schwester wieder aufwerfen?«

Jennifer sah ihn plötzlich mit derselben Feindseligkeit an, die er bei ihrem Ehemann gespürt hatte. »Hören Sie, ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber Sie sind auf der falschen Fährte. Joe hat viele Fehler, aber seine Finger bei kleinen Mädchen unter den Rock zu stecken, gehört nicht dazu. Das ist nicht der Grund, dass Melanie zu ihm gesagt hat, er solle sich verpissen. Und das ist auch nicht der Grund, weshalb er sie geschlagen hat. Ich hoffe, das ist deutlich genug für Sie. Falls nicht, können wir die ganze Sache gleich sein lassen.«

Lewis beugte sich im Sessel vor und machte eine besänftigende

Geste. »Mrs. Hagan, niemand erhebt irgendwelche Vorwürfe. Wir wollen nur dieser Sache auf den Grund gehen, genau wie Sie, und das bedeutet, dass wir manchmal Fragen stellen, die wir lieber nicht stellen würden, aber stellen müssen.«

Es war nicht zu erkennen, dass Lewis solche Gespräche schon oft geführt hatte und deshalb geübt darin war, mit Menschen und deren Empfindlichkeiten umzugehen. Jedenfalls schien Jennifer Sawyer sich zu beruhigen. Tom überließ es Lewis, das Gespräch fortzuführen und möglichst viele Details über die Tage und Wochen vor Melanies Verschwinden zu bekommen. Soweit Tom erkennen konnte, gab es nur wenig von Bedeutung – nichts, was er nicht schon wusste.

»Wir werden auch mit Ihrem Mann sprechen müssen«, sagte Tom, als sie fertig waren. »Ich hoffe, das ist kein Problem für Sie.«

Jennifer seufzte müde, als wäre dieser Gedanke für die Realitäten ihres Lebens völlig irrelevant. »Machen Sie sich um mich keine Sorgen«, sagte sie, »passen Sie lieber auf sich selbst auf.«

25

Joe Sawyer arbeitete in einer Papierfabrik nur wenige Meilen von dem Ort entfernt, wo er und Jennifer lebten. Sie bezeichnete seinen Job als den eines »Arbeitsaufsehers«. Wie Tom es verstand, bedeutete dies, dass Joe den Männern, die die massiven Baumstämme lieferten und abluden, Anweisungen erteilte – ein Job, der wenig mehr erforderte als die Fähigkeit, jeden zusammenzustauchen, der aus der Reihe tanzte.

Tom beschloss, vor dem Fabrikator auf Sawyer zu warten, dessen Schicht um fünf Uhr nachmittags endete. Er versuchte, Lewis davon abzubringen, ihn zu begleiten, da er keinen Sinn darin sah, jemanden in Lewis' Alter in eine Sache einzubeziehen, die unangenehm enden konnte. Doch Lewis wischte Toms Bedenken beiseite und erklärte, es sei die beste Möglichkeit, Ärger zu vermeiden, wenn man sich in Begleitung eines älteren Menschen befand, der sich beim ersten Anzeichen von Gewalt ans Herz griff und sein Leben auszuhauchen drohte. Tom schmunzelte. Oliver Lewis wurde ihm immer sympathischer. Dennoch bestand er darauf, dass Lewis im Wagen blieb, den Tom gemietet hatte, während er selbst auf dem Bürgersteig auf Joe Sawyer wartete.

Joe kam mit einer Gruppe von Männern, hart aussehenden Burschen, wie er selbst einer war. Er unterhielt sich gerade mit zweien von ihnen, als er Tom entdeckte. Die Männer folgten Sawyers Blick, als er stehen blieb und in Toms Richtung starrte. Er sagte etwas zu den anderen, und sie gingen zu einem Parkplatz ein Stück entfernt. Neugierig geworden, was gleich passieren würde, warfen sie verstohlene Blicke über die Schulter, befolgten jedoch Sawyers Anweisung, sich herauszuhalten.

Joe Sawyer ging absichtlich langsam auf Tom zu, wobei seine muskulösen Arme locker in den Ärmeln derselben Lederjacke pendelten, die er getragen hatte, als sie sich vor dem Haus der Familie das erste Mal gegenübergestanden hatten. Er schaute beim Gehen auf den Boden und sah Tom erst wieder an, als er sich direkt vor ihm aufgebaut hatte. Tom wich nicht zurück, was Sawyer vermutlich bezecken wollte; eher wollte er verdammt sein, als sich auf diese primitive Weise einschüchtern zu lassen – ein Gebiet, auf dem Sawyer offensichtlich Spezialist war.

»Sie haben mir gesagt, dass Sie mich nicht in Ihrem Haus haben wollen, also bin ich zu Ihrer Arbeitsstelle gekommen«, sagte Tom und ergriff die Initiative. Er stand da, die Hände lässig in den Hosentaschen, und sah zu Sawyer hoch, der zehn Zentimeter größer war.

»Hat meine Frau Sie geschickt?«

Tom hatte mit Jennifer besprochen, was er sagen sollte, wenn diese Frage kam.

»Ich habe sie gefragt, ob sie mich mit einem der Polizisten zusammenbringen könnte, die beim Verschwinden ihrer Schwester ermittelt haben. Jennifer sagte, Sie hätten damals mit der Polizei gesprochen. Deshalb ...«

Plötzlich ging Sawyers Blick an Tom vorbei, und seine Augen wurden schmal. »Was, zum Teufel ...«, sagte er leise.

Tom drehte sich um und sah, dass Oliver Lewis mit seiner Minaturkamera ein Foto von ihnen beiden machte. Dann steckte Lewis die Kamera in die Tasche und kam freundlich lächelnd auf sie zu.

»Mr. Sawyer, nehme ich an«, sagte er. »Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Wer sind Sie?«, knurrte Sawyer.

Tom stellte Lewis vor. Keiner der beiden Männer machte Anstalten, dem anderen die Hand zu reichen.

»Wenn jemand mich fotografiert, will ich vorher gefragt werden«, sagte Sawyer.

Lewis ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Entschuldigung, Mr. Sawyer. Ich wollte Sie nicht beleidigen und hatte auch nicht die Absicht, Sie in Verlegenheit zu bringen. Das Bild ist für meine persönlichen Aufzeichnungen.«

»Was für persönliche Aufzeichnungen?«

»Dr. Lewis hat viele Jahre damit verbracht, Phänomene zu untersuchen, wie wir sie kürzlich mit meiner Tochter erlebt haben, bei Ihnen zu Hause«, erklärte Tom. »Solche Dinge geschehen überall auf der Welt, aber ich möchte es aus offensichtlichen Gründen gern besser verstehen. Ihre Frau übrigens auch. Ich bin sicher, Sie haben Verständnis dafür, Mr. Sawyer. Und was unser Anliegen betrifft – ich sagte es Ihnen eben ja schon. Wir möchten mit den Polizisten reden, die nach Melanie gesucht haben. Wir möchten herausfinden, ob da vielleicht noch ein Stein ist, der nicht umgedreht wurde, oder eine Fährte, die man übersehen hat.«

»Sie glauben, dass ich Sie hinhalte? Sie glauben, dass ich was zu verbergen habe?«

»Mr. Sawyer«, sagte Lewis in dem beschwichtigenden Tonfall, den er schon bei Jennifer so wirkungsvoll eingesetzt hatte, »wir versuchen nur, herauszubekommen, wie weit Julias Erinnerungen sich mit den Ereignissen in Melanies Leben decken. Ihre Frau hat deutlich gemacht, dass weder Sie noch sie selbst etwas zu verbergen haben. Es liegt uns nichts daran, das Gegenteil zu beweisen.«

Sawyer dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Ich könnte jetzt was zu trinken vertragen. Da drüben ist 'ne Kneipe.«

Ohne auf ihre Antwort zu warten, führte er sie zu einer Tür neben einem abgedunkelten Fenster, auf dem *Nick's* stand. Das Innere war schlicht: Ein paar Tische waren im Raum verteilt, und hinter der Bar hing ein matter Spiegel. Eine Hand voll Männer saß

herum; sie waren offenbar aus der Fabrik gekommen, denn als Sawyer eintrat, hoben sie den Blick und begrüßten ihn mit einem Kopfnicken. Tom fragte Sawyer, was er trinken wollte, doch der bestand darauf, dass die Runde auf ihn ging. Er und Lewis tranken ein Bier, Tom ein Mineralwasser. Tom bemerkte ein Zucken in Sawyers Gesicht, als er das Wasser bestellte, doch es kam kein Kommentar.

»Okay«, sagte Sawyer, als er mit den Getränken zurückkam, »gehen wir da rüber. Ich weiß nicht, was dieser ganze Blödsinn soll, und es ist mir auch egal. Sie wollen Melanie finden – nur zu, suchen Sie. Ich könnte mir vorstellen, sie haust in irgendeiner Wohnwagensiedlung in Vegas oder Reno, verdient sich ihr Geld als Nutte und lebt mit einem Zuhälter zusammen, der sie verdrischt, wenn er einen gesoffen hat. Das würde zu ihr passen. Tun Sie, was Sie nicht lassen können, aber lassen Sie mich und meine Frau aus der Sache raus, kapiert?«

»Sie reden von Melanie, als wären Sie sicher, dass sie noch lebt«, bemerkte Tom. »Gibt es einen Grund dafür?«

»Ich habe weder Grund zu glauben, dass sie lebt, noch, dass sie tot ist. Ich weiß nur, dass sie verdammt lange weg ist.«

»Gab es Probleme zwischen Ihnen und Melanie?«, fragte Tom.
»Ist sie deshalb weggelaufen?«

Sawyer sah Tom an, als hätte er ihm am liebsten eins aufs Maul gegeben, doch er hatte beschlossen, friedlich bei der Sache mitzuspielen, und blieb bei seiner Entscheidung – bis jetzt.

»Ja, da gab es ein Problem. Das Problem war, dass Melanie ein Miststück gewesen ist. Sobald ihre Mom und ihre Schwester aus dem Haus waren, lief sie immer fast nackt herum und fragte mich, ob es mir gefiele, was ich sah. Oder sie kam spät abends nach der Nachschicht in mein Zimmer, wenn ich geschlafen habe ... Sie verstehen, was ich meine. Und wissen Sie, was die Leute den Cops

gesagt haben, als die überall herumfragten, nachdem das kleine Biest verschwunden war? Dass Melanie von allen Mädchen in der Gegend am besten einen blasen könne, Sie verstehen? Und sie war gerade mal dreizehn. Das hat mich zwar nicht überrascht, aber ich hab dafür gesorgt, dass ihre Mutter und ihre Schwester nichts davon mitkriegten. Die hatten schon genug Probleme.«

Er beugte sich vor und legte die Arme auf den Tisch, der unter dem Gewicht leicht zu ihm kippte.

»Aber zwischen dem Mädchen und mir ist nie was gewesen. Ich hab meine Frau respektiert, und ich hab meine Ehe respektiert. So ist es immer noch. Und ich gebe Ihnen den Rat, das auch zu tun und uns aus der Scheiße rauszuhalten, in der Sie wühlen.«

Lewis saß gemütlich da, ungerührt von der unterschweligen körperlichen Bedrohung, die in allem mitschwang, was der Mann ihm gegenüber sagte oder tat. Tom nickte kurz und drückte damit aus, dass er Sawyers Worte aufgenommen hatte, ohne sich dadurch allzu sehr beeindrucken zu lassen.

»Haben Sie Melanie jemals geschlagen?«

Sawyers Blick konzentrierte sich auf Tom; der Ausdruck seiner Augen wurde kalt und hart. »Hat meine Frau Ihnen das gesagt?«

»Das war gar nicht nötig«, erwiderte Tom. »Ich habe gesehen, wie Sie auf meine Tochter reagiert haben. ›Leck mich, Joe‹, hat sie gesagt. Und Sie waren bereit, das Mädchen umzubringen.«

Sawyers massive Hand umklammerte das Glas so fest, dass es jeden Augenblick zu zerbrechen drohte.

»Ich hab sie nicht umgebracht«, sagte er und ließ Tom dabei nicht aus den Augen, um zu sehen, wie seine Worte bei ihm wirkten. »Ich hab sie auch nicht gefickt. Okay, ich hab sie ein paar Mal geschlagen. Sie hat es herausgef ordert. Und sie hatte verdammtes Glück, dass es dabei geblieben ist.«

»Sie geben also zu«, sagte Tom, »dass Sie nicht unglücklich war-

en, als sie verschwand.«

»Einen Scheißdreck gebe ich zu. Versuchen Sie nicht, mich mit irgendwelchen Anwaltstricks reinzulegen.«

»Ich bin kein Anwalt.«

»Dann sollten Sie sich vielleicht einen besorgen, bevor Sie Be- schuldigungen vorbringen, zu denen Sie gar kein Recht haben.«

Sawyer hob sein Glas und sah Tom weiter in die Augen, wäh- rend er trank. In das einsetzende Schweigen hinein sagte Lewis mit seiner leisen, nüchternen Stimme:

»Ihre Frau sagte uns, dass Sie damals mit der Polizei gesprochen haben. Glauben Sie, alles getan zu haben, was Sie konnten, um das Mädchen zu finden?«

Sawyer warf nicht einmal einen Blick in Lewis' Richtung, als wäre dieser völlig unbedeutend und die Frage keiner Antwort würdig.

»Die Cops haben die Spur des Mädchens bis in einen Ort östlich von Rochester verfolgt. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Und danach ... ?«

Er zuckte die Achseln. »Ich nehme an, die Spur ist kalt.«

Einen Augenblick lang herrschte Stille; dann fragte Lewis:

»Erinnern Sie sich an den Namen des Beamten, der die Ermitt- lungen geleitet hat?«

Erst jetzt sah Sawyer Lewis scharf an. »Für wen halten Sie mich? Für einen Gedächtniskünstler? Das ist zehn Jahre her, zum Teufel!«

Er trank sein Bier aus, stellte das Glas mit lautem Knall auf den Tisch, schob seinen Stuhl zurück und stand auf »Lassen Sie sich ja nicht mehr in der Nähe meines Hauses blicken! Und lassen Sie sich auch hier nicht mehr sehen. Keiner von Ihnen. Nicht mal, wenn Sie das Mädchen finden. Nicht mal, wenn die kleine Hure mit 'nem Filmstar verheiratet ist und in Beverly Hills wohnt! So

weit es mich angeht, ist Melanie gestorben, und so kann es bleiben.
Das gilt auch für meine Frau. Kapiert?«

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern drehte sich um und ging hinaus. Einige Männer an der Bar blickten herüber, aber niemand schenkte ihnen allzu deutliche Aufmerksamkeit.

»Was halten Sie davon?«, fragte Tom, nachdem die Tür sich hinter Sawyer geschlossen hatte.

Lewis lehnte sich zurück, zog eine Augenbraue hoch und schürzte die Lippen. »Ziemlich üble Geschichte. Der Bursche ist zu allem fähig, würde ich sagen.«

»Wir müssen den Cop finden, der damals für den Fall zuständig war«, sagte Tom.

26

»Detective Schenk?«

Der schwergewichtige Mann mit den dichten grauen Locken, der eine Angelausrustung und eine Kühlertasche aus dem Kofferraum seines Wagens hob, drehte sich zu Tom um. »Der wohnt hier. Wer sucht ihn?«

»Auf der Wache hat man uns Ihre Adresse gegeben und gesagt, Sie würden anrufen.«

Der Mann gab einen grunzenden Laut von sich, schlängelte sich den Riemen eines Angelkastens um die Schulter und schlug den Kofferraumdeckel zu.

»Ich war seit dem Morgengrauen draußen. Meine Frau muss die Nachricht entgegengenommen haben.«

Er warf einen kurzen Blick auf Oliver Lewis, der neben dem Wagen stand, und sah dann wieder Tom an.

»Sie wollen mich sprechen?«

»Wir interessieren uns für den Fall einer Vermissten, den Sie vor ungefähr zehn Jahren bearbeitet haben, soviel ich weiß. Mein Name ist Tom Freeman, und das ist Dr. Oliver Lewis. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ein wenig Zeit für uns hätten.«

Schenk musterte beide Männer durch eine randlose Brille und gelangte offenbar zu der Ansicht, dass sie harmlos genug aussahen, um ihnen den Rücken zuzuwenden; dann ging er die leicht ansteigende Auffahrt zu dem bescheidenen, aber schmucken Bungalow hinauf der sein Zuhause war.

»Kommen Sie mit«, sagte er. »Ich habe massenhaft Zeit.«

Die Tür wurde von einer kleinen schlanken Frau mit blondem Haar und strahlendem Lächeln geöffnet. »Sie müssen die Herren

sein, wegen denen man bei uns angerufen hat«, sagte sie zu Tom und Lewis. »Wenn du endlich mal daran denken würdest, dein Handy mitzunehmen, Murray!«

Der alte Cop reichte ihr die Kühlertasche und sagte irgend etwas Launiges über die Privilegien des Rentnerdaseins. Tom stellte sich und Lewis vor und erfuhr, dass die Frau Evelyn hieß. Sie fragte, ob sie ihnen einen Kaffee anbieten könne. Die Männer nahmen das Angebot dankend an und folgten Schenk zu seinem holzgetäfelten Arbeitszimmer im hinteren Teil des Hauses. Es war mit Angeltrophäen ausgestattet, die zusammen mit Bildern seiner besten Fänge stolz ausgestellt wurden. Ein alter schwarzer Schäferhund, der träge auf einem abgenutzten Ledersofa schlummerte, bellte flüchtig, als sie das Zimmer betraten. Schenk kraulte dem Tier liebevoll die Ohren und scheuchte es dann vom Sofa, um für Lewis Platz zu schaffen. Tom setzte sich in einen abgenutzten Sessel, während Schenk hinter seinem mit Papieren und Büchern eingedeckten Schreibtisch Platz nahm, den Hebel für die Rückenlehne des Sessels betätigte und sich behaglich zurücklehnte.

Evelyn Schenk brachte den Kaffee, als Tom gerade dabei war, die Hintergründe seiner Geschichte darzulegen und zu erklären, weshalb sie Schenk aufsuchten. Als gute Polizistenfrau, die sie offenbar immer gewesen war, ließ Evelyn sich nicht anmerken, dass sie hörte, worüber gesprochen wurde, geschweige denn, dass sie darauf reagierte oder irgendeinen Kommentar abgab. Sie stellte einen Teller mit selbst gebackenen Plätzchen auf den Schreibtisch, forderte ihre Gäste auf sich zu bedienen, verließ das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Schenk hörte sich die Geschichte in aller Ruhe an. Als Cop musste er eine Menge verrückte Sachen erlebt haben, doch Tom gewann den Eindruck, das diese Geschichte sogar für Schenk eine Klasse für sich war. Als Tom fertig war, blickte Schenk eine Zeit lang vor

sich hin. Dann nahm er einen Keks, knabberte daran und wandte sich an Oliver Lewis.

»Sie sagen, dass so etwas oft vorkommt, Doc?«

Lewis nickte. »Öfter, als man sich vielleicht vorstellt – bis man sich näher damit beschäftigt.«

»Das ist das Verrückteste, das ich je gehört habe.« Wieder nahm Schenk einen Bissen vom Keks. In seiner Stimme lag Skepsis, als er fragte: »Und Sie sind der Einzige, der wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet betrieben hat?«

»Du lieber Himmel, nein«, sagte Lewis. »Haben Sie einen Internetanschluss?«

Auf einem drehbaren Gestell neben dem Schreibtisch befand sich ein Computer. Schenk zog ihn zu sich heran. »Sicher«, sagte er. »Was wollen Sie wissen?«

Auf Lewis' Bitte tippte Schenk das Wort »Reinkarnation« in eine Suchmaschine, so wie Tom es einige Tage zuvor getan hatte. Schenk war ebenso überrascht über den Umfang der Suchergebnisse, wie Tom es gewesen war. Lewis führte ihn durch einige der Seiten, auch durch seine eigene. Als Schenk genug gesehen hatte, lehnte er sich zurück, strich sich nachdenklich mit der Hand übers Kinn und sah zu Tom hinüber.

»Sie glauben also, dass Ihre Tochter von dieser Melanie Hagan besessen ist, Tom?«

Wie alle Cops, die Tom kennen gelernt hatte, hatte auch Schenk die Angewohnheit, die Leute gleich bei der ersten Begegnung mit dem Vornamen anzureden.

»Ich bin mir nicht sicher, dass Dr. Lewis es ›Besessenheit‹ nennen würde«, antwortete Tom und warf Lewis einen Seitenblick zu, »aber für mich hat es etwas davon, wenn ich ehrlich sein soll.«

Lewis machte ein zweifelndes Gesicht. »›Besessenheit‹ bezieht sich normalerweise auf ›dämonische Besessenheit‹«, sagte er. »Sie

wissen schon, *Der Exorzist* und so weiter. Hier haben wir es mit etwas Subtilerem zu tun, und nicht notwendigerweise mit etwas Bösartigem. Tatsächlich habe ich nicht einen einzigen Fall kennen gelernt, den ich ohne Umschweife als bösartig bezeichnen würde. Es geht schlicht um das Problem unerklärlicher Erinnerungen, die sich in Köpfen befinden, in denen sie eigentlich nicht sein dürften.«

»Aber es sind immer Kinder?«

»Fast immer, ja.«

Schenk dachte einen Augenblick nach und sah dann wieder Tom an.

»Warum glauben Sie, dass diese Melanie Hagan beschlossen hat – angenommen, sie ist tot –, gewissermaßen in Person Ihrer Tochter zurückzukehren?«

»Das habe ich mich selbst auch schon gefragt«, antwortete Tom, »und ich habe keine Ahnung.«

»Es ist typisch für diese Phänomene, dass es keinen erkennbaren Sinn gibt«, warf Lewis ein. »Es gibt eine ganze Gruppe von Fällen, wo die Erinnerungen und die Persönlichkeit eines Verstorbenen in einem jüngeren Mitglied der eigenen Familie wiedergeboren zu werden scheinen, aber selbst da bin ich nie auf einen Fall gestoßen, dass jemand mit einem bestimmten Ziel zurückkehrt – Sie wissen schon, das Testament liegt in einer Blechbüchse unter der Treppe, so etwas in der Art.«

Als Antwort grunzte Schenk nur. Er hatte das Kinn auf die Brust gesenkt und starrte auf seinen wohl gerundeten Bauch. Tom nahm an, dass er weitere Fragen durchging, die er gern gestellt hätte, sich dann aber entschloss, diese Fragen zurückzustellen, um sich auf das unmittelbare Anliegen seiner Besucher zu konzentrieren. Mit einem kurzen, ein wenig abschätzigen Schnauben, als wäre Metaphysik kein Thema, auf das ein Cop seine Zeit verschwenden

sollte, blickte er auf.

»Gut«, sagte er. »Ich werde Ihnen helfen, wenn ich kann. Es ist lange her, und ich kann nicht behaupten, dass ich mich an den Fall erinnere. Aber ich werde meine Notizbücher ausgraben und sehen, was ich finde. Gießen Sie sich noch einen Kaffee ein.«

Das taten sie, während Schenk in der Schublade einer großen Kommode kramte. Schließlich holte er eine Hand voll zerfledderter Notizblöcke heraus, fragte seine Besucher nach dem genauen Datum von Melanies Verschwinden und wählte dann eins der Notizbücher aus. Er blätterte mehrere Seiten durch, runzelte die Stirn und nickte schließlich.

»Okay, ich hab's ... Ja, ich kann mich dunkel an diesen Kerl erinnern ... Sawyer, Joseph Anthony Sawyer ... Schwager des vermissten Mädchens ...«

Er blätterte ein, zwei Seiten weiter, dann wieder zurück.

»Ich kann Ihnen nicht viel erzählen. Das Mädchen wurde in Buffalo von einem Paar mitgenommen, das nach Osten gefahren ist. Danach scheint die Spur kalt zu werden. Ohne die Akten einzusehen, kann ich nicht sagen, ob der Fall offiziell abgeschlossen ist oder nicht ...«

»Der Fall ist noch nicht abgeschlossen«, erklärte Tom. »Das Mädchen wurde nie gefunden.«

Schenk blätterte noch einmal um; dann kippte er den Notizblock leicht auf die Seite, um etwas zu lesen, das er auf den Rand gekritzelt hatte. »Der Officer, der von Buffalo aus ihre Spur verfolgt hatte, war Detective Jack Edwards. Ich kenne Jack, wir haben zusammen gearbeitet. Er ist noch im Dienst – Sergeant ist er jetzt. Ich rufe ihn gern für Sie an, ob er Ihnen überhaupt helfen kann.«

Tom und Lewis warteten gespannt, während Schenk eine Nummer wählte, die in einer Rollkartei verzeichnet war, und nach wenigen Augenblicken mit seinem alten Kollegen verbunden wurde.

Sie hörten nur Schenks Anteil am Gespräch, als er und Edwards sich eine Zeit lang die letzten Neuigkeiten über Freunde und Familie erzählten und über ein paar alte Insiderwitze lachten. Dann kam Schenk zur Sache und nannte den Grund seines Anrufs. Er hörte eine Weile schweigend zu, bevor er mit der Hand den Hörer abdeckte und sich seinen beiden Besuchern zuwandte.

»Er erinnert sich auch nicht besser als ich, aber er sieht im Computer nach.«

Die drei Männer warteten schweigend. Nach ein paar Minuten meldete Edwards sich wieder und sagte etwas, das bei Schenk ein verwundertes Stirnrunzeln hervorrief.

»Bist du ganz sicher?«, fragte er, hörte eine Weile zu und sagte dann: »Okay, vielen Dank, Jack. Ich sag's Ihnen. Ja, du auch. Mach's gut, alter Junge.«

Er legte auf »Den Computeraufzeichnungen zufolge wurde berichtet, dass das Mädchen gesund zu ihrer Familie zurückgekehrt ist – sechs Tage, nachdem sie vermisst gemeldet wurde.«

Der Nachmittag war zur Hälfte vorbei, als Tom und Lewis Buffalo erreichten. Schenk hatte noch einmal dort angerufen, um anzukündigen, dass sie unterwegs seien. Sergeant Jack Edwards kam nach vorn zum Schalter der Wache, um sie dort in Empfang zu nehmen, als sie sich meldeten.

»Wir könnten einen Kaffee trinken«, schlug er vor. »Wir könnten aber auch in eine Kneipe, in der es um diese Tageszeit ziemlich ruhig ist.«

Tom und Lewis hatten genug Kaffee getrunken und entschieden sich für die Kneipe, die auch Jack Edwards' bevorzugte Wahl war, wie Tom vermutete: Falls Edwards auch nur einen Augenblick geglaubt hatte, dass das Pfefferminz, das er lutschte, vor einem alten Hasen wie Tom den Alkoholgeruch seines Atems verbergen konnte, hatte er sich gründlich getäuscht. Es war keine Überraschung für Tom, als Edwards sich einen doppelten Wodka und zum Nachspülen ein Bier bestellte. Lewis entschied sich ebenfalls für ein Bier. Als Tom sein übliches Mineralwasser bestellte, bemerkte er ein beinahe feindseliges, wissendes Funkeln in Edwards' Augen. Die beiden Männer waren einander noch nie begegnet, doch auf einer bestimmten Ebene kannten sie sich nur zu gut.

»Okay«, sagte Edwards, »Murray hat mich darüber informiert, was Sie wollen. Sie verlangen eine Menge – ich hoffe, Sie wissen das. Aber Murray und ich haben uns im Lauf der Jahre gegenseitig schon so manchen Gefallen getan.«

Er nahm einen Schluck Wodka und spülte mit Bier nach.

»Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie sich Zeit für uns nehmen, Sergeant Edwards«, sagte Tom. »Ich weiß, dass Sie ein viel be-

beschäftiger Mann sind. Wir möchten nur alles erfahren, was Sie über die Suche nach Melanie Hagan wissen.«

Edwards zog ein Blatt aus seiner schäbigen Jacke und faltete es auseinander. »Okay«, sagte er, »hier ist ein Ausdruck von allem, was wir haben. Viel ist es nicht.«

Seine Hände zitterten leicht, was er die meiste Zeit zu verbergen verstand, indem er sie ständig bewegte oder in die Taschen steckte. Es gab noch eine Möglichkeit, wie Tom aus Erfahrung wusste: sich an etwas festzuhalten, selbst an einem Bierglas. Papier jedoch war immer verräterisch, besonders, wenn man es lange genug halten musste, um zu lesen, was darauf stand – und genau diesen Fehler hatte Edwards gerade gemacht. Er konnte nicht viel älter als fünfzig sein, war mittelgroß, wurde allmählich kahl und besaß die wächserne Blässe eines Menschen, der nur noch durch schiere Willenskraft angetrieben wird und keine Ahnung hatte, dass sein Vorrat an Nervenstärke fast aufgebraucht war.

»Wann genau hat man Sie informiert, dass das Mädchen gefunden wurde und wieder zu Hause ist?«, fragte Tom.

»Da steht das Datum. Der Vierzehnte. Sechs Tage, nachdem sie als vermisst gemeldet wurde.«

»Und wer hat Ihnen gesagt, dass sie wieder da ist?«

»Darüber habe ich keine Aufzeichnung.«

»Wer würde normalerweise eine solche Meldung machen?«

»Die Familie natürlich. Oder wer das Mädchen sonst als vermisst gemeldet hat.«

»Sergeant Edwards.« Lewis beugte sich vor und schaltete sich auf jene diskrete und diplomatische Weise in das Gespräch ein, die ihm eigen war. »Gibt es irgendeine routinemäßige Prozedur, um zu überprüfen, dass eine vermisste Person, besonders ein Kind, tatsächlich wieder zu Hause ist, wenn jemand dies meldet?«

Edwards zuckte die Schultern. »Kommt darauf an. Kommt auf

eine Menge Dinge an.«

»Als da wären?«

»Die Umstände. Wenn es irgendwelche verdächtigen Umstände gibt, zum Beispiel.«

»Die es in diesem Fall nicht gab?«

»Keine, die in den Bericht aufgenommen wurden.« Edwards klopfte mit den Knöcheln auf das Papier, das er auf den Tisch gelegt hatte. »Und keine, an die ich mich erinnern könnte. Das Mädchen nimmt einen Bus, fährt dann per Anhalter weiter, überquert nicht die Grenze des Bundesstaates und ist nicht in Begleitung einer Person, über die Nachteiliges bekannt ist. Wenn das Mädchen in diesem Fall wieder nach Hause fährt und die Familie eine Woche später meldet, dass sie wieder daheim ist, dann ist es das Ende der Geschichte.«

»Hatten Sie selbst mit einem Familienangehörigen zu tun?«, fragte Tom.

»Ja, mit dem Bruder.« Edwards sah wieder auf das Blatt. »Jim Sawyer.«

»Der Schwager.«

»Genau. Der Schwager. Das ist der einzige Name, der hier auftaucht.«

»Erinnern Sie sich an den Mann?«

Edwards setzte ein mattes Lächeln auf, das signalisierte, dass er es mit Leuten aus einer unteren Liga zu tun hatte, für die er besser nicht seine Zeit verschwenden sollte.

»Nach zehn Jahren? Haben Sie eine Ahnung, wie viele Leute ich allein in einer Woche sehe? Geschweige denn in einem Jahr?«

»Tut mir Leid«, sagte Tom. »Das war ein Schuss ins Blaue, ich weiß. Aber Sie wissen, dass das Mädchen den Bus nach Buffalo genommen hat und dann per Anhalter nach Rochester gefahren ist. Dann müssten Sie doch auch wissen, mit *wem* sie damals ge-

fahren ist.«

Edwards blickte wieder auf das Papier. Diesmal beugte er sich darüber und vermied es, das Blatt aufzunehmen und seine zitternde Hand erneut zur Schau zu stellen.

»Darüber stehen hier keine Einzelheiten. Offenbar hat ein Ehepaar ein Foto des Mädchens in der Zeitung gesehen und erklärt, die Kleine ein Stück mitgenommen zu haben.«

Einen Augenblick schwiegen die drei Männer. Edwards nutzte die Gelegenheit, die Reste vom Bier und vom Wodka auszutrinken. Dann schob er den Stuhl zurück und stand auf.

»Nun, wenn sie keine weiteren Fragen mehr haben. Auf meinem Schreibtisch stapelt sich die Arbeit ...«

Tom und Lewis dankten ihm und schüttelten ihm flüchtig die Hand. Dann setzten sie sich wieder, während Edwards das Lokal verließ.

»Sawyer hat sie umgebracht«, sagte Tom. »Das ist die einzige Erklärung. Jim Sawyer hat sie ermordet.«

28

Sawyer war auf der Schicht, die um fünf endete. Tom stand an derselben Stelle, wo er schon vor ein paar Tagen auf ihn gewartet hatte. Diesmal kam Sawyer allein heraus. Als er Tom sah, blieb er stehen und nickte bedächtig. Er hatte die unausgesprochene Herausforderung erkannt. Dann ging er mit einem grimmigen, kalten Lächeln weiter.

Tom rührte sich nicht, als Sawyer näher kam. Diesmal bewegte Sawyer sich wie ein Mann, der eine Warnung ausgesprochen hatte und sich nun darauf freute, beweisen zu können, dass er es ernst gemeint hatte.

»Diesmal lassen wir den Drink weg, Sawyer«, sagte Tom. »Sagen Sie mir nur, warum Sie die Polizei belogen und ausgesagt haben, Melanie sei wieder zu Hause.«

Sawyer erstarrte, und das Blut wich aus seinem Gesicht. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Die Polizei, wer sonst?«

»Was mischen Sie verdammter Scheißkerl sich da ein!«

Er hatte die Fäuste geballt, und Tom machte sich auf einen Schlag gefasst. Es war verrückt, aber irgend etwas drängte ihn zum Kampf. Doch seine Vernunft sagte ihm, dass er diesem Mann nicht gewachsen war: Sawyer war größer und kräftiger als er. Doch wenn man nur wütend und verrückt genug war, brauchte man niemanden zu fürchten. Und Tom war wütend genug auf den Mann, der jetzt vor ihm stand, auf diesen Mistkerl, der einem wehrlosen Mädchen Schreckliches angetan hatte und der seine Tochter und seine ganze Familie in diese Sache hineingezogen hatte. Er wollte es Sawyer nun heimzahlen.

»Sehen Sie mal da rüber«, sagte er rasch, als Jim Sawyer zum Schlag ausholte. Sawyer drehte den Kopf in die gewiesene Richtung. »Ist da jemand, den Sie wiedererkennen?«

Sawyer riss die Augen auf, als er Murray Schenk entdeckte, der an einem unauffälligen Wagen lehnte. Auf der anderen Seite stand ein junger, hünenhafter Detective mit einer Neandertaler-Stirn und blickte düster über das Dach hinweg. Der Mann war ein Cop aus Murray Schenks alter Polizeiwache. Er wog mindestens hundertzwanzig Kilo, ohne ein Gramm zu viel Fett mit sich herumzutragen.

»Steigen wir in den Wagen und reden auf der Wache weiter«, sagte Tom.

Schenk hatte die ganze Sache reibungslos organisiert. Obwohl pensioniert, war nicht zu übersehen, dass er bei den Kollegen immer noch beliebt war, und sie hatten ihm gern ausgeholfen. Während Sawyer von Schenk und dem Neandertaler im Verhörraum in die Mangel genommen wurde, verfolgte Jack Edwards, der von Rochester gekommen war, die Konfrontation über das hausinterne Video in einem Nebenraum. Tom und Lewis waren bei ihm. Es dauerte eine Weile, aber letztendlich war Edwards sicher, dass Sawyer der Mann gewesen war, mit dem er im Zusammenhang mit Melanie Hagans Verschwinden gesprochen hatte, und dass Sawyer ihn einige Zeit später angerufen hatte, um zu melden, dass Melanie nach Hause zurückgekehrt sei und der Fall abgeschlossen werden könne.

Dann ging Edwards zu den Männern im Verhörraum, während Tom und Lewis weiter über das Hausvideo zuschauten. In dem Augenblick, als Edwards den Verhörraum betrat, wusste Sawyer, dass das Spiel aus war. Bis dahin hatte er Ausflüchte gemacht, einen Anwalt verlangt, gefragt, warum man ihn festhielt, und eine

große Show abgezogen, dass er zur Kooperation bereit sei und helfen wolle, dieses »Missverständnis« aufzuklären.

Noch bevor Edwards die Tür hinter sich geschlossen hatte, veranstaltete er mit der geübten Derbheit des »bösen Cops« ein Donnerwetter.

»Die Leiche brauchen wir nicht, Sawyer. Dieser Fall ist auch ohne Leiche wasserdicht. Sie sollten gestehen, Mann – und zwar jetzt. Sie haben sich zehn Jahre lang mit der Schuld herumgequält und bereuen Ihre Tat. Vielleicht ist der Richter jetzt ein bisschen gnädiger mit Ihnen. Oder die *Richterin*. Denken Sie mal daran, Sawyer. Was ist, wenn es eine Richterin ist? Dafür können wir sorgen, wissen Sie das? Eine Richterin wird Sie noch weniger mögen als ich. Wenn ich Sie wäre, würde ich mir das sehr genau überlegen. Wenn Sie uns zwingen, Sie wegen dieser Sache festzunageln – und das werden wir –, stecken Sie bis zum Hals in der Scheiße. Sie wissen bestimmt, was die harten Jungs im Knast mit Schweinehunden machen, die kleine Mädchen missbrauchen und töten ...«

»Ich habe sie nicht umgebracht! Ich schwöre, ich habe sie nicht umgebracht!«

Sawyer wischte sich mit der Hand übers Gesicht. Er war weiß wie die Wand und nass geschwitzt.

Tom bemerkte, dass Lewis wieder seine Kamera in der Hand hielt und Aufnahmen von dem Fernsehschirm machte, den sie betrachteten. Wahrscheinlich war so etwas nicht erwünscht, wenn nicht sogar illegal, doch es war niemand in der Nähe, der Einwände hatte erheben können.

»Du hast sie missbraucht, stimmt's?«, sagte Schenk und starnte Sawyer mit einem bedrohlichen Blick an, den er zweifellos durch jahrelange Erfahrung perfektioniert hatte.

»Natürlich hat er das, der Hurensohn«, sagte Edwards und schob sein Gesicht dichter an Sawyers heran. Tom konnte die Mischung

aus Pfefferminz und Alkohol in seinem Atem beinahe riechen. »Er hat sie vergewaltigt, geschwängert und dann umgebracht.«

»Sie war nicht schwanger! Sie hat nie gesagt, dass sie schwanger war! Und ich habe sie nicht umgebracht!«

»Wie oft haben Sie sie gefickt?« In Edwards' Stimme, jetzt kalt und ruhig, lag eisige Verachtung.

»Ich weiß nicht ... sechs-, siebenmal ...«

Sawyer hielt den Kopf gesenkt, die Schultern hochgezogen, als wollte er sein Gesicht schützen und zugleich vermeiden, einen der Männer anzusehen. Seine Stimme bebte vor Angst.

»Es war nicht meine Schuld ... Sie ist ... ist bei jeder Gelegenheit über mich hergefallen und ... hat gesagt, wenn ich es nicht tun würde ... wenn ich sie nicht ficken würde, würde sie ihrer Mutter sagen, dass ich es getan hätte ... o Gott ... Ich hab sie nicht umgebracht! Ich schwör's!«

»Warum sollten Sie mir dann erzählen, dass sie wieder zu Hause war?«

»Ich habe mir gedacht ... wenn sie wegbleibt, wenn keiner nach ihr sucht, wär's das Beste ...«

»Aber Sie haben dafür gesorgt, dass sie *wirklich* wegbleibt, nicht wahr, Joe? Indem Sie sie umgebracht und die Leiche vergraben haben.«

»Nein, das habe ich nicht getan! Ich habe gar nichts getan!«

»Gerade eben sagten Sie, Sie hätten sie gefickt.«

»Ich hab sie aber nicht umgebracht.«

»Sie haben sie geschlagen, nicht wahr?«

»Ja ... ein paarmal.«

»Und sie ist weggelaufen.«

»Nicht nur von mir ... von diesem Ort, von zu Hause, von der Gegend, von allem ...«

Und so ging es weiter. Nach einer Weile wandte Tom sich Lewis

zu. »Wissen Sie was? So langsam glaube ich dem Burschen.«

»Wieso?«

»Wenn er sie umgebracht hätte, warum hätte er dann die Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollen, indem er behauptet, das Mädchen sei wieder zu Hause?«

Lewis dachte einen Augenblick nach; dann antwortete er: »Vielleicht wollte er die Polizei dazu bringen, nicht mehr nach ihr zu suchen. Vielleicht hat er sie ermordet, hatte dann aber keine Möglichkeit, die Leiche zu verstecken. Vielleicht gab es Spuren, die unmittelbar zu dem Mädchen geführt hätten, hätten die Beamten weiter nach ihr gesucht ...«

»Vielleicht, vielleicht«, wandte Tom ein. »Er ist ein Mistkerl und ein Dummkopf, aber ich halte ihn nicht für einen Mörder, zumal er dafür nicht clever genug ist.«

Im Verhörraum schienen Jack Edwards und Murray Schenk zu demselben Schluss gekommen zu sein wie Tom, denn sie entließen Sawyer nach einer weiteren halben Stunde nach Hause, allerdings mit der Auflage, die Stadt nicht zu verlassen und (auf Toms Vorschlag hin) der Warnung, nicht einmal daran zu denken, seine Wut an seiner Frau auszulassen – in dem Fall würden sie ihm die Beine brechen.

Schenk, Edwards, Tom und Lewis zogen sich in die Polizeikneipe um die Ecke zurück. Eine Zeit lang tranken sie schweigend.

»Was jetzt?«, fragte Tom schließlich.

Edwards ließ ruhelos das Eis in seinem Glas klingeln; dann nahm er einen Schluck, bevor er erklärte: »Die Ermittlungen in diesem Fall werden weitergeführt, aber es wird sich nicht viel ändern, es sei denn, uns gelingt irgendein Durchbruch. Selbst wenn wir tatsächlich nach einer Leiche suchen – und ich bin sicher, dass das Mädchen nicht mehr lebt –, fehlt uns immer noch der Schlüssel, wo wir anfangen sollen.«

Plötzlich kam Tom ein Gedanke. Es war ein Schuss ins Blaue, aber er musste es versuchen.

»Jack«, sagte er, »köönnten Sie einen Anruf für mich machen?«

Der Anruf, um den Tom gebeten hatte, ging an die örtliche Zeitung, die das Foto von Melanie abgedruckt hatte – das Bild, das laut Edwards' Aussage von dem Paar wiedererkannt worden war, das Melanie damals nach Rochester mitgenommen hatte. Die Polizei hatte keine Aufzeichnungen darüber, wer diese Leute waren, doch Tom sah die winzige Chance, dass die Zeitung selbst vielleicht noch Informationen darüber hatte.

Die Mitarbeiter der Zeitung boten Tom jede Zusammenarbeit an, die er sich erhoffen konnte. Das Archiv wurde durchforscht, alte Notizbücher durchgesehen, sogar die Telefonaufzeichnungen wurden überprüft.

Ohne Erfolg.

Oliver Lewis war am Vortag abgeflogen, da er in Stockholm zu einem Vortrag erwartet wurde. Er sagte Tom fest zu, vorläufig nichts über Julias Fall zu berichten oder zu schreiben. Im Gegenzug versprach Tom, ihn über jede neue Entwicklung auf dem Laufenden zu halten.

Übers Handy rief er Clare an, während er in der Kantine des Zeitungsgebäudes einen Kaffee trank. Er erzählte ihr, dass er eine Niete gezogen hatte; er werde nach Niagara Falls zurückfahren und am nächsten Morgen einen Flieger nehmen und nach Hause kommen.

»Ich bin froh, dass du eine Niete gezogen hast«, sagte Clare.

»Wieso das denn?«

»Erinnerst du dich, wie Brendan Hunt mich letzte Woche anrief und fragte, ob Julia noch die Sachen hat, die sie von den Hagans mitgenommen hatte?«

Tom erinnerte sich gut daran; schließlich hatte er den Anruf entgegengenommen. Hunt hatte ihn gefragt, was Julia mit dem Stapel alter Hefte, den Kassetten und Kleidern gemacht hatte, die sie aus Melanies Sachen hatte aussuchen dürfen.

»Soweit ich weiß, ist das ganze Zeug unten in ihrem Kleiderschrank«, hatte Tom geantwortet. »Warum?«

»Spielt sie oft damit?«, hatte Hunt wissen wollen. »Verbringt sie viel Zeit damit, die Sachen durchzusehen?«

»Nicht dass ich wüsste.« Zur Sicherheit hatte Tom bei Clare nachgefragt, und sie hatte seine Aussage bestätigt.

»Das ist gut«, hatte Hunt gesagt. »Tun Sie alles in einen Sack und verstecken Sie ihn, wo er sicher ist, wo Sie ihn aber jederzeit leicht wieder bergen können. Tun Sie es jetzt gleich, bevor Julia nach Hause kommt.«

Sie hatten Hunts Ratschlag befolgt.

Julia hatte nicht bemerkt, dass die Sachen verschwunden waren. Und wenn doch, hatte sie es nicht erwähnt.

»Brendan Hunt hat mich heute wieder angerufen«, sagte Clare nun, »und gesagt, dass wir die Sachen jetzt wegwerfen können. Entweder *hat* Julia sie vergessen, sagt er, oder sie *will* sie vergessen. Jedenfalls wäre es ihm lieber, wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, dass Julia zufällig auf die Sachen stößt. Und er möchte mit uns beiden sprechen, sobald du wieder da bist.«

»Ich fliege morgen Früh zurück«, sagte Tom. »Mach einen Termin so früh, wie du willst.«

Weder Tom noch Clare wagten auszusprechen, was sie beide hofften – dass diese beunruhigende Episode vielleicht zu einem Abschluss kam. Was immer es gewesen war, Julia schien es unbeschadet überstanden zu haben. Es schien, als hätten sie ihre Tochter zurück.

Tom bedankte sich bei den Mitarbeitern der Zeitung, die getan

hatten, was sie konnten, um ihm zu helfen. Er wollte gerade das Gebäude verlassen, als er rasche Schritte hinter sich hörte, als versuchte jemand, ihn einzuholen. Er drehte sich um und sah eine zierliche Frau in den Siebzigern. Sie ging leicht gebeugt, doch ihre Augen blickten hellwach und waren voller Leben.

»Entschuldigen Sie«, sagte die Frau, »Sie sind Mr. Freeman, nicht wahr?« Sie warf einen Blick nach links und rechts, als befürchtete sie, ihr Gespräch könne mitgehört werden. »Haben Sie gefunden, wonach Sie suchten?«

»Nein, eigentlich nicht«, antwortete Tom, durch das Interesse der Frau neugierig geworden.

»Glauben Sie jetzt bitte nicht, dass es eine Angewohnheit von mir ist, Gerüchte zu verbreiten, aber ich arbeite in der Telefonzentrale ...«

Sie wies auf eine offene Tür, durch die Tom den Stuhl sehen konnte, auf dem die Frau bis eben gesessen hatte; auf dem Tisch davor lag ein Kopfhörer.

»Ich komme nur noch zwei Tage die Woche, aber man war so freundlich, mich zu behalten. Ich bin seit neununddreißig Jahren hier, wissen Sie ...«

Sie redete und redete, ohne auf den Punkt zu kommen, obwohl sie offensichtlich unter Zeitdruck stand: An dem Schaltkasten, den sie verlassen hatte, sah Tom mehrere Lämpchen blinken.

»Ich wusste, dass Sie gestern und heute im Haus waren, weil ich zufällig den Anruf von Sergeant Edwards mitgehört habe, in dem er gesagt hat, warum Sie kommen wollten. Ich hätte ja gleich mit Ihnen gesprochen, aber wie ich schon sagte, bin ich nur zwei Tage die Woche hier, sodass ich viele von den neueren Mitarbeitern kaum kenne, aber ...«

»Können Sie mir *irgendetwas* sagen?«, unterbrach Tom den Redefluss der Frau, wobei er versuchte, nicht schroff zu erscheinen.

»Ja, das kann ich. Wissen Sie, mit wenigen Ausnahmen hat keiner von den Leuten schon vor zehn Jahren hier gearbeitet. Ich selbst bin eine der wenigen Ausnahmen, wie ich schon sagte, seit neununddreißig Jahren bin ich jetzt hier. Jedenfalls, ich kann mich gut an den Vorfall erinnern, der Sie interessiert ...«

»Soll das heißen, Sie wissen, wer das Foto von dem Mädchen wiedererkannt hat?«

»Ja, natürlich weiß ich das. Es war meine Kusine, Alice Macabee.«

Alice Macabee, die ungefähr zehn Jahre älter war als ihre schwatzhafte Verwandte, lebte in einem Heim in einer Vorstadt nur eine halbe Stunde vom Zeitungsgebäude entfernt. Sie bewegte sich mithilfe eines Laufgestells, war geistig aber noch voll auf der Höhe und hatte einen ausgeprägten Sinn für Humor.

»Sie müssen unbedingt Kaffee oder Tee mit mir trinken«, sagte sie, während sie zur Kochnische schlurfte. »Sonst bekomme ich keine Bewegung. Mir werden sämtliche Mahlzeiten gebracht, aber meinen Tee und Kaffee kuche ich mir selbst.«

»Also gut.« Tom lächelte. »Wenn das so ist, nehme ich gern eine Tasse Kaffee.«

Die Telefonistin bei der Zeitung, deren Name Marion Walsh lautete, wie Tom erfahren hatte, hatte ihn nach Feierabend selbst zu ihrer Kusine fahren wollen, doch Tom hatte erklärt, nicht so lange warten zu können. Schließlich hatte Mrs. Walsh sich bereit erklärt, ihre Kusine anzurufen und Tom widerstrebend eine Wegbeschreibung gegeben.

»Ich kann mich sehr gut an das Kind erinnern«, sagte Mrs. Macabee nun, während sie sich in zwei Sessel neben einem breiten Fenster setzten, das den Blick auf einen öffentlichen Park gewährte. »Mein Mann, der vor zwei Jahren gestorben ist, wollte damals

gar nicht erst halten. Er hielt nichts von Anhaltern, wissen Sie. Aber ich habe gesehen, dass das Mädchen noch ein Kind war, und da war es natürlich viel besser, dass sie mit uns fuhr anstatt mit irgendwelchen Leuten, die ihr vielleicht etwas angetan hätten.«

»Hat sie Ihnen gesagt, wie alt sie war?«, fragte Tom.

»Siebzehn, sagte sie. Das habe ich ihr natürlich keine Sekunde geglaubt, doch als ich ein paar Tage später ihr wirkliches Alter in der Zeitung las, war ich dann doch schockiert. Das Mädchen sah viel älter aus als dreizehn.«

»Hat sie gesagt, woher sie kam und wohin sie wollte?«

»Sie hat einen Ort genannt, aber ich erinnere mich nicht. Sie sagte, ihre Mutter hätte ihr das Geld für den Bus gegeben, aber sie würde es lieber behalten und stattdessen per Anhalter fahren. Wir sagten ihr, dass das keine gute Idee sei, weil viele schlechte Menschen unterwegs wären. Aber die jungen Leute lassen sich ja nichts sagen. Unsere beiden Kinder waren genauso. Sie sind jetzt in den Vierzigern und haben selbst Kinder, und nun machen sie all die Sorgen und Ängste durch, wie wir sie mit ihnen hatten.« Sie lachte ein leises, gutmütiges Lachen. »Nun ja, man kann von den Kindern nicht erwarten, dass sie genau so aufwachsen, wie man es gern hätte. Das wäre nicht sehr klug, stimmt's?«

»Können Sie sich wirklich nicht daran erinnern, wohin das Mädchen wollte?«

»In östliche Richtung. Wo war das nur ... ? Vielleicht fällt mir der Name ja noch ein.«

»Und Sie sind nie darüber befragt worden? Von der Polizei oder sonst jemandem?«

»Nie. Als wir das Foto von dem Mädchen gesehen haben, wurde sie ja schon nicht mehr vermisst ... jedenfalls hat man uns das damals zu verstehen gegeben. Darum ist es ja so beunruhigend, was Sie mir jetzt erzählen. Sie wollen also sagen, dass man seitdem

nichts mehr von dem armen Kind gehört hat?«

»Ich fürchte, nein.«

»O Gott, das ist ja furchtbar. Vielleicht hätten mein Mann und ich mehr für sie tun sollen. Wir hätten wenigstens dafür sorgen sollen, dass das Mädchen in Sicherheit ist ...«

»Es ist nicht Ihre Schuld«, sagte Tom. »Niemand hätte mehr für das Mädchen tun können als Sie.«

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da. Eine spürbare Traurigkeit hatte Mrs. Macabee überkommen, als sie nun an das Mädchen dachte, an das sie sich offenbar sehr gut erinnerte.

»Albany!«

Der Name platzte so plötzlich aus ihr heraus, dass Tom erschrocken zusammenzuckte. »Albany?«, fragte er verblüfft. »Sie meinen, das Mädchen wollte nach Albany?«

»Ja! Ich wusste, ich würde mich erinnern, wenn ich mir ein bisschen Zeit lasse. Das Mädchen sagte, dass es irgendwo in der Nähe von Albany ein Musikfestival gäbe.«

Sie blickte Tom mit einem freudigen Lächeln an, das aber sofort wieder erlosch. Sie musste in seinem Gesicht etwas gesehen haben, das sie beunruhigte. »Stimmt etwas nicht, Mr. Freeman? Sie sehen so merkwürdig aus ...«

»Nein, es ist nichts«, erwiederte Tom rasch. »Bloß ein Zufall.«

»Ein Zufall?«

»Nur dass ...« Er sprach nicht weiter. »Nichts, wirklich nicht. Ich danke Ihnen, Mrs. Macabee, Sie haben mir sehr geholfen.«

30

»Tom! Um Himmels willen, Tom!«

Clare versuchte, seine um sich schlagenden Arme festzuhalten, doch er schleuderte Clare mit solcher Kraft nach hinten, dass sie gegen das Kopfteil des Bettes schlug. Mehr vor Schreck als vor Schmerz schrie sie auf.

Tom sprang aus dem Bett und lief blind durchs Zimmer, wobei er immer noch mit den Armen schlug, als würde er unsichtbare Hindernisse aus dem Weg stoßen. Seine Augen waren geöffnet, aber er nahm nichts wahr. Er stieß einen kleinen Tisch um, bevor er über einen Stuhl stolperte und mit lautem Krachen zu Boden stürzte.

»Tom!«

Falls er sie hörte, ließ er sich nichts anmerken. Clare eilte zu ihm und half ihm auf die Beine, obwohl er sie wegzuschieben versuchte. Tief aus seiner Kehle stieg ein schreckliches, klagendes Geräusch auf.

»Tom, wach auf!«, rief Clare. »Wach auf!«

Sie schüttelte ihn, so fest sie konnte, und endlich klärte sich sein Blick. Er schaute Clare an, die Augen immer noch voller Angst.

»Alles ist gut«, sagte sie. »Du hattest einen Albtraum. Es ist vorbei ...«

Er runzelte verwirrt die Stirn. Dann ließ er den Blick durchs Zimmer schweifen, als könne er nicht glauben, wo er sich befand, oder könne nicht verstehen, wie er dort hingekommen war. Ein Speichelstrahl lief ihm aus dem Mundwinkel, und er murmelte unzusammenhängende Worte.

Mein Gott, dachte Clare schaudernd. Er sieht aus wie eine gequ-

älte, sabbernde Gestalt in einem Film über ein Irrenhaus im neunzehnten Jahrhundert.

»Es war wieder dein Traum«, sagte sie. »Jetzt ist es vorbei. Alles ist in Ordnung.«

Clare schloss ihn in die Arme. Tom schien endlich zu sich zu kommen und klammerte sich an sie. Sein Atem ging schwer, und er zitterte. Plötzlich weiteten sich seine Augen als Reaktion auf irgendein weiteres Schreckensbild, das er über ihre Schulter hinweg zu sehen schien.

Clare drehte sich um.

In der Tür stand Julia in ihrem Nachthemd. Sie war blass und verängstigt.

»Keine Angst, Liebling«, sagte Clare, »es ist alles in Ordnung. Daddy hatte einen bösen Traum.«

Der Blick des Mädchens blieb auf ihren Vater gerichtet. Was sie sah, machte ihr noch mehr Angst als der Lärm und die Schreie in der Nacht. Dieser nackte Mann mit dem gequälten Blick im verhärmten Gesicht war ein Verrückter – nicht der Vater, den sie kannte. Nach einer Weile hielt sie den Anblick nicht mehr aus, warf sich herum und rannte davon.

»Du solltest lieber zu ihr gehen«, sagte Tom mit belegter Stimme. »Sag ihr, dass es mir Leid tut. Ich komme in einer Minute nach ... wenn ich mir was angezogen habe.«

Clare zögerte, Tom allein zu lassen, sah aber, dass er sich wieder im Griff hatte, auch wenn er tief erschüttert war. Rasch ging sie zum Zimmer ihrer Tochter. Das Mädchen lag auf dem Bett und schluchzte, das Gesicht in den Kissen vergraben; ihr ganzer Körper zitterte von dem Schock, der wie aus dem Nichts über sie hereingebrochen war.

»Schatz, es ist alles in Ordnung. Daddy hatte nur einen bösen Traum. Es ist vorbei ...«

Das Mädchen drehte sich abrupt um und klammerte sich an sie, als fürchtete es um sein Leben. »Ich hatte solche Angst!«, stieß sie schluchzend hervor.

»Ich weiß. Ich hatte auch Angst. Und Daddy ebenfalls. Du weißt doch, wie schlimm Träume sein können. Aber jetzt ist alles wieder gut.«

Sie hörte eine Bewegung hinter sich, drehte sich um und sah Tom in der Tür stehen – eine umrisshafte Gestalt im Gegenlicht. Er zog die Kordel seines Bademantels um seine Taille fest und zögerte, schien unschlüssig zu sein, ob er hereinkommen sollte.

»Schatz, sieh mal«, sagte Clare zu Julia, »da ist Daddy. Es geht ihm wieder gut.«

Julia schaute ihrer Mutter über die Schulter; in ihren Augen lag noch immer Angst.

»Es tut mir Leid«, flüsterte Tom kraftlos. »Es tut mir sehr Leid, mein Schatz. Ich wollte dich nicht in Angst versetzen ...«

Betroffen beobachtete er, wie seine Tochter sich aus Furcht vor ihm noch fester an ihre Mutter klammerte. Dann aber, als wäre sie sich plötzlich des Schmerzes bewusst geworden, den sie ihrem Vater bereitete – vielleicht auch aus Dankbarkeit, dass er wieder er selbst war –, streckte sie ihm die Arme entgegen.

Tom lief zu ihr. Das Gefühl, von ihren kleinen Armen umfasst zu werden, brachte ihm so viel Trost, wie er es nicht zu hoffen gewagt hatte. Er drückte sein Gesicht in ihr weiches blondes Haar und verbarg seine Tränen darin.

Eine halbe Stunde später, nachdem sie Julia wieder ins Bett gebracht hatten, saßen Tom und Clare in ihren Bademänteln in der Küche und tranken milden Zitronentee.

»Es ist immer dasselbe, jedes Detail«, sagte Tom, »nur dass der Traum sich nach und nach verändert.«

»Inwiefern?«

»Zuerst war ich in einem verwilderten Garten, dann in dem Haus selbst, dann in einem Keller, und jetzt bin ich in einem bestimmten Teil des Kellers.«

»Und du hast immer noch nicht gesehen, wovor du davonläufst?«

Tom antwortete nicht sofort. Er hatte Clare noch nichts von dem Mädchen in seinem Traum erzählt; allerdings hatte er ihr am Tag zuvor von seinem Gespräch mit Mrs. Macabee berichtet.

»Dass das Mädchen nach Albany wollte, bedeutet nicht notwendigerweise, dass sie auch hier angekommen ist«, war Clares erste Reaktion gewesen.

»Ich weiß«, hatte Tom entgegnet, »aber es ist schon ein ziemlicher Zufall.«

Das Gespräch hatte ebenfalls in der Küche stattgefunden. Clare hatte fürs Abendessen Gemüse geschnitten. Sie sah Tom von der Seite an, als wollte sie einschätzen, ob er ihr mehr zu sagen versuchte, als er vorhatte. »Welches Wort würdest du benutzen?«, fragte sie.

Er zuckte die Schultern und versuchte ihr zu zeigen, dass er diesem Punkt keine große Bedeutung beimaß. »Es ist eine Verbindung, mehr nicht.«

Clare widmete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Gemüse. »Hast du Oliver Lewis davon erzählt?«

»Nein. Ich habe keinem davon erzählt, nur dir.«

Dabei hatten sie es belassen. Nun aber, wach und allein und mitten in der Nacht, erkannte Tom, dass er Clare auch den Rest erzählen musste.

»Da ist noch etwas ...«, begann er, über seine Tasse gebeugt, die auf dem Tisch vor ihm stand, ohne Clare anzuschauen.

»Und was?«, fragte sie.

»Ich weiß, wovor ich in dem Traum wegläufe.«

Es dauerte nur wenige Augenblicke, um ihr von dem Mädchen zu berichten, doch die Stille, die einsetzte, als Tom verstummte, dehnte sich schier endlos. Schließlich begann er, die Sekunden zu zählen. Zehn, zwanzig, dreißig ... und Clare hatte noch immer nichts gesagt, hatte ihn nicht angesehen oder sonst wie reagiert.

»Ich muss wissen, was du denkst«, sagte Tom schließlich.

Clares Stimme war tonlos. »Es ist nur ein Traum. Wie könnte ein Traum etwas bedeuten?«

»Ich weiß es nicht. Aber es macht mir Angst ...«

Clare blickte ihn an. Er sah, dass es auch sie ängstigte. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen.

»Was willst du damit sagen? Dass du dieses Mädchen getötet hast?«

»Ich sage nur, dass die Zeit passt, und auch der Ort ...«

»Welcher Ort?« In ihrer Stimme lag nun Zorn. »Irgendein verrücktes altes Herrenhaus ... wahrscheinlich eins, das du mal irgendwo gesehen hast und das sich dir aus irgendwelchen Gründen eingeprägt hat. Na und? Du bist wegen dem, was mit Julia passiert, von diesem Hagan-Mädchen besessen! Wir beide! Und deshalb träumst du jetzt von ihr. Das ist doch nicht so schwer zu verstehen. Das ist ganz normal. Das macht dich doch nicht zum Mörder!«

»Ich weiß nicht ... Du hast mich nicht gekannt. Ich wäre zu allem fähig gewesen, ohne mich daran zu erinnern.«

»Glaubst du, du hast dieses Mädchen getötet?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich schon. Ich *will* es nicht glauben.«

Clare rutschte von dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, und ging zu ihm. Auch Tom stand auf und streckte ihr die Arme entgegen. Doch statt sich an ihn zu kuscheln, wie sie es normalerwei-

se getan hätte, hob sie die Fäuste und trommelte ihm auf die Brust.
»Wie kannst du so etwas sagen? Wie kannst du so etwas nur denken? Du Mistkerl, ich ... ich liebe dich!«

Erst als ihre Wut verraucht war, fiel sie ihm in die Arme und drückte ihre Wange an seine. »Ich liebe dich«, wiederholte sie, diesmal flüsternd.

Tom spürte ihre Tränen auf der Wange. »Ich liebe dich auch. Und es tut mir Leid, aber ich konnte es dir nicht sagen.«

»Ich weiß.« Clare wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. »Aber nun hast du es mir gesagt. Und was tun wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was wir tun sollen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Warum reden wir nicht mit jemandem? Ich jedenfalls bin mit meinem Latein am Ende. Und du auch.«

»Und mit wem sollten wir reden?«

»Mit Oliver Lewis. Oder Brendan Hunt.«

»Oliver ist in Europa. Und Hunt ist Kinderpsychologe.«

»Was macht das für einen Unterschied?« Sie lachte humorlos. »Erwachsene sind große Kinder. Und Seelenklempner ist Seelenklempner. Außerdem ist er Julias Psychiater, und die Sache betrifft sie.«

»Vielleicht hast du Recht. Ich rufe ihn morgen an.« Als sie dann in der Küche standen und einander umarmten, schlug irgendwo in der Ferne eine Kirchturmuhren. Es war drei Uhr in der Frühe.

»Heute«, sagte Clare. »Du rufst ihn heute an.«

31

Murray Schenk tat das, was für einen Polizisten das Normalste von der Welt war, ob pensioniert oder nicht: Er machte Routinekontrollen. Es war eine überraschend willkommene Abwechslung vom Fliegenfischen. Einmal Cop, immer Cop, sagte er sich. Doch es war mehr als das. Es gab zu viele lose Enden im Fall Hagan und zu viele lockere Schrauben in der Freeman-Geschichte; alles zusammen ergab einen Berg von Problemen, denen jemand auf den Grund gehen sollte – und soweit Schenk sehen konnte, war er der Einzige, der dazu bereit war.

Zudem machte ihm der ungute Gedanke zu schaffen, dass alles sich vielleicht zum Guten gewendet hätte, hätten er oder Edwards oder sonst jemand ein paar Routinekontrollen mehr gemacht – damals, als die kleine Hagan verschwunden war. Vielleicht war es jetzt zu spät, als dass es noch irgendetwas änderte, doch Schenk wollte es wenigstens versuchen.

Als Erstes hatte er Oliver Lewis gründlich durchleuchtet – im Internet und in verschiedenen Nachschlagewerken. Es gab keinen Zweifel, dass der Mann mit seinen Gedanken und Theorien über Reinkarnation nach den Maßstäben der meisten seiner Kollegen ziemlich allein dastand, doch er war ein hervorragender Wissenschaftler; man konnte ihn nicht einfach als Spinner abtun. Auch Tom Freeman war auf seinem Gebiet ein König: Auf preisgekrönte Werbespots waren preisgekrönte Dokumentarfilme gefolgt. Doch Schenk hatte bereits bemerkt, dass Tom Freeman keinen Alkohol trank, was darauf hindeuten konnte, dass er es früher einmal zu ausgiebig getan hatte. Das musste nachgeprüft werden.

Schenk war mit einem Journalisten befreundet, dessen Tochter in

New York für den Sender CBS arbeitete. Sie kannte Tom Freeman nur durch seine Arbeiten, schlug aber jemanden vor, der Schenk vielleicht helfen konnte. Nach ein paar weiteren Anrufen fand Schenk sich in einem Schneideraum mit einem Mann wieder, der bei mehreren Projekten Toms als Koproduzent fungiert hatte. Schenk erklärte dem Mann sein Interesse an Tom, indem er behauptete, Tom habe die Aufmerksamkeit eines bestimmten Medienkonzerns erregt, wo man in Erwägung ziehe, ihm einen großen Auftrag zu erteilen. Schenk hatte den Eindruck, dass der Mann ihm nicht glaubte, aber das schien dem Burschen egal zu sein, denn er redete bereitwillig.

»Das ist kein Geheimnis«, sagte er, als er über Toms frühere Probleme mit Alkohol und Drogen sprach. »Er geht ganz offen damit um – wie viele andere, die das durchgemacht haben.«

»Hatte er das Alkoholproblem, als er noch in der Werbung arbeitete, oder danach?«

»Sowohl als auch. Es hat zu der Zeit angefangen und ging anschließend weiter. Bis er eines Tages ein paar ernste Entscheidungen über sein Leben treffen musste. Das war ungefähr zu der Zeit, als er Clare begegnet ist.«

»Seiner Frau?«

»Ja, sie ist großartig. Und sie war sehr wichtig bei seiner Rehabilitation.«

»Hat er sie dort getroffen? Bei der Reha, meine ich?«

»Nicht in dem Sinne, dass sie zum Programm gehörte. Sie hatte nach seinem Unfall zufällig einen Krankenbesuch gemacht und ...«

»Ein Unfall?«

»Ja. Tom war in jeder Hinsicht am Ende. Clare sagte, dass die Ärzte ihn damals schon aufgegeben hatten.«

»Was war denn passiert?«

»Das weiß keiner, er selbst am wenigsten. Offenbar war er von einem Laster angefahren worden, als er auf dem Trip gewesen ist.«

»Wann war das?«

»Vor ungefähr zehn Jahren.«

»Wissen Sie, wo dieser Unfall passiert ist?«

»Irgendwo in der Nähe von Albany. Wo genau, weiß ich nicht. Da war irgendein Musikfestival.«

Nachdem Schenk sich von dem Mann verabschiedet hatte, verspürte er das bohrende Gefühl, dass da noch mehr war, dass es noch mehr herauszufinden gab.

Aber was?

Jack Edwards rief ihn an.

»Sagt dir der Name Alice Macabee etwas, Murray?«

»Nein. Sollte er?«

»Ich weiß nicht. Ich hab den Namen nur gerade von einer geschwätzigen alten Schachtel gehört, die behauptet, dass Alice Macabee ihre Kusine ist. Die Alte arbeitet in der Telefonzentrale der Zeitung in Buffalo, zu der ich Tom Freeman geschickt habe. Sie sagte mir, ihre Kusine habe Freeman ein paar Auskünfte über das Hagan-Mädchen gegeben, und wollte wissen, ob man sie gefunden hat oder was mit ihr passiert ist. Offenbar hat Freeman dieser Macabee seine Telefonnummer gegeben, aber die Frau hat sie verloren. Also hat sie ihre Kusine gebeten, zu versuchen, Freeman zu finden.«

Schenk notierte sich Alice Macabees Daten und rief sie an.

32

Brendan Hunt hörte aufmerksam zu. Die meiste Zeit hielt er den Blick gesenkt, blickte Tom aber jedes Mal an, wenn dieser zögerte oder stockte, und ermutigte ihn, weiterzuerzählen. Als Tom geendet hatte, lehnte Hunt sich zurück, atmete tief durch und dachte eine Weile nach.

»Als Erstes müssen Sie wissen«, sagte er dann, »dass wir nicht unsere Erinnerungen träumen. Genauer gesagt, wir träumen sie nicht *als* Erinnerungen. Wir formen sie in die Sprache der Träume um. Wenn Sie also wirklich im Keller irgendeines seltsamen Hauses ein Mädchen getötet hätten, würden sie nicht von der Tötung eines Mädchens in einem seltsamen Haus träumen. Es könnte in Ihrem Traum zwar darum gehen, aber es wäre nicht der Traum, den Sie tatsächlich *hätten*. Das liegt am Unterschied zwischen manifestem und latentem Inhalt, wie es im Fachjargon heißt.«

»Aber dieser Traum ist unglaublich *real*. Ich kann die Wände *spüren*, wenn ich sie berühre, und die kalte, feuchte Erde ...«

»Haben Sie mal versucht, sich zu kneifen?«

Tom stutzte. »Nein, ich kann mich nicht erinnern.«

Hunt lächelte. »Das ist auch kein unfehlbarer Test. Obwohl manche Leute behaupten, dass sie diesen Trick mit etwas Übung anwenden können, um sich gewissermaßen selbst zu wecken. Sie könnten es ja auch mal versuchen, aber machen Sie sich keine Sorgen, wenn es nicht klappt.«

»Hören Sie, Brendan«, Tom beugte sich vor, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, »angenommen, jemand tut etwas so Schreckliches, dass er es nicht ertragen kann, auch nur daran zu denken ... etwas so Abscheuliches, dass er es nichts als vergessen

will. Dann verdrängt man es aus dem Bewusstsein ins Unterbewusstsein, nicht wahr? Aber alles bleibt nach wie vor im Kopf des Betreffenden. Kann er dann nicht von dem Vorfall träumen, so wie er geschehen ist, bis ins kleinste Detail?«

»Selbst wenn Sie schlafen, zensiert das Bewusstsein sich selbst. Der Teil von Ihnen, der die Wahrheit nicht ertragen kann, wenn Sie wach sind, und sie daher unterdrückt hat ...«

»Mit viel Alkohol und schweren Schlafmitteln.«

»Ja. Eben dieser Teil von Ihnen ist immer noch da, wenn Sie träumen. Und Sie wollen sich immer noch nicht dem stellen, vor dem Sie sich versteckt haben.«

»Aber was ist, wenn ein anderer Teil von mir das will?«

»Vielleicht will ein Teil von Ihnen das wirklich. Und wenn Sie schlafen, ist Ihre Verteidigung lahm gelegt, und es ist nicht mehr so einfach, sich vor Ihren Geheimnissen zu verstecken. Also verkleiden Sie sie als etwas anderes. Traumbilder, die visuelle Anspielungen benutzen. Wortspiele und Hinweise statt direkter Alltagssprache. Es dauert lange, um zu entziffern, was diese Dinge bedeuten, falls es Ihnen überhaupt gelingt.«

Tom dachte darüber nach und antwortete dann mit matter Stimme: »Vielleicht sollte man sich an manche Dinge lieber nicht erinnern.«

Hunt neigte leicht den Kopf. »Natürlich gibt es renommierte Wissenschaftler und Psychiater, die behaupten, dass Träume ohnehin nichts bedeuten«, sagte er. »Dass Träume bloß das Rumpeln im mentalen Verdauungssystem sind.«

»Es fällt mir schwer, das zu glauben.«

»Und mir fällt schwer zu glauben, dass Sie der Mann sind, der zu sein Sie sich beschuldigen. Ich glaube, Sie zählen zwei und zwei zusammen und bekommen fünf Ich sage das als Freund, nicht als Ihr Therapeut – der ich ja sowieso nicht bin.«

Tom blickte Hunt eine Zeit lang an. »Sie kaufen mir meine Jekyll- und Hyde-Geschichte nicht ab?«, fragte er dann.

»Nicht in Ihrem Fall. Nicht einmal mithilfe von viel Alkohol und Drogen.«

»Aber das Mädchen war *da*. In Albany, bei diesem Festival. Und ich auch.«

»So wie viele andere Männer, Tom.«

Tom seufzte und lehnte sich zurück, erschöpft von der Suche nach Antworten in diesem zähen Morast aus Erinnerungen und Rätseln. Doch er war fest entschlossen, weiterzumachen.

»Aber *warum*? Was könnte der *Grund* sein, dass ich diesen Traum habe?«

»Es könnte sein, dass es ein tief sitzendes Problem gibt, das Sie beschäftigt und mit dem Sie fertig werden müssen. Wenn Sie wirklich herausfinden wollen, was es ist, könnten Sie sich einer Psychoanalyse oder einer anderen Behandlungsform unterziehen – nicht unbedingt bei mir, aber ich kann Ihnen hervorragende Leute nennen, die Ihnen helfen können.«

»Im Moment möchte ich nur wissen«, beharrte Tom, »was es bedeutet, wenn man immer wieder träumt, dass man jemanden umgebracht hat.«

»Nun, die offensichtlichste Interpretation ist, dass Sie eine unterdrückte Wut in sich tragen. Es kann bedeuten, dass Sie kurz vor einem Gewaltausbruch stehen und es gerade noch schaffen, sich zu zügeln. Aber ich glaube nicht, dass das Ihr Problem ist – auch wenn ein Problem immer noch zerstörerische Wut hervorrufen kann, nachdem man eine Sucht besiegt hat, die auf dieses Problem zurückzuführen war.«

»Gut«, sagte Tom. »Das versteh ich. Kann dieser Traum noch etwas anderes bedeuten?«

»Ja, sicher. Er kann alles Mögliche bedeuten – das ist oft so. Zum

Beispiel kann er durch ein unbewusstes Gefühl hervorgerufen werden, dass Sie sich von etwas befreien wollen. Wenn Jugendliche in das Alter kommen, dass sie auf eigenen Füßen stehen wollen, träumen sie manchmal davon, ihre Eltern umzubringen. In Wirklichkeit bringen sie nur ihr Abhängigkeitsgefühl um, als Teil ihrer persönlichen Entwicklung.«

»Aber was bedeutet es, wenn man träumt, dass man ein *Kind* umgebracht hat?«

»Wie ich schon sagte – wenn Sie dieser Sache wirklich auf den Grund gehen wollen, müssten Sie wahrscheinlich über einen längeren Zeitraum einen Fachmann konsultieren. Was ich Ihnen jetzt gerade sage, ist kaum mehr als ein Schuss ins Blaue.«

»Ist schon okay. Schießen Sie weiter.«

Hunt musterte Tom eine Weile und überlegte, ob er weitermachen sollte. »Nun, ich würde sagen, dass Sie Angst vor dem Versagen haben. Angst, in Ihre alten Gewohnheiten zurückzufallen, als Sie noch von der Sucht beherrscht wurden. Ein Rückfall wäre ein Versagen. Das ist die Angst, vor der Sie im Traum davonlaufen. Die Angst manifestiert sich in diesem Traum als verfallenes, düsteres Haus. Und Sie haben dieses Haus noch düsterer gemacht, indem Sie es mit dem Schlimmsten gefüllt haben, das Sie sich vorstellen können – der Gedanke, dass Sie ein Kind getötet haben.«

Tom nickte. »Das hört sich logisch an. Bliebe nur die Frage, warum ich *überhaupt* auf den Gedanken verfallen sollte, ein Kind umzubringen. Es gibt genug andere Dinge, die mir Angst machen.«

»Sie sind wegen der Sache, die mit Julia passiert ist, darauf gekommen – und weil dadurch die Geschichte von diesem vermissten Mädchen ans Tageslicht kam. Vergessen Sie nicht, Sie haben von Melanie Hagan erfahren, bevor das Mädchen in Ihrem Traum aufgetaucht ist.«

»Aber warum habe ich *vorher* schon von dem Haus geträumt?«

Tom schlug mit der flachen Hand auf die geballte Faust, dass es einen lauten Knall gab.

Hunts professionelle Gelassenheit geriet nicht ins Wanken. »Sie sagten, dass Sie diesen Traum ungefähr zu der Zeit das erste Mal hatten, als Julia geboren wurde.«

»Ich lief aus dem Haus, wusste aber nicht, warum. Ich wusste nicht, dass da drinnen ein totes Mädchen war ...« Er verstummte und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Es war eine Geste tiefster Erschöpfung, die Geste eines Mannes, der fast am Ende seiner Kräfte war. »Das heißt, vielleicht wusste ich es doch. Ich konnte mich nur nicht erinnern, bis Melanie Hagan wieder in mein Leben zurückkehrte – durch meine eigene Tochter.«

Hunt schwieg und ließ Toms Worte zwischen ihnen schweben, gab ihnen das Gewicht und die Bedeutung, die ihnen zukamen. Schließlich sagte er: »Ich glaube nicht, dass jemand erklären kann, warum Ihre Tochter diese Erinnerungen hat, Tom. Also sollten Sie keine voreiligen Schlüsse ziehen. Sie versuchen, einen Sinn und logische Erklärungen zu finden, wo es vielleicht gar keine gibt. Wie Oliver Lewis selbst zugegeben hat, müssen wir manchmal akzeptieren, dass sich keine Begründung finden lässt.«

33

Murray Schenk winkte Alice Macabee ein letztes Mal zu und stieg in seinen Wagen. Sie beobachtete ihn durchs Fenster ihres Wohnzimmers, als er den Zündschlüssel drehte, in den Innenspiegel schaute und rückwärts aus der Ausfahrt setzte. Er würde eine Zeit lang herumfahren; das half ihm jedes Mal, seine Gedanken zu ordnen. Und diesmal musste er darüber nachdenken, was er gerade erfahren hatte.

So, wie Alice Macabee über Tom Freeman geredet hatte, wurde deutlich, dass er ihr gefallen hatte. Es gab auch keinen Grund, weshalb sie ihn nicht mögen sollte. Er war ein charmanter, gut aussehender und höflicher Mann. Was Mrs. Macabee aber nicht wusste: Melanie Hagan war genau zu der Zeit und genau an dem Ort verschwunden, an dem Tom Freeman betrunken und zugekokst sein letztes Saufgelage verbracht hatte.

Tom wusste das auch. Er hatte es seit seinem Besuch bei Alice Macabee gewusst, hatte diese Information bis jetzt aber für sich behalten.

Schenk sagte sich, dass es an der Zeit sei, ihn auf die Probe zu stellen.

Das Telefon in Toms Arbeitszimmer hatte an diesem Morgen mehrere Male geklingelt, doch er hatte die Anrufer dem Anrufbeantworter überlassen. Als er ihn später abhörte, waren darauf Nachrichten von seinem Manager, einigen Fernsehleuten und die eines Rechercheurs, der an einer Idee für eine neue Serie arbeitete. Die letzten beiden Anrufer hatten allerdings keine Nachricht hinterlassen. Tom fragte sich, ob sie vielleicht seine Handynummer hatten – und wie als Reaktion auf seine Gedanken klingelte das

Handy in seiner Tasche.

Als er das Gespräch entgegennahm, erkannte er sofort Murray Schenks schroffen Tonfall.

»Ich habe mich gefragt«, sagte Schenk nach einer knappen Begrüßung, »ob Sie letzte Woche bei dieser Zeitung auf etwas Neues gestoßen sind. Irgendetwas, das uns vielleicht weiterhilft.«

Tom war nicht sicher, ob es bloß Einbildung war oder ob tatsächlich ein Hauch von Verdacht in Schenks Stimme lag. Ein Cop verstand besser als die meisten anderen, seine Gefühle zu verbergen, doch in Schenks betont beiläufiger Stimme schwang etwas mit, das nach einer Falle roch. Vielleicht war Schenk seinen Spuren nachgegangen und hatte selbst mit Mrs. Macabee gesprochen ...

Tom überlegte fieberhaft und sah ein, dass er keine Wahl hatte. Entweder kannte Schenk die Wahrheit bereits, oder er würde sie sehr bald herausfinden.

»Ich bin tatsächlich auf etwas Neues gestoßen, Murray«, sagte Tom und versuchte, ruhig zu klingen. Doch seine Stimme war angespannt, und er musste sich räuspern. »Ich habe etwas herausgefunden, dann aber beschlossen, in der Sache nichts zu unternehmen. Der Grund ist, dass ich meine Tochter zu schützen versuche. Sie scheint langsam über ihr Trauma hinwegzukommen. Und meine Frau und ich möchten, dass es so bleibt.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Tom wartete.

»Was haben Sie herausgefunden?«, fragte Schenk schließlich.

Tom fragte sich, wie er die Sache handhaben sollte, wie viel er sagen und wie viel er für sich behalten sollte. Es beunruhigte ihn, dass er wie ein Schuldiger dachte. Seit seinem Gespräch mit Hunt klammerte er sich an den Gedanken, dass er vielleicht wirklich zwei und zwei zusammenzählte und fünf bekam. Und wichtiger noch – auch Clare klammerte sich daran. Es war keine allzu gute Rettungsleine, aber es war alles, was sie hatten.

Und jetzt war da dieser Cop, der versuchte, ihnen einen Strick daraus zu drehen.

Aber Schenk konnte natürlich nichts über Toms Traum wissen. Und Tom war sicher, dass Hunt die Sache vertraulich behandelte.

Also gut – strategische Offenlegung. Das war der richtige Weg.

»Ich nehme an, Sie haben selbst schon mit Mrs. Macabee gesprochen, Murray. Habe ich Recht?«

»Vollkommen, Tom«, bestätigte Schenk. Seine Stimme klang neutral und lieferte keinen Hinweis darauf dass er Tom auf die Probe gestellt hatte; aber beide waren auf der Hut.

»Ich bin sicher, dass Sie unseren Standpunkt verstehen«, sagte Tom. »Meine Frau und ich haben das Gefühl, dass die Sache jetzt weit genug gegangen ist. Falls unsere Tochter durch irgendeinen Zufall, oder wie immer Sie es nennen, etwas darüber aufgeschnappt hat, was passiert ist, bevor sie zur Welt kam ... Lassen Sie es mich so sagen, Murray: Ich war derjenige, der die ganze Sache zu entwirren versucht hat, weil ich herausfinden wollte, was mit Julia los war. Und ich glaube, dass ich nun alles weiß, was ich wissen wollte. Ich bin weit genug gekommen. Meine einzige Sorge gilt jetzt Julias Gesundheit. Und ich habe nicht vor, sie zu gefährden.«

»Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Tom, und ich würde an Ihrer Stelle genauso empfinden. Aber aus meiner Warte sieht alles ein bisschen anders aus.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn ich und einige meiner Kollegen unsere Arbeit vor zehn Jahren besser gemacht hätten, wäre das Mädchen vielleicht gefunden worden. Zumindest hätten wir herausgefunden, was mit ihr passiert ist.«

»Haben Sie mit Jack Edwards gesprochen? Geht er der Sache nach?«

»Jack hat genug damit zu tun, was zurzeit passiert. Aber wie ich Ihnen schon sagte, *ich* habe sehr viel Zeit.«

»Sie sind pensioniert, Murray«, sagte Tom. »Oder machen Sie eine Art persönlichen Kreuzzug aus der Sache?«

»Ich will die Wahrheit herausfinden.«

»Das respektiere ich. Aber Sie werden auf keinen Fall unsere Tochter mit hineinziehen, damit das klar ist.«

»Ich habe nicht vor, Ihre Tochter in irgendetwas hineinzuziehen. Ich habe ohnehin meine Zweifel, dass sie uns viel erzählen könnte. Aber meinen Sie nicht, dass wir es wenigstens Jennifer Sawyer schuldig sind, ihr zu berichten, was wir über ihre Schwester wissen?«

»Vielleicht. Aber das ist nun wirklich nicht viel, oder? Und es ist kaum eine Lösung des Rätsels.«

Schenk sagte eine Zeit lang nichts; dann wiederholte er Toms Worte. »Nein, es ist kaum eine Lösung des Rätsels.«

Tom war nicht sicher, ob er in Schenks Stimme Resignation hörte oder etwas anderes. Eine versteckte Drohung vielleicht? Auf jeden Fall ein Eingeständnis, dass die Geschichte noch nicht vorüber war.

»Tun Sie, was Sie für richtig halten, Murray. Aber ich bin damit fertig – aus den Gründen, die ich Ihnen genannt habe.«

»Verstehe. Ich rufe Sie an, wenn sich was Neues ergibt.«

»Tun Sie das.«

34

Murray Schenk legte auf und fragte sich, ob er Jennifer Sawyer anrufen sollte. Er fühlte sich tatsächlich verpflichtet, sie auf dem Laufenden zu halten, genau wie er Tom Freeman gesagt hatte. Und er würde es auch tun. Aber im Moment konnte das warten. Erst musste er weitere Befragungen machen, andere Fährten verfolgen.

Er wählte die Nummer von Dr. Brendan Hunt in Saracen Springs.

Am Tag darauf, kurz nach 12 Uhr 30, fuhr Hunt die zehnminütige Strecke von seiner Praxis zur Citadel Motor Lodge in der Scarsbrooke Avenue, wo Schenk an diesem Morgen eingekiekt hatte. Es wäre besser, sich in dem Motel zu treffen, hatte Schenk gesagt, weil es das Risiko verringerte, Freeman über den Weg zu laufen oder sonst jemandem zu begegnen, der sie kannte.

Hunt fuhr in der strahlenden Mittagssonne langsam an den frisch gestrichenen Blockhütten vorbei, bis er zu der Nummer kam, die Schenk ihm genannt hatte. Er klopfte an und warf einen ersten Blick auf den Mann, der öffnete.

»Schön, dass Sie Zeit für mich haben«, sagte Schenk. »Kommen Sie rein.«

Das Zimmer war selbst für den Standard eines durchschnittlichen Motels gesichtslos: Bett, Fernseher, Minibar und ein paar große, aber seltsam unbequeme Sessel. Hunt lehnte Kaffee und andere Getränke dankend ab. Schenk nahm sich eine Flasche Bier. Dann saßen sich die beiden Männer gegenüber. Schenks Hände ruhten auf seinem voluminösen Bauch, und er betrachtete seinen Besucher mit der Undurchdringlichkeit eines Buddhas.

»Worüber genau wollen Sie mit mir sprechen, Mr. Schenk?«, ergriff Hunt schließlich die Initiative, um ein Gespräch in Gang zu bringen. »Am Telefon waren Sie ziemlich geheimniskrämerisch.«

»So muss man heutzutage sein. Man weiß nie, wer alles mithört.«

»Das stimmt. Aber wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann ...«

»Es geht um Tom Freeman«, sagte Schenk und trank einen Schluck. »Ich weiß, dass Sie der Psychiater des Mädchens sind, deshalb werden Sie mir nicht alles über die Kleine sagen können. Aber ich interessiere mich ohnehin mehr für ihren Vater.«

»Nun, bis zu einem gewissen Maße fallen auch die Eltern unter die Schweigepflicht, aber ich werde tun, was ich kann.«

Schenk sah ihn mit einem entspannten, aber konzentrierten Blick an, der, wie Hunt vermutete, eine Routineteknik aus seinem Vorrat an Verhörtricks war.

»Ich werde Ihnen ein paar Dinge über Tom Freeman erzählen, die Sie vielleicht noch nicht wissen«, begann Schenk, »und ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie aus professioneller Warte darüber denken.«

»Legen Sie los.«

Schenk umriss mit knappen Worten, was er über Toms Suff- und Drogenzeiten erfahren hatte, und ließ auch die letzte Episode nicht aus, die ihn vor zehn Jahren ins Krankenhaus gebracht hatte. Hunt nickte gedankenvoll, während er zuhörte, und sagte dann, dass Tom ihm diese Geschichten selbst erzählt hatte.

»Wenn Sie wissen wollen, ob er vollständig geheilt ist – soweit wir den Ausdruck ›Heilung‹ bei Suchtproblemen überhaupt verwenden können –, würde ich sagen, ja, er ist geheilt. Seit er nach dem Unfall im Krankenhaus aufgewacht ist, hat er kein einziges Glas angerührt und keinen Joint geraucht.«

»Okay«, fuhr Schenk fort. »Jetzt erzähle ich Ihnen etwas anderes, das Sie vielleicht noch nicht wissen.«

»Wenn es um das Mädchen geht, das zur selben Zeit bei der Feierlichkeit verschwunden ist ...« Hunts Tonfall war höflich, ließ Schenk jedoch wissen, dass er keine Zeit damit verschwenden wollte, alte Geschichten durchzuhecheln.

»Das hat er Ihnen also auch erzählt?«

Hunt nickte. »Ich glaube nicht, dass er ein Geheimnis daraus macht. Außerdem wissen wir nur, dass das Mädchen nach Albany wollte. Ob sie bis dort gekommen ist, wissen wir nicht mit Sicherheit.«

»Das stimmt, aber gehen wir einmal davon aus, sie ist dort angekommen ...«

»Ich nehme an, Mr. Schenk, Sie wollen mich fragen, ob ich es für möglich halte, dass Tom Melanie Hagan in einem Zustand vorübergehender Unzurechnungsfähigkeit getötet hat – in einer durch Alkohol und Drogen verursachten Amnesie. Ist das Ihre Frage?«

Schenk nickte. »Ja.«

»Nun, die Möglichkeit besteht. Doch es ist eine entfernte Möglichkeit. Es ist höchst unwahrscheinlich.«

»Sie glauben nicht, dass er der Typ ist, der so etwas tut. Wollen Sie das damit sagen?«

»Sie können es so ausdrücken, wenn Sie wollen.« Hunt zuckte die Schultern. »Ich bin nicht sein Psychiater, und daher kann ich nicht behaupten, dass es eine klinische Bewertung ist. Es ist ein Instinkt.«

»Wir haben es hier also schlicht und einfach mit einem Zufall zu tun. Das Verschwinden des Mädchens, Toms Blackout ... und dass seine Tochter mit den Erinnerungen des vermissten Mädchens geboren wird. Alles purer Zufall.«

Hunt holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. »Offensichtlich gibt es hier mehr als nur Zufall. Aber wenn Sie mich fragen, was es ist – ich habe keine Ahnung, Mr. Schenk.«

»Bitte nennen Sie mich Murray.«

»Gern, Murray.«

Stille breitete sich aus. Schenk nahm noch einen Schluck aus seiner Flasche und schmatzte mit den Lippen. »Ob sie vielleicht zu sagen versucht, wo sie begraben ist? Würde das Sinn machen, Brendan? Ist es vielleicht das?«

Hunts Blick, der zu den Bäumen geschweift war, die er durch die halb geöffnete Jalousie sehen konnte, richtete sich wieder auf Schenk.

»Sie gehen also davon aus, dass sie tot ist, Murray?«

»O ja. Sie ist ganz bestimmt tot.«

Julia ging um neun zu Bett und bat ihren Vater, nach oben zu kommen und ihr wie immer einen Gutenachtkuss zu geben. Als Tom ihr Zimmer betrat, lag sie mit geschlossenen Augen im Bett und atmete regelmäßig. Er wusste nicht, ob sie wirklich schlief oder es nur vorgab und auf der Lauer lag, um ihn zu überraschen, wie sie es manchmal tat. Wie auch immer, er würde ihr Spiel mitspielen.

Auf Zehenspitzen ging er durchs Zimmer, so leise, dass sie ihn nicht einmal hören würde, wenn sie wach war. *Er* würde es sein, der *sie* überraschte. Als Tom an ihrem Bett war, beugte er sich über sie. Sie reagierte immer noch nicht: kein verräterisches Zucken der Lider oder der Mundwinkel wie sonst, wenn sie versuchte, ihr Lachen zu unterdrücken. Vielleicht, sagte sich Tom, ist sie wirklich schon eingeschlafen. Er beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie sanft auf die Stirn, gleich unter dem Haaransatz.

»Gute Nacht, mein Schatz«, flüsterte er und knipste die Lampe neben ihrem Bett aus. An der Tür blieb er stehen und drehte sich um, betrachtete sie ein letztes Mal. Sie hatte sich nicht bewegt. Er ging zur Tür und wollte sie hinter sich zuziehen.

»Wie lange willst du noch warten, Schwanzlutscher!«

Tom fuhr herum. Julia lag genauso da wie zuvor, atmete tief und regelmäßig und bewegte sich nicht. Und doch war es ihre Stimme gewesen, oder fast ihre. Nicht aber der Tonfall. Der Tonfall war ganz anders.

»Schatz?«, sagte er, doch das Wort blieb ihm im Hals stecken, so dass er beinahe würgen musste. »Julia?«

Sie rührte sich nicht.

Hatte er es sich nur eingebildet? War diese Stimme bloß in seinem Kopf gewesen, nicht im Zimmer? Es war möglich. Alles war möglich: Das war das Einzige, dessen er sich inzwischen sicher war. Nach allem, was geschehen war, konnte es kaum überraschen, wenn er jetzt Stimmen hörte.

Er wandte sich wieder zur Tür.

»Komm her, du Wichser!«

Wieder fuhr er herum. Diesmal gab es keinen Zweifel. Die Worte waren an ihn gerichtet, in diesem Zimmer. Es war keine Einbildung. Und der Anblick, der sich ihm bot, auch nicht.

Julia saß ihm gegenüber auf der Bettkante. Doch dieses Mädchen war nicht mehr seine Tochter. Auf ihren Lippen lag ein Lächeln, das eher ein höhnisches Grinsen war – ein Ausdruck von Spott und provozierender, furchtloser Überlegenheit. Er sah, wie sie sich zurücklehnte, auf die Hände gestützt, und ihr Gewicht so verlängerte, dass ihr Becken sich ihm auf eine Art und Weise entgegenreckte, die anzüglich und eindeutig sexuell war.

»Was ist hier los?«, fragte er mit unsicherer Stimme. »Julia?«

Das Mädchen auf dem Bett lachte ihn aus. »Vergiss das Kind. Du redest mit mir.«

Tom ging einen Schritt auf sie zu. »Raus. Raus aus meiner Tochter!«

Das Mädchen sah zu ihm hoch und kicherte. »Was ist los, Alter? Eifersüchtig, dass ich noch vor dir in deine Tochter eingedrungen bin?«

Ohne dass es Tom bewusst war, hatte er die Hand gehoben und war drauf und dran, ihr die Fingernägel durchs Gesicht zu ziehen. Sie zeigte keinerlei Furcht. Irgendetwas in der kalten, distanzierten Belustigung, die aus ihrem Blick sprach, brachte Tom wieder zur Vernunft. Er erinnerte sich an Joe Sawyer bei ihrer ersten Begegnung in Niagara Falls. Er hatte genauso reagiert, als Melanie durch

Julia zu ihm gesprochen hatte. Langsam ließ er die Hand wieder sinken. Er zitterte.

»Hau ab, du Nutte«, zischte er durch die zusammengebissenen Zähne. »Fahr zur Hölle, wo du hingehörst.«

Sie starre ihn unverwandt an und ließ sich nicht anmerken, ob sie seine Worte gehört hatte.

»Du brauchst einen Drink, Alter«, sagte sie. »Das ist dein Problem. Ohne einen Drink wirst du dich an gar nichts erinnern.«

»Woran soll ich mich denn erinnern?«

»Na, an *alles* natürlich.«

Indem sie die Stimme hob und in falscher Unschuld die Augen aufriss, sorgte sie dafür, dass »*alles*« einen suggestiven Unterton bekam.

»Sag mir, was du von mir willst, verdammt. Sag mir, was ich tun soll.«

»Dich an die Nacht erinnern.«

Ihr sarkastischer Blick war furchtlos, und es gab keinen Zweifel daran, welche Nacht sie meinte. Er fühlte sich besiegt und machtlos. Als er sprach, war seine Stimme hohl.

»Was diese Nacht angeht, kann ich mich an gar nichts erinnern.«

»Ecke River und Pike. Erinnerst du dich jetzt?«

»Ich weiß nicht, was du ...«

»Du brauchst einen Drink. Dann wirst du eine Menge verstehen. Und jetzt verpisss dich.«

Fassungslos und fasziniert zugleich beobachtete er, wie sie die Beine ins Bett schwang, sich wieder hinlegte und schüchtern die Steppdecke bis unters Kinn zog. Sie sah ihn immer noch an, doch völlig ausdruckslos, und schloss dann die Augen. Sekunden später lag dort wieder der Körper seiner Tochter. Sie schlief so wie in dem Moment, als er ins Zimmer gekommen war.

Gelähmt durch die eigene Unschlüssigkeit stand Tom eine Zeit

lang wie vom Donner gerührt da. Ein Teil von ihm wollte Julia wecken und ihr vorhalten, was gerade passiert war. Ein anderer Teil war überzeugt, dass sie sich an nichts erinnern würde.

Und wenn er jetzt nach unten ging und Clare alles erzählte, würde sie ihm glauben. Aber *was* würde sie glauben? Dass er eine Halluzination gehabt hatte? Wahrscheinlich nicht. Dazu hatte sie zu großes Vertrauen in seine geistige Festigkeit. Aber *was* würde sie von dem Vorschlag halten, etwas zu trinken?

Ein Drink? Sollte das tatsächlich die Antwort sein? Die einzige Möglichkeit, mit dem Verbindung aufzunehmen, was er vergessen hatte?

Erinnere dich an diese Nacht. River und Pike.

Was bedeutete das? Irgendwie klingelte es bei ihm. Aber warum? Woher kam das? Er drehte und wendete die Worte in Gedanken, als er schon halb auf dem Weg nach unten war. Er hatte Julias Zimmer verlassen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Was nun? Zu seiner Rechten sah er, dass in dem kleinen Zimmer, in dem Clare arbeitete, noch Licht brannte. Sie bereitete sich für eine Besprechung am nächsten Morgen vor. Sie hatte ihm gesagt, dass sie ungefähr eine Stunde lang damit beschäftigt sein würde; deshalb beschloss Tom, sie nicht zu stören. Er würde die Sache selbst durchdenken.

Er ging zu seinem Arbeitszimmer weiter hinten im Haus.

36

Es dauerte länger als eine Stunde, bis Clare mit ihrer Arbeit fertig war und aus ihrem Zimmer kam, um ihm Gesellschaft zu leisten. Als sie ihn weder im Wohnzimmer noch in der Küche entdeckte, ging sie zu seinem Arbeitszimmer. Noch bevor sie das Zimmer betrat, roch sie den Alkohol und riss die Tür auf. Sie konnte es nicht fassen. Tom saß an seinem Schreibtisch, vor sich eine fast leere Flasche Whisky und ein Glas in der Hand.

»Du lieber Himmel, nun guck nicht so«, sagte er. »Das ist nicht das Ende der Welt. Außerdem habe ich einen Grund dafür.«

»Und welchen?«

Sie sah fassungslos zu, wie er noch einen Schluck Whisky purtrank. Sie bemerkte, wie er das Glas umklammerte, als befürchtete er, es verlieren zu können. Seine Aussprache war nicht undeutlich, und sein Blick war klar; dennoch war er ein anderer Mann als der, den sie vor ein paar Stunden allein gelassen hatte. Als wäre in seinem Innern ein Schalter umgelegt worden. In seinen Augen lag ein Trotz, der sie herausforderte, ihm all die Dinge zu sagen, von denen er wusste, dass sie angebracht wären.

Stattdessen schaute sie ihn nur traurig an. Tränen traten ihr in die Augen. »Ich kann dir nicht helfen, Tom. Dabei nicht.«

»Ich weiß«, sagte er. »Ich bitte dich auch gar nicht um Hilfe. Ich versuche, mir selbst zu helfen.«

»Aber nicht so!«

»Doch, genau so.«

Mit einer Geste, die erkennen ließ, wie viel Zorn sich in ihm aufstaute, schnappte er sich die Flasche und füllte sein Glas randvoll.

»Sag mir nur, was du versuchst.«

»Ich versuche, mich zu erinnern, wer ich war, als ich getrunken habe.«

»Warum?«

»Was denkst du wohl?«

Sie sah, wie seine Hand das Glas noch fester umklammerte, und befürchtete, dass er es entweder zerbrechen oder durchs Zimmer schleudern würde.

»Sag mir nur, was passiert ist«, bat sie ihn, »was ist in der letzten Stunde passiert? Es muss etwas geschehen sein.«

Gierig wie ein Verdurstender nahm er einen weiteren Schluck.

»Tom, hör auf Bitte! Dich zu betrinken nützt überhaupt nichts. Du weißt, dass es alles nur viel schlimmer macht.«

»Versuch doch, mich zu verstehen. Ich muss es tun.«

Er leerte das Glas, stellte es ab und stand abrupt auf, sodass sein Bürostuhl zurückgestoßen wurde, auf seinen Rollen nach hinten schoss und krachend gegen die Wand prallte. Tom schwankte leicht und stützte sich mit einer Hand auf der Schreibtischplatte ab.

»Ist schon okay«, sagte er und wehrte mit der erhobenen Handfläche ihren Versuch ab, ihm zu helfen. »Die alten Reflexe sind noch da. Es ist wie beim Radfahren, man verlernt es nie. Es geht mir gut.«

Er atmete tief durch, straffte sich dann mit der steifen Entschlossenheit eines alten Soldaten, der sich darauf vorbereitete, noch einmal an einer Parade teilzunehmen, und machte sich auf den Weg zur Tür.

»Wo willst du hin?«

»Fort.«

»Nein, geh nicht, Tom.« Sie wollte sich ihm in den Weg stellen, doch er schob sich an ihr vorbei.

»Wenn du ausgehst, komme ich mit.«

Tom ignorierte sie.

»Ist das alles nur ein Vorwand, um wieder zu saufen?«, fragte sie und war selbst überrascht, wie schroff sie war und wie bitter ihre Stimme klang.

Er drehte sich um und sah sie an, aber nur, um ihr zu zeigen, dass er sie gehört hatte. Dann ging er weiter durch den Flur und griff nach den Wagenschlüsseln, die er stets auf einem Tisch ablegte. Clare beeilte sich, zwischen Tom und die Haustür zu gelangen. Diesmal würde sie sich nicht so leicht beiseite schieben lassen.

»Du wirst nicht fahren! Wenn du hier mit den Autoschlüsseln rausgehst, rufe ich die Polizei!«

Tom zögerte. Dann schaute er an ihr vorbei zur Treppe. Clare folgte seinem Blick. Oben stand Julia und rieb sich verschlafen die Augen.

»Daddy ... du bist gar nicht gekommen und hast mir Gute Nacht gesagt.«

»Doch, mein Zuckerschnäuzchen. Du warst schon eingeschlaufen.«

Julia sah ihn unsicher an. Tom legte die Schlüssel, die er gerade vom Tisch genommen hatte, wieder hin. »Es tut mir Leid«, sagte er leise zu Clare. Dann öffnete er die Haustür und ging hinaus in die Nacht.

»Wo geht Daddy hin?«

Clare drehte sich um. »Mach dir keine Sorgen, Schatz. Er muss noch etwas erledigen. Er bleibt nicht lange fort.« Sie stieg die Treppe hinauf »Komm jetzt, ab ins Bett mit dir.«

Erst als er die Haustür hinter sich zugezogen hatte, traf es ihn wie ein Blitz. Vielleicht war es eine Reaktion durch die Nachluft auf die Flasche Scotch, die er konsumiert hatte. Wie auch immer, es zeigte sich, dass die Geistererscheinung, die er vor einer guten Stunde erlebt hatte, Recht hatte – vielleicht hatte der Whisky tatsächlich Dinge in seinem Gedächtnis gelöst, die nur der Alkohol hervorbringen konnte. »River und Pike« hörte sich plötzlich irgendwie vertraut an.

Tom ging mehr als fünfzehn Minuten über die dunklen Straßen, konnte den Begriff aber immer noch nicht richtig unterbringen. Schließlich – als er spürte, dass die frische Luft ihm allmählich einen klaren Kopf verschaffte – legte er einen Zwischenstopp bei einem Spirituosengeschäft ein und kaufte sich eine halbe Flasche Scotch. Er steckte sie in eine braune Papiertüte und nippte diskret daran, während er ein Stück weiter schlenderte.

Mit einem Mal fiel es ihm ein.

Am Fußende seines Krankenhausbettes hatte ein Arzt gesessen und ihm gesagt, dass er sterben würde, wenn er seine Gewohnheiten nicht änderte. Dabei hatte der Arzt ihm beiläufig mitgeteilt, dass man ihn an einem Ort namens River und Pike aus einem Graben gezogen hatte. Der Ort wurde sogar in seinen Entlassungspapieren erwähnt. Doch diese Angabe bedeutete Tom so wenig wie damals nach dem Unfall. Er erinnerte sich verschwommen, dass er damals daran gedacht hatte, den Ort zu besuchen, an dem er beinahe gestorben wäre, es aber nie getan hatte, denn in der Zwischenzeit hatte er Clare wiedergetroffen. Alkohol und Drogen waren Teil seiner Vergangenheit geworden. Er hatte

sich vorgenommen, einen Neuanfang mit weißer Weste zu machen, und er hatte es geschafft.

Mit weißer Weste? Bei dem Gedanken, was diese Worte bedeuteten, erschauerte er. Ja, sicher, er hatte sich der Fantasie hingegeben, ganz von vorn anzufangen, frei von der Vergangenheit. Eine Zeit lang hatte er geglaubt, es wäre ihm gelungen. Doch man war niemals frei von den Dingen, die man getan hatte. Auf Schritt und Tritt wurde man von der eigenen Vergangenheit begleitet. Tom konnte nichts anderes tun, als sich dieser Vergangenheit zu stellen. Er war zu weit gegangen, um wieder den Kopf in den Sand zu stecken. Damals hatte er Schritt für Schritt getan, um nüchtern zu werden. Nun wurde er wieder betrunken und ging Schritt für Schritt zurück in die eigene Vergangenheit.

Als er ein freies Taxi sah, winkte er es heran. Er wusste aus Erfahrung, dass Taxifahrer nicht für Leute stoppten, die auf offener Straße aus einer Flasche tranken, ob sie nun in einer Papiertüte steckte oder nicht; deshalb schob er die Flasche in die Jackentasche. Zum Glück beherrschte er immer noch das Kunststück, nüchtern zu wirken, selbst wenn er weit davon entfernt war, und hinten einzusteigen, bevor der Fahrer seinen Atem roch und seine undeutliche Aussprache hörte.

»Wohin?«

»River und Pike.«

Er sah, wie der Fahrer in den Innenspiegel blickte. »River und Pike? Wo soll das denn sein?«

»Ich dachte, als Taxifahrer wüssten Sie das.«

Der Fahrer kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Warten Sie mal«, sagte er. »Ich weiß schon. Das ist draußen vor Albany. Death Valley, stimmt's?«

»Um Himmels willen! Death Valley ist in Kalifornien.«

»Nein – so wurde es genannt, nachdem in den Fünfzigern die

Fabriken dichtgemacht hatten. Hieß mal Grover's Town. Heißt es eigentlich immer noch, nur nennt es da keiner mehr so.«

Er legte den Gang ein, fuhr an und fädelte sich in den schwachen Verkehr ein.

»Hat da nicht vor zehn Jahren ein Musikfestival stattgefunden?«, fragte Tom.

»Genau. Jede Menge Platz und nicht allzu viele Nachbarn, auf die man Rücksicht nehmen musste. Die hatten ein paar richtig gute Bands. Schade, dass die das nie wiederholt haben. Waren Sie dabei?«

Tom lachte bitter auf. »Hat man mir jedenfalls gesagt.« Er tastete in seiner Tasche nach der Flasche und nahm einen Schluck. Im Innenspiegel sah er den besorgten Blick des Fahrers. Diesen Blick kannte er von früher.

»Alles in Ordnung?«

»Es geht mir gut«, antwortete Tom, und diesmal leerte er die Flasche. Er überlegte, ob er den Fahrer bitten sollte, beim nächsten Schnapsladen zu halten, hatte aber den Verdacht, dass der Fahrer ihn dann rauswerfen würde.

»Ihnen wird doch nicht schlecht? Sie kotzen mir doch nicht die Rückbank voll?«

»Hängt davon ab, wie Sie fahren«, entgegnete Tom.

»Ich hab's nicht so gern, wenn mir einer in mein Taxi kotzt.«

»Kann ich Ihnen nicht verdenken, mein Freund. Aber keine Bange, ich hab alles im Griff«

Schweigend fuhren sie weiter. Tom sah draußen die Dunkelheit vorüberziehen; er wusste nur ungefähr, wo er sich befand. Ihn interessierte auch mehr die seltsame Feststellung, dass sein Rausch sich irgendwie anfühlte, als hätte er Kokain geschnupft. Die Erinnerung, nahm er an. Damals hatte er immer Alkohol und Koks zusammen konsumiert – erst den Fusel, dann den Koks, dann

wieder den Fusel. Die Assoziationen waren noch immer da.

»Wie weit ist es denn noch, verdammt?«, hörte er sich nach einer Weile sagen. »Die Fahrt kommt mir ein bisschen lang vor.«

»He, wenn Sie mir vorwerfen, ich würde Umwege machen, dann ...«

»Ich werfe Ihnen gar nichts vor.«

»Mann. Ich hoffe, Sie sind bald aus meinem Taxi raus.«

»Schon gut, tut mir Leid. Ich wollte Sie nicht beleidigen.« Er spähte aus dem Fenster in die undurchdringliche Dunkelheit. »Wo sind wir?«

»Fast da.«

Der Fahrer machte eine Linkskurve, und das Taxi holperte über unebenen Boden voller Schlaglöcher und blieb dann abrupt stehen. Draußen konnte Tom weder Lichter noch Bewegungen erkennen. Er fragte sich kurz, ob er in eine Falle gelockt worden war und gleich von irgendwelchen Komplizen des Taxifahrers, die dort warteten, ausgeraubt würde.

»Das macht dreizehn fuffzig.«

Tom hatte Mühe, den Blick auf den Taxameter gerichtet zu halten, aber die Summe schien zu stimmen. Er öffnete die Tür.

»He!«

»Warten Sie hier. Ich will mich mal kurz umsehen.«

»Und ich will meine dreizehn fünfzig!«

Alles, was Tom sehen konnte, waren die niedrigen, dunklen Umrisse von Gebäuden, die er für verlassene Lagerhäuser hielt. Weiter hinten wand sich eine Reihe gelb leuchtender Natriumdampflampen auf Betonpfeilern in die Dunkelheit. Ihre Spur war viel weiter zu verfolgen als das Licht reichte, das sie verbreiteten. In dieser Richtung schien die Gegend ähnlich verlassen zu sein wie hier. Nur in der Ferne war eine Lichtglocke zu sehen, die auf Leben schließen ließ.

»Sind Sie sicher, dass das River und Pike ist?«

»Wir sind auf dem River Drive. Die Lichter, die Sie da hinten sehen, ist der Pike Way.«

»Das ist ja völliges Brachland.«

»Es heißt, dass da Yuppies hinziehen wollen, aber Beacon Hill ist das nicht gerade. Suchen Sie nach was Bestimmtem?«

»Ich weiß nicht ... Ich will mich nur mal umsehen.«

»Okay. Macht dreizehn fuffzig.«

»Verdammt noch mal!« Gereizt griff Tom in die Gesäßtasche und geriet durch die Bewegung ins Schwanken, sodass er die Füße versetzen musste, um das Gleichgewicht zu halten. Im Licht der Scheinwerfer fischte er einen Zwanzigdollarschein heraus und drückte ihn dem Fahrer in die ausgestreckte Hand. »So, und jetzt warten Sie hier, während ich ...«

Zu spät bemerkte er seinen Fehler. Der Fahrer trat das Gaspedal durch. Das Wagen jagte mit aufheulendem Motor in die Nacht. Tom stieß obszöne Flüche aus und verharrte in der plötzlichen Stille, immer noch leicht schwankend. Er schien im Halbschatten eines schwachen Lichts zu stehen, konnte aber nicht erkennen, woher es kam. Er blickte zum Himmel, der von einer Wolkendecke verbüllt wurde, wie schon den ganzen Tag.

Vor ihm tauchte aus der Dunkelheit der River Drive auf, der parallel zu einer stillgelegten Bahnstrecke verlief, deren Gleise und Schwellen vor langer Zeit demontiert worden waren. An ihrer Stelle hatte man Schotter aufgeschüttet, auf dem nun Unkraut wuchs. Ab und zu kam eine leichte Brise auf, die gerade stark genug war, hin und wieder ein Stück Papier oder Plastik vor sich her zu treiben. Plötzlich bemerkte Tom im Augenwinkel eine schwache Bewegung, doch als er sich umdrehte, war nichts zu sehen. Wahrscheinlich war es eine Katze oder ein streunender Hund gewesen.

Tom fragte sich, was genau er eigentlich zu erreichen hoffte. Sicherlich würde er hier keine großen Entdeckungen machen und nichts, was er um sich herum sah, löste auch nur die schwächste Erinnerung aus. Er fragte sich, wo genau er damals, nach dem Unfall, gefunden worden war. Doch er glaubte nicht, dass ihm dieses Wissen irgendetwas nützen würde.

Ein Geräusch hinter ihm, das wie das Quietschen eines gespenstischen Wagenrads klang, ließ ihn herumfahren, wobei er das Gleichgewicht verlor und stürzte. Auf einen Ellbogen gestützt, sah er von der Stelle aus, an der er lag, eine Lampe; sie hing an einem Kabel, das über die Straße gespannt war. Diese Lampe war die Quelle des dämmrigen Lichts, in dem er gestanden hatte. Eine neuerliche Brise brachte sie erneut zum Pendeln, und Tom hörte dasselbe quietschende Geräusch, das ihn so erschreckt hatte.

Er rappelte sich auf und klopfte seine Kleidung ab, wobei er eine kleine Schramme an der rechten Hand entdeckte, die er mit einem Taschentuch säuberte. Dann betrachtete er wieder seine Umgebung. Als er in die Richtung blickte, in der sich nach Angaben des Taxifahrers Pike Way befand, stellte er fest, dass er hinter der Lichtglocke nun Gebäude ausmachen konnte. Die meisten waren zwei oder drei Stockwerke hoch. Es war nicht zu erkennen, welche verlassen und welche für die Nacht verschlossen waren.

Dann sah er ein weiteres Gebäude, vielleicht eine Bar, und machte sich auf den Weg dorthin.

38

Es war ein einstöckiger Ziegelkasten, der aussah, als wäre er binnen weniger Tage aufeinander gestapelt worden, um ein freies Eckgrundstück auszufüllen. Im Fenster flackerte eine Neonreklame für eine Biermarke, und über der Tür leuchtete trüb ein schwaches Licht. Als Tom sich näherte, betrat oder verließ niemand das Gebäude. Er rechnete schon damit, die Tür verschlossen zu finden – wahrscheinlich brannten die Lichter nur, um potenzielle Einbrecher fern zu halten –, doch der Griff ließ sich mühelos betätigen, und die Tür öffnete sich ohne Schwierigkeiten.

Das Innere des Gebäudes war in ein rosa glühendes Licht getaucht, sodass er für einen Augenblick dachte, in einem billigen Bordell gelandet zu sein. Doch es war nichts dergleichen; der Eindruck wurde lediglich durch mehrere Lampen mit roten Schirmen hervorgerufen, die auf einem Regal hinter der Theke sowie in einer Ecke standen. Ein zweiter Blick enthüllte ein Dekor von spartanischer Einfachheit. Ein einsamer Trinker saß an der Bar und konzentrierte sich auf sein Bier, während der Barmann Gläser abwusch und nicht einmal den Kopf hob, um zu sehen, wer sein neuer Kunde war. Zwei Männer an einem Tisch, der eine mit Bart und Pferdeschwanz, der andere mit Glatze und Drahtbrille, unterbrachen ein angeregtes Gespräch und blickten indigniert in Toms Richtung, als hätte er sie bei ihrer Unterhaltung gestört. Dann, nachdem sie zu dem Schluss gekommen waren, dass er für sie weder eine Bedrohung noch von Interesse war, redeten sie mit gedämpften Stimmen weiter, wobei sie ihre Sätze mit nachdrücklichen Gesten unterstrichen. Zwei blasse, ausgemergelte Twens saßen an einem anderen Tisch und starrten schweigend ins Leere.

Tom setzte sich auf einen Hocker an der Bar und bestellte einen großen Scotch mit Eis. Der Barmann bediente ihn, ohne ihn anzusehen oder auch nur ein Wort zu sagen. Als Tom ihn bat, einen Zwanzigdollarschein zu wechseln, zog er unwirsch die Mundwinkel herab.

Tom trank seinen Whisky und fragte sich, was er an diesem Ort machte. Er sagte sich, dass er Clare anrufen und ihr mitteilen sollte, dass alles in Ordnung sei – aber nicht jetzt sofort, erst später. Im Moment musste er sich auf den Grund seines Kommens konzentrieren, um sein Gedächtnis dazu zu bringen, endlich auszuspuken, was es bisher so beharrlich in sich verschlossen hielt.

Oder gab es gar keine Erinnerungen, die enthüllt werden konnten?

Aber die Indizien, die er bis jetzt hatte ...

Er bestellte noch einen Drink und fragte den Keeper, wo er in dieser Gegend ein Taxi finden könne. Der Mann zeigte mit dem Daumen über die Schulter. »Weiter den Hügel rauf. Manchmal findet man da oben eins.«

Das klang nicht allzu viel versprechend, und so zog Tom sein Handy hervor und fragte den Barmann, ob er ihm die Telefonnummer eines örtlichen Taxiunternehmens geben konnte. Der Keeper schüttelte den Kopf »Die würden Sie hier nicht abholen.«

Bevor Tom nach dem Grund fragen konnte, bewegte der Mann sich von ihm weg, um den Gast am anderen Ende der Bar zu bedienen. Tom drückte auf die Telefonbuch-Taste seines Handys, wobei er voller Ironie daran dachte, wie viel verlässlicher das Gedächtnis des Handys war als sein eigenes. Er rief das Taxiunternehmen an, mit dem er normalerweise fuhr. Es gab kein Problem, bis sie ihn fragten, wo er war. Er rief den Barmann, um nach der Adresse zu fragen, die er als 405 Pike Way angab.

»Das ist in Grover's Town«, sagte er.

»Tut mir Leid, in der Gegend haben wir niemanden«, ließ man Tom wissen. »Wir können Sie dort nicht abholen.«

Bevor Tom protestieren konnte, wurde aufgelegt. Er sah den Keeper hämisch grinsen; offenbar freute sich der Kerl, Recht behalten zu haben. Tom sagte nichts, außer dass er einen weiteren Drink bestellte.

Er hatte keinen Schimmer, wie lange er dort gewesen war oder wie viele Drinks er schließlich getrunken hatte. Er war sich nur bewusst, dass er irgendwann seine Brieftasche hatte fallen lassen; dabei hatte er gesehen, wie sich das Bündel Dollarscheine, das er bei sich trug, über den Boden verstreute. Irgendwie hatte er es geschafft, die Scheine aufzusammeln, ohne vom Hocker zu kippen, was einen ziemlichen Balanceakt erforderte, und niemand hatte ihm Hilfe angeboten. Er bemerkte, dass der Mann mit dem Pferdeschwanz und dessen glatzköpfiger Freund mit der Brille erneut ihr Gespräch unterbrachen, um ihn zu beobachten. Vielleicht erinnerte er sich auch erst später daran, als er im Licht dessen, was geschehen war, daran zurückdachte.

»Wie ich schon sagte«, meldete der Keeper sich zu Wort, »gehen Sie die Straße hoch. Vielleicht finden Sie da eins.«

Tom hatte den Barmann noch einmal gebeten, ein Taxi zu rufen. Der Mann hatte erwidert, dass er gleich schließen würde, und hatte die Lichter ausgeschaltet. Das triste Pärchen in der Ecke war schon vor einiger Zeit gegangen, ebenso der einsame Trinker am anderen Ende der Bar. Andere waren im Lauf des Abends aufgetaucht und wieder verschwunden. Tom hatte keine Ahnung, wie spät es war. Er sah auf seine Armbanduhr, doch es hatte keinen Zweck; entweder drehte sich die Uhr oder sein Kopf so schnell im Kreis, dass es unmöglich war, die Zeit abzulesen.

»Okay, Leute, das war's für heute. Geht nach Hause.«

Der Barmann wollte das Lokal räumen. Pferdeschwanz und Bril-

lenschlange tranken ihre Gläser aus und verschwanden in der Nacht. Plötzlich spürte Tom die Hand des Barmannes am Arm, der ihn in dieselbe Richtung steuerte. Tom war zu sehr weggetreten, um zu diskutieren, auch wenn er noch einen letzten Versuch machte und mit lallender Stimme darauf bestand, dass der Barmann ein Taxi rufen und ihm noch einen Drink geben sollte, so lange er warten musste. Er redete immer noch, als er sich schließlich mutterseelenallein draußen im Dunkeln wiederfand und die Tür hinter ihm fest verriegelt wurde. Einen Augenblick später erlosch die Neonreklame.

Tom ging in die Richtung, die der Barmann ihm genannt hatte. Jedenfalls glaubte er, dass es die richtige Richtung war; sicher war er keineswegs. Er ging in Richtung der hellen Lichter, wo er in der Ferne ab und zu einen Wagen vorbeifahren sah. Ihm war klar, dass er sich auf der falschen Seite der Bahnlinie befand, in einem Teil der Stadt, in den vorsichtige Leute sich nachts nicht wagten. Doch für Vorsichtsmaßnahmen war es jetzt zu spät, und so stolperte Tom unbeholfen voran, als er versuchte, schneller zum Licht zu kommen.

Hat Clare Recht gehabt?, fragte er sich. Brauchte er nur einen Vorwand, um zu trinken? Oder musste er trinken, weil er tief im Innern wusste, dass der Schrecken, vor dem er sich versteckte, grauenhafte Wirklichkeit war? Trank er, um zu vergessen oder um sich zu erinnern? Er war nicht sicher, ob er den Unterschied noch kannte.

Sie kamen aus dem Nichts. Zwei Männer. Dann spürte er auch schon einen brutalen Schlag in die Magengrube, der ihm die Luft nahm. Er krümmte sich vor Schmerz und stürzte zu Boden. Im Fallen erhielt er einen weiteren Schlag gegen den Kopf. Er war kaum noch bei Bewusstsein, als die Kerle seine Taschen durchwühlten. Genauso schnell, wie sie gekommen waren, verschwan-

den sie wieder.

Tom war nicht danach, sich zu bewegen, doch eine Stimme in seinem Innern sagte ihm immer wieder, dass er von hier weg-musste. Es war ein Fehler. Als er mühsam auf die Beine kam, rauschte sein Mageninhalt in seinen Mund. Er kippte nach vorn und landete hilflos in einer stinkenden Lache seines eigenen Erbrochenen. Nach einer Weile fand er ein Taschentuch und säuberte sich, so gut er konnte. An eine Wand gelehnt, atmete er mehrmals tief durch. Die Lichter, zu denen er wollte, schienen jetzt nicht mehr so weit entfernt zu sein, wie er gedacht hatte. Tom war fast in Sicherheit. Aber nur fast.

Sein Mundwinkel schmerzte und pochte, und er schmeckte Blut. Er hob die Hand, um den Schaden zu betasten. Es schien nicht allzu schlimm zu sein, nur ein Bluterguss und ein Biss innen an der Lippe. Wieder versuchte Tom, auf die Beine zu kommen, und spürte etwas unter seiner Hand. Es war seine Brieftasche, ohne das Geld und die Kreditkarten natürlich. Dennoch steckte er sie sorgfältig in seine Tasche zurück. Er fragte sich erneut, wie spät es sein mochte, und schob seinen Jackenärmel zurück – um festzustellen, dass seine Uhr ebenfalls verschwunden war. Natürlich. Warum hatte er nicht damit gerechnet? Ihm wurde klar, wie langsam er war, wie geschädigt und bruchstückhaft seine Denkprozesse. Er rief sich in Erinnerung, dass er an diesen Ort gekommen war, um die Wahrheit zu suchen, wie schmerzlich sie auch sein mochte, doch er hatte nichts weiter getan, als sich zu betrinken. Eine Woge aus Selbsthass schlug über ihm zusammen, gefolgt von Selbstmitleid. Er kannte diese Reaktion. Er erinnerte sich aus ferner Vergangenheit daran. Nichts ändert sich wirklich, sagte er sich.

Ein weiterer Gedanke kam ihm in den Sinn: um Hilfe zu rufen. Doch als er nach seinem Handy griff, stellte er fest, dass auch dieses verschwunden war. Er rappelte sich auf, um seinen Weg in

Richtung der Lichter fortzusetzen. Er wusste nicht, ob er seine Kraft überschätzte oder die Menge, die er getrunken hatte, unterschätzte. Er wusste nur, dass er nach einigen Schritten weiche Knie bekam und hilflos zur Seite taumelte. Er wusste nicht, wohin er fiel oder worauf nur dass sich ein schwarzer Vorhang über ihn senkte.

Tom war klar, dass es der letzte Vorhang sein konnte, der Vorhang des Todes. Doch in diesem Augenblick war es ihm egal.

Tom öffnete die Augen und sah nur einen Streifen eines grauen, kalten Himmels, der von zwei schwarzen Wänden begrenzt wurde. Vielleicht war es das Licht, das ihn geweckt hatte, oder – wahrscheinlicher – die schmerzhafte Trockenheit in seinem Mund und dem Hals. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand oder warum er mitten in einem Haufen Müllsäcke aus Plastik und Pappkartons lag. Er schien sich in einem Gang zwischen zwei Häusern zu befinden, und nach dem Geruch zu urteilen, war eines davon eine billige Burger-Bude: Die Luft stank nach abgestandenem Bratenfett und Ketchup.

Von dem Geruch wurde ihm übel. Er würgte, erbrach aber nur saure Galle. Die Anstrengung wurde vom Rhythmus höllischer Hammerschläge in seinem Schädel begleitet, die im Takt mit seinem Herzschlag dröhnten.

Er ließ sich Zeit, bevor er aufzustehen versuchte. Selbst dann war es ein hartes Stück Arbeit. Die größten Hindernisse waren seine Steifheit und die höllischen Kopfschmerzen, die bei jeder Bewegung schlimmer wurden. Doch Tom kannte sich mit dieser Art von Kopfschmerzen aus. Er erinnerte sich gut daran. Sie verebbten allmählich und wurden schließlich unwirklich, wie die Erinnerung an jeden Schmerz – bis zum nächsten Mal. Und es hatte damals immer ein nächstes Mal gegeben. Bis er mit dem Trinken aufgehört hatte.

Nun aber waren die Schmerzen wieder da.

Der Hinterhofgang und die Müllsäcke und Pappkartons hatten ihn vor der schlimmsten Kälte bewahrt, doch er fühlte sich immer noch, als wäre die Nachluft ihm bis ins Mark gedrungen.

Er brauchte einen Drink.

Erstaunlich, wie schnell das Verlangen zurückkehrt, dachte er. Man denkt, es ist verschwunden, aber es war niemals ganz weg. Man kann sich vormachen, was man will, kann den Anblick, Geschmack oder Geruch von dem Zeug vermeiden. Doch ein einziger Schluck reicht aus, damit alles wieder anfängt. Deshalb ist man im günstigsten Fall ein Alkoholiker, der sich erholt, aber niemals ein geheilter Trinker.

Während Tom lief und sein Kreislauf wieder in Gang kam, wurde sein Kopf ein wenig klarer. Abgesehen von dem Verlangen nach Alkohol brauchte er Wasser. Er war wie ausgedörrt.

Tom näherte sich einer Straßengabelung, um die sich eine Gruppe von Gebäuden scharfte, von denen jedes auf merkwürdige Art von seinen Nachbarn getrennt war. Offensichtlich war das Bau-land hier billig, sodass es genug davon gab, um verschwenderisch damit umzugehen. Seit den Fünfzigerjahren war hier eine Geister-stadt. Die Gegend wirkte trostlos und kalt. Ein paar Läden, ein billiges Hotel, ein hässlicher Wohnblock. Der Verkehr blieb so dünn wie am Vorabend, und kein einziges Taxi war in Sicht.

Tom stand am Rand des Bürgersteigs und fragte sich, was er tun sollte. In seiner Hosentasche fand er zwei Dollar fünfundzwanzig in kleinen Münzen, die seinen Angreifern offenbar entgangen waren. Er ging in einen der Läden, der gerade geöffnet hatte, und kaufte eine Flasche Wasser, die er öffnete, noch bevor der hagere Mann an der Kasse das Geld eingestrichen hatte. Er musterte Tom neugierig, gab aber keinen Kommentar. Tom fragte den Mann, ob er irgendwo telefonieren könnte. Der Mann zeigte auf ein Münztelefon an der Wand. Tom ging dorthin und wählte eine Nummer. Er wollte Clare sagen, dass mit ihm alles in Ordnung sei, und dann überlegen, wie er nach Hause kommen sollte.

»Wo sind wir hier? Wie lautet die Adresse?«, rief er dem Mann

hinter dem Tresen zu.

»River Drive, Ecke Pike Way«, kam die Antwort.

Tom erstarrte. »Moment mal«, sagte er. »Ich bin gestern Abend an der Ecke River Drive und Pike Way ausgestiegen ... da hinten.« Er zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war.

Der Mann blickte einen Augenblick verwirrt drein; dann dämmerete es ihm. »Da hinten? Sie meinen Pike Way und Waterside.«.

Er lachte auf. »Das ist eine miese Gegend, Mann. Da sollten Sie besser nicht hin. Der River Drive ist genau hier. Sie gucken direkt darauf.«

Tom blickte durchs Fenster. Sein Unterkiefer klappte herunter, und in seinem Kopf hämmerte es schlimmer als zuvor. Er wählte nicht weiter und hängte mit zitternden Händen den Hörer ein. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie ihm hatte entgehen können, was er nun direkt vor sich sah.

Unmittelbar gegenüber, am hinteren Ende eines abschüssigen Grundstücks, an das er sich erinnerte, als wäre er ein Dutzend Mal oder öfter dort gewesen – was auf merkwürdige Weise auch der Fall war –, stand das Haus aus seinen Albträumen.

Sein Kater war vergessen, als er die plötzlich vertraute Straße entlanglief. Er sah das Haus nun aus dem Blickwinkel in seinem Traum, nur dass er im Traum vom Haus wegrief – nun lief er darauf zu. Der graue Horizont in der Ferne zeigte denselben Streifen der Morgenröte, den er so gut kannte.

Und doch gab es einen Unterschied. Das Gewirr aus Unterholz und Bäumen war gerodet worden, und es war nur kurzes Gras zu sehen, rau und trocken, aber sauber gemäht. Die Hecke, die den ehemals verwilderten Garten von der Straße trennte, war ebenfalls verschwunden; an ihrer Stelle stand ein Maschendrahtzaun, an dem an gut sichtbarer Stelle das Schild einer Sicherheitsfirma an-

gebracht war. Tom blickte durch den Zaun zum Kellerbereich des Hauses und suchte die halb verfallene Tür, an die er sich so gut erinnerte. An ihrer Stelle sah er nun eine große, schwarz angestrichene Stahltür – wahrscheinlich ein Garagentor. Davor befand sich ein Wendeplatz aus Beton, von dem ein Weg an der Seite des Hauses entlang zur dahinter verlaufenden Straße führte.

Tom stand wie angewurzelt da. Er brauchte Zeit, um zu verarbeiten, dass er etwas ganz anderes sah, als er zu sehen erwartet hatte ... als sein Hirn ihm gesagt hatte, dass er sehen *musste*. Es gab keinen Zweifel, dass es dasselbe Haus war und dieselbe Gegend, doch gab es Unterschiede: Die Jahre hatten ihre Spuren hinterlassen.

Ungefähr zehn Jahre.

Die Worte des Taxifahrers vom gestrigen Abend kamen Tom wieder in den Sinn: Die Yuppies zogen in die Gegend und veränderten das Viertel. Vielleicht war das hier geschehen. Es gab in dem Haus keine zerbrochenen oder vernagelten Fenster mehr. Die Ziegelmauern waren gereinigt, das Dach repariert, die Mauern gestrichen. Die wuchernde Vegetation, durch die er in seinem Traum gestolpert war, gab es nicht mehr, auch nicht das alte Tor, an dessen Quietschen er sich gut erinnerte.

Dies war der Beweis, dass der Albtraum mehr als nur ein Traum war. Er war eine Erinnerung, die sich wiederholte, wenn er schlief. Er war der Herzschlag seiner Schuld, die nie verschwinden würde.

Was hatte er getan? Tom befürchtete, dass er es nur zu gut wusste. Doch sein Gewissen – er wusste nicht, wie er es sonst nennen sollte – zwang ihn, sich seinem Verbrechen zu stellen. Es war ein Prozess, den er durchlief und irgendwie näherte er sich nun dem Abschluss. Der Gedanke, wie dieser Abschluss aussehen könnte, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Es würde schrecklicher sein als die höllische Nacht, die er gerade hinter sich gebracht hat-

te.

Er ging um das Haus herum zur Rückseite. Ihm wurde bewusst, dass er das Haus in seinem Traum noch nie von dieser Seite gesehen hatte, sodass er nicht wusste, was ihn erwartete. Es stellte sich heraus, dass das Gebäude fast genauso aussah, wie er es sich vorgestellt hätte – eine ehemals großzügige Villa, die schlechte Zeiten erlebt hatte und erst vor kurzem in ein Apartmenthaus umgewandelt worden war. In drei der vier Erkerfenster und in den Turmfenstern weiter oben konnte er Pflanzen und verschiedene Ziergegenstände erkennen. Das Haus sah schmuck und geräumig aus. Mehrere Stufen führten zu der einzigen Eingangstür. Daneben befand sich eine Reihe von Klingelknöpfen. Er zählte sieben Knöpfe, neben denen Namen standen. Er ging die Stufen hinauf um sie sich genauer anzusehen.

Benson, Garrett, Sizemore, Webber, Morrissey, Gordon, St. Leonard. Keiner dieser Namen sagte ihm etwas.

Selbst von seinem Standort oben auf dem Treppenabsatz konnte er in keines der Fenster zu beiden Seiten der Tür blicken; sie befanden sich ein kleines Stück zu hoch. Er fragte sich, ob er auf eine der Klingeln drücken sollte. Aber was sollte er sagen? Was *konnte* er sagen? Und zu *wem*?

40

Von Clare abgesehen, war Brendan Hunt der einzige Mensch, der von dem Traum wusste. Selbstverständlich würde Tom Clare von seiner Entdeckung erzählen, konnte sich aber nicht dazu durchringen, es jetzt zu tun. Erst musste er die Sache selbst verarbeiten und darüber nachdenken, welche Schritte nun unternommen werden mussten.

Er rief Brendan Hunt von dem Laden aus an, wo er die Flasche Wasser gekauft hatte. Er brauchte eine zweite Meinung – unbeteiligt und ohne Emotionen, aber von jemandem, der jede Einzelheit der Geschichte kannte, aber nicht entschlossen war, ihm eine Schlinge um den Hals zu legen, wie Tom es von Murray Schenk befürchtete.

»Tut mir Leid, dass ich so früh anrufe«, sagte Tom. »Wahrscheinlich haben Sie noch geschlafen.«

»Aber nein. Ich bin schon unterwegs zu einem frühen Termin. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe das Haus gefunden, von dem ich Ihnen erzählt habe – das Haus aus meinem Traum. Es existiert wirklich.«

In der Leitung herrschte ein Augenblick der Stille. Dann bat ihn Hunt, ruhig und professionell wie immer, zu berichten, was geschehen war. Tom informierte ihn über die nackten Tatsachen.

»In Ordnung«, sagte Hunt. »Ich bin gleich da. Sagen Sie mir, wo Sie sind.«

Sie vereinbarten ihren Treffpunkt an der Ecke River Drive und Pike Way.

Dann rief Tom Clare an. Sie nahm beim ersten Klingeln ab und unterdrückte ein erleichtertes Seufzen, als sie seine Stimme hörte.

»Es geht mir gut«, sagte er unbeholfen. »Ich habe gerade Brendan Hunt angerufen. Er kommt mich abholen.«

»Wo bist du?«

»Ein Stück außerhalb von Albany. In Grover's Town.«

»Was machst du denn da?«

»Das erzähle ich dir, wenn ich wieder zu Hause bin. Im Moment geht das nicht.«

»Warum hast du Hunt angerufen und nicht mich? Ich wäre zu dir gekommen.«

»Ich weiß. Aber ich muss mit Hunt über eine Sache sprechen, von der ich dir erzähle, wenn ich wieder zu Hause bin.«

»Wann wird das sein?«

»Bald. Ich versprech's.«

Vierzig Minuten später fuhr Hunts Wagen an den Straßenrand, und Tom stieg auf der Beifahrerseite ein. Hunt musterte ihn von oben bis unten, entsetzt von Toms ungepflegter Erscheinung.

»Ich habe getrunken«, sagte Tom, dem Hunts Blicke nicht entgingen.

»Hat es irgendeinen Auslöser für das Trinken gegeben?«

Es war eine Frage, auf die Hunt bereits die Antwort kannte, wie Tom vermutete.

»Julia ... das heißt, es war eigentlich nicht Julia. Es war Melanie.«

»Was ist passiert?«

»Sie hat mich an etwas erinnert. Den Ort, wo man mich vor zehn Jahren aus dem Graben gezogen hat. Sie hat mich wieder hierher geschickt. Und dann habe ich's gefunden ... das Haus.«

»Wo?«

»Bitte fahren Sie da rüber und halten auf der anderen Seite.«

Hunt kam Toms Bitte nach. Sie blieben im Wagen sitzen und blickten durch den Maschendrahtzaun auf das renovierte Gebäude.

»In meinem Traum sah es hier so aus wie vor ein paar Jahren ... vor zehn Jahren vielleicht. Ungefähr zu der Zeit, als Melanie Hagan verschwunden ist.«

Hunt schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Und die Tür zum Keller? Wo war die?«

»Es war eigentlich kein Keller. Vom Haus aus hätte man eine Treppe hinuntersteigen müssen, aber von dieser Seite aus war es ebenerdig. Die Tür war da, wo jetzt die Garage ist.«

Wieder schwieg Hunt und dachte über das Gehörte nach. »Okay«, sagte er dann. »Und wie erklären Sie sich das alles? Ich nehme an, Sie haben eine Erklärung.«

Tom war ein wenig überrascht, beantwortete die Frage aber, so gut er konnte. »Offensichtlich erinnere ich mich an den Ort, weil hier etwas passiert ist. Etwas, das ich aus meinem Bewusstsein verdrängt habe, woran ich mich aber im Traum erinnere. Das lässt sich kaum abstreiten, oder?«

»Und was genau war es, woran Sie sich in diesem Traum erinnern?«

»Sie wissen, wovon ich spreche«, sagte Tom, der ungeduldig wurde, weil er das Gefühl hatte, dass Hunt ihm ausweichen wollte. »Ich rede vom Mord an diesem Mädchen.«

Eine weitere Pause. Hunt starzte auf seine Hände, die unter dem Lenkrad in seinem Schoß ruhten. »Fälle von Personen, die tun, wovon Sie reden – einen Menschen umbringen und dann alles vergessen –, sind extrem selten.« Er blickte Tom an und überzeugte sich davon, dass seine Worte Wirkung zeigten. »Ich würde gern erst eine andere Erklärung suchen, bevor ich etwas so Unwahrscheinliches akzeptiere.«

»Aber es ist möglich, oder? Es hat solche Fälle gegeben.«

»Das leugne ich nicht. Ich sage nur, dass solche Fälle äußerst selten sind.«

Diesmal war es Tom, der schwieg, entmutigt und enttäuscht von Hunts Ablehnung, die Dinge auf seine Weise zu sehen – die einzige mögliche Art und Weise, wie schmerzvoll sie auch sein mochte. »Ich werde das Rätsel dieses Hauses lösen«, sagte er plötzlich. »Ich muss herausfinden, wem es gehört, und die Erlaubnis bekommen, den Keller aufzugraben.«

»Niemand wird Ihnen das wegen eines *Traumes* erlauben, Tom.«

Tom platzte der Kragen. »Es ist mehr als ein Traum!«, stieß er wütend hervor. »Das Haus gibt es wirklich. Es steht vor Ihnen. Sehen Sie hin!«

Hunt blieb gelassen; seine Stimme war ruhig und von besänftigender Professionalität. »Ich sehe das Haus. Und ich stimme Ihnen zu, dass es große Ähnlichkeit mit dem Haus hat, das Sie beschrieben haben – aber ich habe nur Ihr Wort, dass es dasselbe Haus ist.«

»Mein Gott! Das ist die Ecke, wo ich in der Nacht gefunden wurde, River Drive und Pike Way! Von diesem Haus habe ich geträumt ... habe es in jener Nacht gesehen. Ich bin weggelaufen ... geflüchtet vor dem, was ich getan habe, und wurde von einem Laster angefahren ...«

Hunt machte eine Geste, mit der er versuchte, an Vernunft und gesunden Menschenverstand zu appellieren. »Tom, hören Sie mir zu. In Ordnung, sagen wir, dass Sie das Haus in jener Nacht gesehen haben. Wahrscheinlich war es die schlimmste Nacht Ihres Lebens. Nicht weil Sie durchgedreht sind und jemanden getötet haben, sondern weil Sie sich beinahe selbst umgebracht haben. Als diese Nacht vorüber war, haben Sie sich zusammengerissen und wurden der Mann, der Sie in den letzten zehn Jahren gewesen sind. In der Nacht, als Sie dieses Haus gesehen haben, in dem Sumpf aus Suff und Drogen, war es vielleicht Ihr letzter Eindruck, bevor der Unfall geschah. Natürlich erinnern Sie sich daran. Es symbolisiert etwas, weil diese Nacht die Trennlinie zwischen Ih-

rem alten und Ihrem neuen Leben war. Denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe: Ein Traum über einen Mord kann in Wirklichkeit Veränderung oder Wachstum symbolisieren. In Wirklichkeit haben Sie selbst sich in jener Nacht getötet. Sie haben Ihr altes Selbst umgebracht und ein neues Leben angefangen.«

Tom schüttelte den Kopf. Er wollte von Hunt keine Erklärungsversuche. Er brauchte jemanden, der seine Schuld *bestätigte*, der ihm einen erkennbaren Grund dafür lieferte, dass er sich so miserabel fühlte, wie es der Fall war. »Verdammte Scheiße! Sie wollen einfach nicht sehen, was vor Ihrer Nase ist!«

Hunt ignorierte den Wutausbruch. »Tom, die offensichtlichste Erklärung – wenn überhaupt – ist selten die richtige. Versuchen Sie, das nicht zu vergessen, Clare und Ihnen selbst zuliebe. Und Julia zuliebe.«

41

Den größten Teil des Weges legten sie schweigend zurück. Als sie in die Straße einbogen, in der Tom wohnte, fuhr Hunt vor dem Haus an den Bordstein und stellte den Motor ab. Tom wollte die Tür öffnen, doch Hunt legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück.

»Tom, nur eines noch, bevor Sie hineingehen.« Als hätte er längere Zeit darüber nachgedacht, fuhr er nach kurzer Pause fort: »Ich halte es für wichtig, dass Sie vorläufig niemandem von der Sache erzählen.«

Tom blickte Hunt an. »Sie meinen, ich soll Schenk nichts davon sagen? Oder Oliver Lewis?«

»Keinem«, wiederholte Hunt mit Nachdruck.

»Nicht einmal Clare?« In Toms Stimme lag Verwunderung.

»Nicht einmal Clare. Das halte ich für besser. Vorerst jedenfalls.«

»Wieso?«

»Aus all den Gründen, über die wir geredet haben. Warum sollten Sie Clare wegen etwas Angst machen, von dem Sie nicht mal sicher sein können, dass es der Wahrheit entspricht?«

»Aber ich *bin* mir sicher.«

»Nein, sind Sie nicht. Sie *können* sich nicht sicher sein. Denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe – alles kann ganz anders sein, als Sie glauben.«

Tom seufzte und lehnte sich im Sitz zurück, unsicher, ob er sich von diesem Rat entmutigt oder erleichtert fühlen sollte.

Hunt wusste, was Tom durch den Kopf ging, und beobachtete ihn. »Schlafen Sie eine Nacht darüber«, sagte er. »Lassen Sie uns noch einmal über die Sache reden, bevor Sie etwas tun, das Sie

nicht rückgängig machen können.«

»Das wäre vielleicht vor zehn Jahren ein guter Rat gewesen«, entgegnete Tom mit der düsteren Resignation eines Mannes, der seine Niederlage bereits akzeptiert hat.

»Es ist auch jetzt noch ein guter Rat, Tom. Bitte, nehmen Sie ihn an.«

»Was soll ich Clare denn sagen, was passiert ist?«

»Sagen Sie ihr die Wahrheit. Sie haben sich betrunken, wurden überfallen und ausgeraubt und sind dann auf einem Müllhaufen aufgewacht. Aber lassen Sie die Sache mit dem Haus weg.«

Tom fühlte sich unbehaglich. »Ich weiß nicht, ob ich das kann ...«

»Weil Sie Angst davor haben, Clare zu belügen?«

»Ich war immer ganz offen zu ihr. Wie könnte ich jetzt damit aufhören?«

Hunt schwieg und dachte über Toms Einwand nach. Dann fuhr er im Tonfall eines Mannes fort, der sich verpflichtet fühlte, mehr zu sagen, als er wollte: »Clare von dem Haus zu erzählen könnte eher eine Lüge sein, als nichts zu sagen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich will damit sagen«, Hunt wählte seine Worte sehr sorgfältig, »dass ich das Gefühl habe, dass da etwas völlig falsch läuft ... dass wir noch sehr weit davon entfernt sind, zu verstehen, was wirklich vor sich geht.«

»Inwiefern läuft etwas falsch?«

Wieder dachte Hunt nach, bevor er antwortete. »Ich bin mir nicht sicher. Es ist ein Bauchgefühl. Ich muss eingehender darüber nachdenken. Aber nach allem, was ich über Sie weiß ... was ich über dieses ganze Drama weiß ...« Er hielt kurz inne und zuckte die Achseln. »Da stimmt was nicht, Tom. Es ist alles zu offensichtlich. Es steckt mehr dahinter, als mit bloßem Auge zu sehen ist.«

»Meinen Sie damit, dass mir bloß etwas vorgemacht wird?
Ich wüsste nicht, wie das möglich sein sollte. Das ergibt doch
keinen Sinn. Wie könnte jemand ...«

Hunt hob die Hand. »Wie ich schon sagte, ich muss gründlich
darüber nachdenken. Im Moment übersehe ich irgendwas. Ich
glaube, es ist direkt vor meiner Nase, aber ich sehe es nicht ... noch
nicht. Am besten, Sie ruhen sich aus. Ich rufe Sie später an.«

Tom wollte mehr wissen, viel mehr. Und er wollte es jetzt gleich
wissen. Doch er war zu müde, um zu protestieren. »Also gut«,
sagte er. »Wenn Sie meinen. Ich erwarte Ihren Anruf.«

Er stieg aus dem Wagen und ging die letzten Meter zu seinem
Haus. Clare hatte die Tür schon geöffnet, bevor er den Weg zur
Hälfte zurückgelegt hatte. Sie standen sich schweigend gegenüber,
als ob keiner von ihnen die passenden Worte für diesen Augen-
blick in ihrem Leben fand.

Plötzlich wurde Tom von einer solchen Verwirrung der Gefühle
gepackt – Gewissensbisse, Liebe, Angst und ein schmerzliches
Gefühl des Verlustes –, dass er wie ein Kind zu weinen anfing.
Clare nahm ihn in die Arme, führte ihn ins Haus, stieß hinter ih-
nen die Tür zu und schloss die Welt aus.

»Tut mir Leid, dass ich ...«

»Schon gut«, sagte Clare und hielt ihn fest, »ist schon gut, du bist
ja wieder zu Hause.«

Eine Zeit lang standen sie da. Tom schluchzte und versuchte
stammelnd, eine Entschuldigung hervorzubringen, während Clare
ihn beruhigte und tröstete und ihm sagte, dies sei nicht nötig.

»Aber ... du weißt ... was ich wollte ...«, sagte er stockend.

»Pssst. Ist schon gut.«

»Ich hab versucht, mich zu erinnern ... darum habe ich getrun-
ken ... um mich zu erinnern ...«

Clare trat einen Schritt zurück. Ihr Blick suchte den seinen.

»Und? Hast du dich erinnert?«

Er schaute sie an und wischte sich mit einer Hand über die Augen, während er mit der anderen nach einem Taschentuch kramte. Ihm war bewusst, dass jetzt der Augenblick gekommen war, da er sich entscheiden musste. Sollte er das Versprechen halten, das er Hunt gegeben hatte? Oder sollte er Clare alles beichten?

Hunts Worte hallten laut in seinem Kopf wider. Diese Worte hatten ihm Möglichkeiten eröffnet, an die er nicht zu glauben wagte. Sie hatten ihn verwirrt, verängstigt und ihm zugleich Hoffnung gegeben – eine Kombination, die er nicht beschreiben konnte. Letztendlich hatte Hunt ihm keine andere Wahl gelassen, als zu schweigen. Tom schüttelte den Kopf und war dankbar, dass Clare ihn nicht weiter mit dieser Frage bedrängte.

»Am besten, du gehst unter die Dusche«, schlug sie vor, »und ruhest dich aus. Ich bringe dir was zu essen.«

Tom war erschöpft, und die Aussicht, in seinem bequemen Bett zu liegen und zu entspannen, war verlockend, auch wenn er nicht sicher war, ob er in seinem aufgekratzten Zustand überhaupt schlafen konnte.

Zehn Minuten später stieg er aus der Dusche und trocknete sich ab. Durch die Tür zum Schlafzimmer sah er, wie Clare mit einem Tablett mit Sandwiches und einem ihrer Kräutertees hereinkam, die sie ihm stets aufdrängte.

Er zog einen Bademantel über und ging ins Schlafzimmer. Clare bemerkte, wie in seinem Blick Misstrauen aufflackerte, als er an der klaren grünen Flüssigkeit schnupperte.

»Der Tee hilft dir einzuschlafen.«

»Ich will nicht schlafen.«

Sie stellte das Tablett ab und schüttelte ein Kissen für ihn auf. Tom streckte sich aus und lehnte sich zurück. Clare setzte sich neben ihn.

»Komm schon«, sagte sie. »Probier den Tee.«

Gehorsam nahm er die Tasse und trank. Wie alle Kräutertees, die er kannte, schmeckte auch dieser merkwürdig, aber nicht unangenehm. Die Sandwiches waren mit Hühnchen und gegrilltem Paprika belegt, was er sehr gern mochte, wie Clare wusste. Erst als er in eines der Sandwiches biss, erkannte er, wie hungrig er war. Während er aß, streichelte Clare ihm mit den Fingerspitzen übers Gesicht.

»Als du weg warst, habe ich über alles nachgedacht«, sagte sie.
»Die ganze Nacht.«

»Es tut mir Leid«, murmelte Tom mit belegter Stimme. »Ich hätte anrufen sollen. Ich habe versucht ...«

»Schon gut, Liebling. Red nicht mehr drüber. Ich wollte dir nur sagen, dass ich darüber nachgedacht habe ... und ich kann mir unmöglich vorstellen, dass du jemandem etwas angetan hast oder antun würdest. Das ist unvorstellbar für mich.«

Tom wollte ihr von dem Haus erzählen. Aber noch mehr wollte er glauben, dass Hunt Recht hatte und dass es am Ende eine andere Erklärung gab. »Ich weiß.« Mehr konnte er nicht sagen. Er blickte zu ihr hoch. »Ich liebe dich.«

Clare legte die Arme um seine Schultern undbettete den Kopf an seiner Brust. »Ich liebe dich auch.«

Wieder schwiegen sie. Plötzlich war Tom nicht mehr danach, die andere Hälfte seines Sandwiches zu essen. Vielleicht klammerte er sich an eine Hoffnung, die es gar nicht gab. Wenn das stimmte, konnte sich dieser Moment als der letzte gute Augenblick ihres gemeinsamen Lebens erweisen – seines und Clares.

Und Julias.

Und ... ?

Und dieses andere, körperlose Leben, das so bösartig Besitz von ihr ergriffen hatte? Ein Leben, das buchstäblich aus dem Grab ge-

stiegen war, um ihre Zukunft zu zerstören? Seinetwegen? Wegen etwas, das er getan hatte? In einem – wenn auch nur im übertragenen Sinne – anderen Leben?

»Wir schaffen das schon«, sagte Clare leise, und ihre Worte erschreckten ihn fast, weil sie wie eine Antwort auf seine Gedanken klangen. Aber er wusste, dass Clare ihm lediglich ihre Kraft anbot, ihren Glauben an ihn. Genug, um seinen eigenen Glauben zu stärken.

»Ja, sicher«, murmelte er. »Natürlich schaffen wir das.«

42

Er war eingeschlafen, ohne es zu merken. Als er aufwachte, sah er, dass die Vorhänge teilweise zugezogen waren. Das Licht des Spätnachmittags fiel ins Zimmer. Er lag jetzt richtig im Bett, nicht bloß darauf. Irgendwie hatte Clare ihm den Bademantel ausgezogen, ohne ihn zu wecken.

Plötzlich spürte Tom, dass jemand in der Nähe war, und drehte sich abrupt um. In der Tür stand Julia und beobachtete ihn mit ernster Miene. Tom setzte sich auf und schreckte dabei vor dem furchtbaren Gefühl zurück, auf den Anblick seines eigenen Kindes mit Angst zu reagieren.

Aber war dies sein Kind? Oder war es das andere, das zurückgekehrt war, um ihn zu verfolgen?

»Entschuldigung, Daddy. Ich wollte dich nicht wecken.«

Es war Julias Stimme. Tom wurde jetzt erst bewusst, dass er den Atem angehalten hatte. Er holte tief Luft und schluckte schwer.

»Du hast mich nicht erschreckt. Komm her, mein Schatz.«

»Mommy hat gesagt, ich soll nicht zu dir. Sie hat gesagt, du bist sehr müde.«

»Das ist schon in Ordnung. Es geht mir gut.«

Tom schob sich ein Stück zur Seite und machte Platz für sie. Julia hüpfte aufs Bett, schlang die Arme um Toms Hals und gab ihm einen Kuss. Dann sah sie ihn an und runzelte die Stirn, weil sie etwas auf dem Herzen hatte.

»Daddy?«

»Was ist, mein Schatz?«

»Wo bist du letzte Nacht hingegangen?«

Tom hoffte, dass Julia sein Zögern nicht bemerkte. »Hat Mommy

dir das nicht gesagt?«

»Sie hat gesagt, du wärst jemand besuchen. Wer war es denn?«

»Ach, nicht weiter wichtig. Das war jemand, mit dem ich vielleicht zusammenarbeitete und der ... der sein Flugzeug nicht verpassen durfte.«

»Jemand für einen von deinen Filmen?«

»Ja. Sag mal, wie war die Schule heute?«

»Ganz okay.«

»Du hörst dich an, als wärst du dir nicht sicher.«

»Mrs. Simmons ist krank. Und Mr. Dawber, der in Vertretung für sie Englisch unterrichtet, mag ich nicht.«

»Wieso nicht?«

Sie verzog das Gesicht. »Der regt sich wegen jedem kleinen Fehler auf. Echt ätzend, der Typ.«

»O je, das hört sich aber nicht gut an.«

»Ist es auch nicht.«

Sie plauderten noch eine Weile, bis Clare aus dem Erdgeschoss rief dass Sarah gekommen sei, um Julia ihre Klavierstunde zu erteilen. Sie drückte ihren Daddy und ging nach unten.

Tom ging ins Schlafzimmer und betrachtete sein Spiegelbild. Er konnte eine Rasur vertragen. Behutsam verteilte er Rasierschaum auf Kinn und Wangen, ließ heißes Wasser ins Waschbecken laufen und griff nach dem Rasiermesser. Währenddessen fluteten Klavierakkorde von unten zu ihm herauf. Tränen stiegen ihm in die Augen. Der Kontrast zwischen dem ruhigen Haus, in dessen Stille nur die harmonischen Klänge aus dem Erdgeschoss zu hören waren, und dem Schrecken, der immer noch in seinem Innern lauerte, war zu groß, als dass er ihn ertragen konnte.

Plötzlich brauchte er so dringend einen Drink, dass ihn schon der bloße Gedanke krank machte, gegen das Verlangen ankämpfen zu müssen.

Was macht schon ein Drink, sagte er sich. Es würde ihm helfen, die ganze Sache durchzustehen. Wer konnte ihm das zum Vorwurf machen? Gelegentlich ein Drink, um durchzuhalten, war selbst für einen Problemtrinker möglich, oder? Man konnte wochenlang in vernünftigem Maße trinken, bevor die Gefahr entstand, dass man abstürzte. Vielleicht würden ein paar Wochen reichen, bevor ... was?

Was eigentlich?

Er hatte keine Ahnung. Er wusste nur, dass er einen Drink wollte ... und dass er dagegen ankämpfen musste ... und dass er Hilfe brauchte.

Im Spiegel sah er, dass Clare ins Badezimmer gekommen war und ihn betrachtete. Sie stand ganz still da, blickte ihm durchs Spiegelbild direkt in die Augen und beobachtete den Kampf den er mit sich selbst austrug.

»Schon in Ordnung«, sagte er. »Ich krieg das in den Griff. Was immer passiert, ich schwöre dir, dass ich mit der Sache auch nüchtern fertig werde.«

Clare trat hinter ihn, legte die Arme um seine Brust und die Hände auf seine Schultern. »Wir haben vierzig Minuten, bis die Musikstunde zu Ende ist.«

Er hatte bis jetzt nicht das leiseste sexuelle Verlangen verspürt, nun aber, da sich ihr weicher, warmer Körper an seinen Rücken presste, wollte er nichts anderes mehr, als sich in ihrer Umarmung zu verlieren.

Später, als sie sich in den Armen lagen, lauschten sie den gebrochenen Akkorden und einfachen Melodien. Als sie plötzlich verstummtten, sagte Clare: »Huch! Wir sollten wieder in die Klamotten kommen.«

Sie schwang die Füße auf den Teppichboden und zog sich rasch an. Tom beobachtete sie mit einer Mischung aus Verwunderung,

Ungläubigkeit und wiedererwachender Lust. »Weißt du was?«, sagte er. »So wie du mit der Sache fertig wirst, musst du genauso verrückt sein wie ich.«

»Das hoffe ich doch«, entgegnete Clare und lächelte ihn an. »Wenn sich nach all den Jahren herausstellt, dass wir nicht zusammenpassen, wäre ich echt sauer.« Sie gab ihm einen schmatzenden Kuss auf die Nase und verschwand auf der Treppe.

Tom fuhr sich mit der Hand übers Kinn und erinnerte sich, dass er sich immer noch nicht rasiert hatte. Er schwang sich aus dem Bett und ging ins Badezimmer. Diesmal war er gerade fertig, als er wieder ein Gesicht im Spiegel entdeckte, das ihn beobachtete. Aber diesmal war es Julia, nicht Clare.

»Hallo, Schatz«, sprach er ihr Spiegelbild an und trocknete sich dabei ab. »Dein Klavierspiel hat sich super angehört. Du hast Fortschritte gemacht, und«

Er verstummte, denn sie erwiderte seinen Blick im Spiegel mit einem seltsam erwachsenen Ausdruck. Er wusste sofort – genau wie in der vergangenen Nacht –, dass dieses Mädchen nicht seine Tochter war.

»Okay«, sagte sie, »nachdem du den Ort gefunden hast, was wirst du jetzt unternehmen?«

Er rührte sich nicht. Er wagte es nicht, sich umzudrehen und sich ihr zu stellen. Ob aus Angst vor ihr oder davor, was er vielleicht mit ihr anstellen würde, wusste er nicht.

»Was soll ich denn tun?«, fragte er, und die Worte blieben ihm fast im plötzlich trockenen Hals stecken.

»Was der Seelenklempner gesagt hat«, erwiderte sie mit ausdrucksloser, monotoner Stimme – beinahe wie ein Roboter, dachte er und fragte sich einen Augenblick, ob sie hypnotisiert worden war.

»Das dachte ich mir«, entgegnete er und stellte fest, dass er in

demselben ausdruckslosen Ton sprach. War auch er hypnotisiert? Oder träumte er? Ihm kam in den Sinn, was Hunt gesagt hatte – dass man sich selbst kneifen könne –, doch er versuchte es gar nicht erst. Vor den Augen dieser Furcht einflößenden, unheimlichen Erscheinung wäre es absurd gewesen.

»Das weiß ich«, sagte sie. »Mach weiter damit. Geh zu diesem Seelenklempner. Du wirst aus der Sache wieder rauskommen.«

Tom sah, wie ihr Spiegelbild sich umdrehte und das Zimmer verließ. »Warte!«, rief er und eilte ihr hinterher. Mit ausgestreckter Hand wollte er sie an der Schulter packen und herumdrehen, damit sie ihn ansah. Dann aber stockte er; irgendetwas sagte ihm, dass es genauso gefährlich wäre, wie einen Schlafwandler zu wecken.

Doch es waren keine Ängste oder Zweifel, die ihn zögern ließen. Es war das Klingeln seines Handys auf dem Nachttisch. Erleichtert, dass sein Handeln durch einen Reflex und nicht durch Entscheidung diktiert wurde, nahm er den Anruf entgegen.

»Hallo?«

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.« Es war Brendan Hunt.

»Nein, ich hatte schon ausgeschlafen.«

»Wie fühlen Sie sich?«

»Geht so. Besser.«

»Das ist gut. Schlaf war genau das, was Sie brauchten. Tom, wir müssen reden. Ich nehme an, Sie haben Clare nichts von dem erzählt, was wir besprochen haben.«

»Nein.«

»Wir sollten uns am Vormittag treffen. Julia hat um halb zwölf eine Sitzung. Bringen Sie das Mädchen selbst her, ja? Ich brauche nicht mehr als zehn Minuten für sie. Wir sind praktisch so gut wie fertig. Wir können sie dann mit dem Taxi zur Schule schicken, sodass Sie und ich ein bisschen Zeit gewinnen. Ich konnte Ihnen

heute Nachmittag nicht alles sagen. Es gibt da noch mehr ...«

»Okay«, sagte Tom und überlegte, ob er Hunt berichten sollte, was Sekunden zuvor mit Julia geschehen war.

Konnte es Zufall sein, dass Hunts Anruf so postwendend erfolgt war?

Bestimmt nicht.

Irgendetwas ging hier vor sich. Aber was?

»In Ordnung«, sagte Tom, »wir werden da sein. Um halb zwölf«

Als er zehn Minuten später die Treppe herunterkam, war Julia am Telefon. Sie unterhielt sich mit einer Freundin über irgendetwas, das sie am Wochenende vorhatte. Clare hatte in der Küche mit den Vorbereitungen fürs Abendessen angefangen.

»Brendan Hunt hat gerade angerufen«, sagte Tom, dem es wider Erwarten gelang, beiläufig zu klingen. »Er hat vorgeschlagen, dass ich Julia morgen zu ihrer Sitzung bringe, weil er mit mir reden möchte.«

»Fein«, sagte Clare. »Anschließend kannst du sie doch zur Schule bringen, oder?«

»Ich rufe ihr ein Taxi.«

Clare machte mit den Vorbereitungen für das Essen weiter.

Tom zögerte; dann sagte er: »Ich glaube, ich sollte zu einem Treffen gehen.«

Das Treffen war natürlich ein Meeting der Anonymen Alkoholiker. Er hatte seit Jahren nicht mehr regelmäßig daran teilgenommen. Vielleicht war er zu selbstsicher geworden. Falls dem so war, musste er sich jetzt der Tatsache stellen, wie zerbrechlich seine Selbstdisziplin gewesen war. Sich wieder zu fangen, auch nach einem einzigen Ausrutscher, war ein steiler und beschwerlicher Weg.

Clare nahm die Ankündigung sichtlich erfreut auf. »Dann essen

wir, wenn du wieder da bist.« Sie küssten sich mit einer Zärtlichkeit, die Erinnerungen an das bezeugte, was vorhin im ersten Stock geschehen war.

»Ich liebe dich«, flüsterte Tom ihr ins Ohr. Eine Zeit lang hielten sie einander in den Armen. Dann, ohne ein weiteres Wort, drehte er sich um und verließ das Haus.

43

Tom erkundigte sich telefonisch, wo zu dieser Stunde ein Treffen der AA stattfand und erfuhr, dass es nur ein halbes Dutzend Querstraßen entfernt war. Er machte sich zu Fuß auf den Weg – zum einen, weil ihm der Sinn nach Bewegung stand, zum anderen, weil er befürchtete, noch zu viel Alkohol im Blut zu haben, um mit dem Wagen zu fahren.

Das Treffen fand in einem Schulgebäude statt. Er war mindestens vier Jahre lang nicht dort gewesen, sah aber auf den ersten Blick, dass sich nichts verändert hatte. Durch das eiserne Tor gelangte er auf den leeren Spielplatz; dann ging er auf zwei erleuchtete Fenster zu, hinter denen er fünfzehn oder zwanzig Männer und Frauen sah, die sich in einer Umgebung aus Bücherregalen und Kinderzeichnungen in leuchtenden Farben versammelt und die Tische zur Seite geschoben hatten, um Platz für mehrere Reihen von Klappstühlen zu schaffen. Wie immer wurden an alle Becher mit Kaffee verteilt, der so stark war, dass der Löffel beinahe darin stehen blieb. Tom fühlte sich wie ein Reisender, der nach langer Abwesenheit wieder nach Hause kam, wo er alles unverändert vorfand und so selbstverständlich wieder aufgenommen wurde, als wäre er nie fort gewesen.

Als er dort stand und in das Gebäude schaute, spürte er das überwältigende Verlangen, sich umzudrehen und zu verschwinden. Was er jetzt wirklich brauchte, war ein Drink und nicht eine Stunde oder mehr von: »Ich bin Bob – Frank -Joan – George, und ich bin Alkoholiker.« Oder diese nichts sagenden Sprüche an der Wand, die er vor sich sehen konnte: »Immer nur einen Tag auf einmal« oder »Du schaffst es!«.

»Hallo, Tom! Schön, dich zu sehen.«

Er drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme kam, und sah einen Mann in den Fünfzigern, groß, kräftig und mit dichtem weißen Haar. Tom erinnerte sich gut an diesen Mann, nicht aber an seinen Namen. Der Mann streckte die Hand aus, und Tom ergriff sie.

»Hallo, John«, begrüßte er ihn. Der Name war aus irgendeinem dunklen Winkel seines Gedächtnisses aufgetaucht.

»Kommst du mit?«

»Klar«, antwortete Tom, und sie betraten gemeinsam das Gebäude.

An diesem Abend gab es eine Gastrednerin, eine Frau namens Joyce, die das Treffen eröffnete, indem sie ihre eigene Geschichte erzählte. Sie war knapp über dreißig, attraktiv und gut gekleidet und beschrieb, wie sie erst vor wenigen Jahren auf der Straße gelandet war und Listerine-Flaschen gestohlen hatte, nur wegen des Alkoholgehalts. Sie erzählte von den verrückten Dingen, die Alkoholiker tun, um an einen Drink zu kommen, und von dem schrecklichen Gefühl, wenn man sich eingestehen musste, dass man sich selbst belogen hatte, was das Trinken anging.

Als Joyce geendet hatte, waren die anderen an der Reihe. Wie immer gab es ein paar gute Schauspieler, die ihre Dämonen mit routinierter Geschicklichkeit und Witz austrieben und die so unterhaltsam waren wie ein durchschnittlicher Komiker. Doch wie immer gab es auch andere, die Mühe hatten, die richtigen Worte zu finden, aber deren Bedürfnis, zu reden, fast mit Händen zu greifen war. Doch diesen Leuten wurde noch warmerziger für ihren Beitrag zu dem Treffen gedankt wie den guten Rednern, die vorher an der Reihe gewesen waren.

Plötzlich wurde Tom bewusst, wie sehr es ihn drängte, sich zu Wort zu melden, und wie verzweifelt er den Menschen in diesem

Raum erzählen wollte, warum er sich in der vergangenen Nacht betrunken hatte. Aber zu welchem Zweck? Seine Geschichte war mehr als eine Geschichte von Alkoholabhängigkeit. Es war eine Geschichte, für die er gewissermaßen kein Recht besaß, sie mit dieser Gruppe oder sonst jemandem zu teilen.

Er war nicht einfach eine doppelte Persönlichkeit, so wie sie alle – eine trinkende und eine nicht trinkende. In ihm gab es eine viel schrecklichere Teilung: zwischen dem Mann, der seine Frau und sein Kind liebte und ein glückliches und anständiges Leben führte, und dem verrückten Mörder, dessen Hirn vom Alkohol so ruiniert worden war, dass er keine Kontrolle und keine Erinnerungen mehr daran besaß, wer oder was er war, oder welche unaussprechlichen Dinge er vielleicht getan hatte.

Seine Hölle war eine Hölle ohne Vergebung.

Jetzt wurde ihm ein seltsamer Schmerz in den Händen bewusst, und er bemerkte, dass er sie so fest zu Fäusten geballt hatte, dass die Fingernägel sich in die Handflächen gruben. Er öffnete die Hände und sah, dass sie an zwei Stellen blutig waren. Er holte ein Taschentuch hervor und knüllte es zusammen. Hätte er nicht befürchtet, ungewollte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wäre er noch im selben Augenblick aufgestanden und gegangen.

Aber wohin würde er gehen? In die nächste Kneipe. Mit einer Bestürzung, die ihn erschauern ließ, erkannte er, wie sehr es ihn noch immer nach einem Drink verlangte. Die Schleusen waren geöffnet worden und würden sich nicht ohne Kampf wieder schließen lassen. Es war sein Kampf und er würde ihn allein ausfechten müssen. Ironischerweise hatte dieser Ort, an den er gekommen war, um Hilfe bei seinem Kampf zu finden, das Gefühl hoffnungsloser Isolation verstärkt.

Es kostete Tom erhebliche Willenskraft, den Rest des Treffens auszusitzen. Die verschiedenen Stimmen mit ihren zu oft erzähl-

ten Geschichten und den uralten Witzen hallten bedeutungslos in seinem Kopf wider. Er stand kurz davor, in Panik zu geraten. Er spürte, wie sich auf seiner Stirn und der Oberlippe Schweißperlen bildeten, und er benutzte das Taschentuch, um sie diskret abzuwischen. Niemand achtete darauf Niemand sah genauer hin. Er hatte mit seiner eigenen, persönlichen Hölle zu tun – wie alle anderen hier mit der ihren.

Zum Schluss verließ er rasch den Raum und vermied das Gespräch, ja den Blickkontakt mit den Anwesenden; dann machte er sich mit forschem Schritt auf den Heimweg. Clare würde das Abendessen fertig haben, und Julia würde darauf warten, dass er zu ihr ins Zimmer kam und ihr Gute Nacht sagte. Er war ein glücklicher Mann, dass ihn ein solches Willkommen erwartete, und er sagte sich immer wieder, wie zufrieden er sein konnte.

Ohne dass er es gemerkt hatte, war er an einer Straßenecke stehen geblieben. Geradeaus, ein Stück vor ihm, war sein Zuhause. Zu seiner Linken war eine Straße, die zu mehreren Geschäften und Restaurants führte – und zu einigen Kneipen.

Während Tom dort stand, blickte er auf eine der Kneipen, auf das leuchtende Neonschild über dem Eingang, das so lebendig war, dass er glaubte, die Elektrizität summen zu hören und das Klicken von Eis in einem Glas, und er spürte den wärmenden Geschmack der Flüssigkeit im Mund und wie sie ihren Zauber verbreitete und das Schreien in seinem Schädel verstummen ließ, von dem er nicht wusste, wie er es sonst beenden konnte.

Nur ein Glas? Nur eines, um den Schrecken abzuwehren? Nur ein einziges Glas, und dann nach Hause?

Er blieb stehen, wo er war, und blickte in die eine Richtung, dann in die andere. Er wusste, dass es um mehr ging als darum, eine Entscheidung zu treffen. Diese Entscheidung wurde schon an irgendeiner Stelle in seinem Kopf getroffen, zu der er keinen Zu-

gang hatte. Jetzt wartete er nur noch darauf wie die Entscheidung ausfiel.

Er wartete nur noch darauf zu erfahren, was er gleich tun würde – indem er es tat.

Er ging nach Hause.

44

Sie kamen um kurz vor halb zwölf am nächsten Vormittag, doch Hunt war schon auf sie vorbereitet.

»Ich hoffe, Sie haben in meiner Garage geparkt, Tom, wie ich es Ihnen gesagt habe.«

»Sicher. Das ist eine große Hilfe.«

Sowohl Tom als auch Clare hatten jedes Mal Schwierigkeiten gehabt, einen Parkplatz zu finden, wenn sie Julia zu einer Sitzung brachten oder sie abholten. Einmal war Clare abgeholt in Hunts Praxis gestürmt und hatte sich entschuldigt, dass es eine halbe Ewigkeit gedauert hatte, einen Parkplatz zu finden. Daraufhin hatte Hunt ihnen den Code zu seiner privaten Garage gegeben, die Platz für zwei Wagen bot.

»Julia«, sagte Hunt, »warum gehst du nicht schon mal und unterhältst dich eine Weile mit Sally, während ich mit deinem Vater rede?«

Glücklich verschwand das Mädchen in Richtung des Büros von Hunts Empfangsdame, die sie sehr mochte. Hunt führte Tom ins Wartezimmer.

»Nun, wie fühlen Sie sich heute Morgen?«, fragte er. »Sie sehen jedenfalls viel besser aus.«

Tom lächelte. »Ich bin gestern Abend zu einem Treffen der Anonymen Alkoholiker gegangen. Ich habe es geschafft, nach Hause zu gehen, ohne einen Zwischenstopp in einer Kneipe einzulegen.« Er lachte kurz und selbstironisch auf »Ich hatte ganz vergessen, wie schlimm es sein kann.«

»Sie haben es geschafft. Das ist alles, was zählt.«

»*Alles*, worauf es ankommt? Das würde ich nicht unbedingt sa-

gen«, erwiderte Tom. »Ich meine, wo genau stehen wir? Was müssen Sie mir so dringend erzählen?«

»Lassen Sie mir nur zehn Minuten Zeit mit Julia, mehr brauche ich nicht. Dann lasse ich sie von Sally zur Schule zurückbringen. Danach bin ich sofort wieder bei Ihnen.«

Tom nickte, setzte sich auf einen Stuhl und nahm sich eine Zeitung. Er war zu sehr abgelenkt, um konzentriert zu lesen, aber so war er wenigstens beschäftigt. Hunt schloss die Tür zum Wartezimmer hinter sich und ging über den Flur, wo er Julia schon fröhlich mit Sally Young plaudern hörte.

»Hallo, Julia. Wie geht's dir heute?«

Ein strahlendes Lächeln. »Gut, Dr. Hunt, danke.«

Hunt bat Sally, zum nahen Krankenhaus zu gehen und ein paar Akten zu holen. Danach, sagte er, könne sie direkt Mittagspause machen.

»Okay, Dr. Hunt«, sagte Sally, die sich freute, eine zusätzliche Stunde für sich selbst zu haben. »Ich sehe Sie dann heute Nachmittag. Bye, Julia.«

»Bye, Sally.«

Hunt hielt die Tür zu seinem Büro auf »Komm rein, Julia.« Wie immer ging sie vor ihm hinein und ließ sich auf ihrem gewohnten Platz nieder. Dann wandte sie sich ihm zu und lächelte ihn strahlend an, bereit, anzufangen. Wie jedes Mal fand diese Verwandlung erst statt, wenn die Tür sich geschlossen hatte, beim gedämpften Klicken des Riegels. Auch Julias Stimme und ihre Körperhaltung veränderten sich. Das unschuldige neunjährige Mädchen wurde augenblicklich durch die fröhreife, unanständige Vierzehnjährige mit ihren schmutzigen Gedanken ersetzt.

»Okay, Mann, was soll's sein? Willst du 'ne Nummer? Soll ich dir einen blasen? Wie hättest du's gern?«

»Lass das, Melanie«, sagte er müde. »Du weißt genau, dass hier

nichts dergleichen läuft. Wie auch?«

Sie lächelte wissend und genoss die Macht, die sie über ihn hatte, wie sie sehr genau wusste.

»Am Ende wirst du sie umbringen müssen«, sagte sie. »Das ist die einzige Möglichkeit, wie du mich zum Schweigen bringen kannst. Du wirst die Göre umbringen müssen. Diese beschissene Julia.«

ZWEITER TEIL
Geständnisse

45

Natur oder Erziehung? Werden wir mit fertigem Schaltplan geboren oder durch Erfahrungen geprägt?

Es genügt nicht zu sagen: »Von beidem etwas.« Das ist eine Ausflucht, keine Antwort. Es erklärt nicht, wie das Gleichgewicht funktioniert, oder was der wahre Unterschied zwischen beidem ist.

Selbstbeobachtung hilft auch nicht weiter. Sie kann uns etwas darüber sagen, *was* wir sind, aber nicht, *warum*. Ich erinnere mich gut an den Tag, an dem ich entdeckt habe, was ich bin, doch ich frage mich mein Leben lang nach dem Warum, ohne der Antwort auch nur ein Stück näher zu kommen.

Was ich bin, habe ich in Colorado entdeckt. Es war die Idee meines Vaters gewesen. »Wildwasser-Rafting – ein Abenteuer für die ganze Familie«, stand in der Broschüre. An vieles kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Es ist alles schon ziemlich verschwommen.

Doch was meiner Schwester damals passiert ist, weiß ich noch ganz genau.

Cassie war vierzehn, vier Jahre älter als ich. Sie hatte Naomi mitgebracht, ihre beste Freundin. Der Fairness halber muss ich sagen, dass unsere Eltern auch mir die Gelegenheit gegeben hatten, jemanden mitzubringen, aber ich hatte erklärt, lieber allein zu fahren. In Wirklichkeit hatte ich kaum Freunde, erst recht keinen engen Freund, den ich zu gemeinsamen Ferien eingeladen hätte. Außerdem wusste ich, dass ich so viel Nervendes von den Mädchen würde einstecken müssen, dass ich meine Demütigung lieber ohne Zeugen gleichen Geschlechts und Alters ertragen wollte.

Doch wie sich herausstellte, entwickelten die Dinge sich nicht so schlecht, wie es hätte sein können: Die Mädchen waren sich selbst Gesellschaft genug, um mich in Ruhe zu lassen, und überhaupt gab es Grenzen, weil unsere Eltern ja dabei waren.

Das Rafting machte mir Spaß. Natürlich hatten wir einen Führer, und obwohl er uns versprach, dass wir alle vollkommen sicher wären, solange wir uns an die Regeln hielten, war es aufregend – wie eine Achterbahnhfahrt, bei der man wusste, dass man sicher am Sitz angeschnallt war und trotzdem das Gefühl hatte, man könnte jede Sekunde zerschmettert werden.

Und ein Unfall konnte natürlich immer geschehen.

Was mit Cassie passierte, *war* ein Unfall. Ein gewisses Maß an Dummheit spielte allerdings auch eine Rolle. Und ein paar andere Dinge. Es geschah nicht auf dem Wasser. Es war an einem Morgen, nachdem wir die Nacht in den beiden Zelten verbracht hatten, die wir dabeihatten. Sie waren unglaublich komfortabel, mit aufblasbaren Betten und sogar mit einem Heizgerät. Wir hatten Konservendosen und Früchte und Gemüse in speziellen Kühltschen. Mitten in der Wildnis hatten wir den Komfort, den wir von zu Hause gewöhnt waren.

Dennoch hatte die Wildnis ihre eigenen Gesetze. Und man musste aufpassen. Normalerweise behielten meine Eltern oder Charlie, unser Reiseleiter, die Mädchen und mich im Auge, egal wo wir waren. Doch an diesem schicksalhaften Morgen hatten sie nicht so gut aufgepasst wie sonst, denn als wir packten und uns zum Weiterziehen bereitmachten, blickte meine Mutter plötzlich um sich und fragte: »Wo sind die Mädchen?«

Alle machten sich auf die Suche. Wir stellten fest, dass keine Spur von ihnen zu entdecken war. Doch es brach nicht sofort Panik aus: Irgendwie, das hatte ich schon immer beobachtet, machten die Erwachsenen sich weniger Sorgen, wenn zwei oder mehr

Kinder verschwunden oder in Schwierigkeiten waren als nur eines. Zuerst waren sie wütend, weil sie glaubten, dass es nur ein dummer Streich der Mädchen war, oder Gedankenlosigkeit. Eine Zeit lang riefen wir ihre Namen, aber es dauerte eine Weile, bis meine Eltern sich ernsthafte Sorgen machten. Auch ich. Anfangs hatte es mich gefreut, dass meine Schwester nun eine Tracht Prügel zu erwarten hatte, doch als die Zeit verging, ohne dass sich etwas tat, spürte ich, dass irgendetwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

Abgesehen von dem flachen Stück am Flussufer, wo wir die Nacht verbracht hatten, war das Gelände bewaldet und felsig. Wohin man auch ging, überall musste man steile Hänge hinaufklettern oder herunterschlittern. Ich wollte meinem Vater in ein kleines Waldstück folgen, doch er drehte sich um und wies mich an, im Lager zu bleiben. »Warte da, falls die Mädchen auftauchen«, sagte er. »Dann ruf mich. Erinnerst du dich an die Alarmpfeife, die Charlie uns bei den Rettungsjacken gezeigt hat? Die kannst du benutzen. Wir werden sie schon hören.«

Ich war ein wenig gekränkt, dass ich aus der Suchmannschaft ausgeschlossen wurde, aber wenn man zehn Jahre alt ist, verbringt man viel Zeit damit, gekränkt zu sein – besonders, wenn man eine Schwester wie Cassie hat, die eine Freundin wie Naomi hat. Ich setzte mich auf einen kleinen, mit Segeltuch bespannten Klappstuhl, wartete und sperre Augen und Ohren auf. Die Rufe Charlies und meiner Eltern verebbten rasch in der Ferne, auch wenn ab und zu eine der Stimmen schwach bis zu mir drang, wie ein Echo. Einen Augenblick lang ängstigte mich der Gedanke, dass sie *alle* verschwinden könnten, weggezaubert durch irgendeine fremde, böse Macht in dieser geheimnisvollen Landschaft – oder dass sie sich verirrten und in tiefen Erdspalten oder wilden Strudeln zu Tode stürzten. Die Nacht würde kommen, und ich würde dort

ganz allein sein und nicht von dort wegkönnen. Nach einiger Zeit würde man Suchmannschaften und Hubschrauber einsetzen, aber bis dahin würde ich tot sein, oder halb verrückt vor Hunger. Ich hatte von solchen Vorfällen gelesen oder es im Fernsehen gesehen.

In Wahrheit saß ich dort nicht viel länger als zehn Minuten, falls meine Uhr stimmte, bis ich aus einer völlig unerwarteten Richtung Naomis Stimme hörte. Sie schien von irgendwo am Ufer zu kommen, wohin weder meine Eltern noch Charlie gegangen waren. Und sie klang besorgt.

Ich sprang auf und rannte los. Naomi stolperte durch das dichte, dornige Unterholz auf mich zu, ohne auf die Kratzer auf den Händen und im Gesicht zu achten. »Es ist Cassie!«, rief sie, sobald sie mich sah. »Sie ist abgestürzt. Ich glaube, sie ist verletzt!«

»Wo ist sie?«

Naomi zeigte in die Richtung, aus der sie gekommen war. »Wir sind am Fluss entlang und dann einen Pfad raufgestiegen. Cassie ist vorausgegangen. Als sie oben war, ist sie stehen geblieben und hat sich umgedreht, um zu sehen, wie ich hinter ihr her klettere. Ich weiß nicht, was dann passiert ist ... irgend etwas muss unter ihr nachgegeben haben, ein Felsbrocken oder so. Sie hat aufgeschrien und ist auf der anderen Seite verschwunden. Als ich angekommen war, wo sie gestanden hatte, konnte ich nichts sehen, aber ich hab sie rufen hören. ›Hilfe! Hol Hilfe!‹«

Sie blickte um sich, als würde sie erst jetzt bemerken, dass sie nur mit mir sprach, und fragte verzweifelt: »Wo sind deine Eltern? Wo ist Charlie?«

»Die suchen euch beide«, erklärte ich. »Sie sind in diese Richtung gegangen.« Ich streckte den Arm aus. »Und Charlie ist da hingegangen.«

»Du musst sie holen«, sagte Cassie. »Mach schnell!«

»Nein, du gehst. Ruf sie. Sie werden dich hören. Ich versuche,

Cassie zu helfen.«

»Es ist gefährlich. Sei vorsichtig.«

»Wo ist der Pfad, den ihr genommen habt?«

»Geh da lang. Es ist nicht weit. Du wirst ihn schon sehen.«

Ich rannte los. Die dichten Sträucher zerrten an meiner Haut wie bei Naomi. Ich konnte mir die Mädchen vorstellen, wie sie nur ungefähr eine halbe Stunde zuvor zu ihrem Abenteuer aufgebrochen waren und sich mühsam den Weg durch diese dichten Zweige und Dornen gebahnt hatten. Doch kleinere Unannehmlichkeiten spielten jetzt keine Rolle.

Naomi hatte Recht: Ich hatte keine Schwierigkeiten, den Pfad zu finden. Wie sie gesagt hatte, war er steil, aber leicht zu erklimmen. Ungefähr auf halber Höhe fand ich Cassies Videokamera zerschmettert auf den Felsen. Sie musste ihr aus den Händen geflogen sein, als sie abgestürzt war, und auf dieser Seite der Erhebung aufgeschlagen sein, während Cassie auf der anderen Seite herunterfiel.

Ich sah nach oben und stieg weiter hinauf außer Atem jetzt, schwitzend und mit aufgeschrammten, blutenden Händen und Knien (ich trug damals kurze Hosen). Doch ich war wie betäubt gegen Schmerzen und spürte nichts, während ich mich nach oben kämpfte; ich war nur von dem panischen Gedanken erfüllt, nicht schnell genug zu sein.

Die Mädchen waren erstaunlich hoch geklettert. Solche körperlichen Abenteuer sahen ihnen gar nicht ähnlich, aber ich nahm an, dass sie von der spektakulären Aussicht angelockt worden waren, die sie dort oben erwartete. Als ich ankam, sah ich, dass sie in der Tat dramatisch war – ebenso wie die Felswand, die auf der anderen Seite erschreckend steil abfiel und in einem zackigen Überhang über einer Spalte endete, in der das Rauschen wild strömenden Wassers von den Wänden widerhallte.

»Cassie! Cassie!«

Ich schrie den Namen mit aller Kraft. Zunächst kam keine Antwort, dann hörte ich schwach ihre Stimme über das tosende Wasser hinweg.

»Hilfe ... !«

Sie musste irgendwo hinter der Felskante sein, hinter die ich nicht blicken konnte. Vielleicht lag sie hilflos auf einem Sims, so schwer verletzt, dass sie nicht mehr klettern konnte.

»Wir kommen!«, rief ich.

Von Naomi, meinen Eltern und Charlie war nichts zu sehen, obwohl sie sich noch nicht allzu weit vom Lager entfernt haben konnten. Trotzdem, ich war allein. Ich musste handeln.

Ich konnte sehen, dass der Felshang genug Griffe und Haltepunkte bot, wenn jemand, der nicht zu schwer war, dort hinunterkletterte. Ein Erwachsener würde wahrscheinlich abrutschen und stürzen. Aber jemand von meiner Größe und meinem Gewicht, ein zehnjähriger Junge, der für sein Alter nicht besonders groß war, konnte es vielleicht riskieren. Ich atmete tief durch und machte mich an den Abstieg.

Wie alle Kinder wusste ich, wie man kletterte, und zum Glück hatte ich keine Angst vor der Höhe. Ich tastete mich mit den Zehen in meinen Sportschuhen voran, sah vor jedem Schritt nach unten und schaute jedes Mal, wenn ich die Hand bewegte, nach oben. Ich konnte Cassie immer noch rufen hören.

»Hilfe! Hilf mir!«

Zentimeter für Zentimeter bewegte ich mich auf die Kante zu. Es dauerte nicht so lange, wie ich befürchtet hatte – weniger als zwei Minuten. Ich schaffte es, mich herumzudrehen, indem ich meine Füße dort ließ, wo sie waren, und mich mit den Händen vortastete. Dann sah ich sie.

Sie krallte sich mit den Fingern an den Rand eines Felsens, unge-

fähr einen Meter unterhalb der Felskante, die von oben zu sehen gewesen war, und stützte sich mit den Füßen irgendwo ab. »Worauf stehst du?«, fragte ich sie. Ich musste immer noch schreien, damit sie mich über das Tosen des Wassers hören konnte, das hier noch lauter gegen die Felswände donnerte und rauschte.

»Ich weiß nicht! Ich kann nicht nach unten sehen!« Sie war gelähmt vor Angst – und nur das hielt sie aufrecht. Wenn sie sich bewegte, würde sie mit Sicherheit abstürzen. Als es mir gelang, über die Kante zu spähen, auf der ich nun ausgestreckt lag, sah ich, dass ihre Füße auf einem Felssims standen, das noch schmäler war als die Kante, an die sie sich mit den Fingern festklammerte.

Ich blickte wieder nach oben. Immer noch kein Zeichen von Hilfe. Wo blieben sie nur? Sie *mussten* doch bald hier sein!

»In Ordnung«, sagte ich, »beweg dich nicht. Ich versuche, dich hochzuziehen.«

»Nein! Das kannst du nicht! Wo ist Daddy? Hol Daddy!«

»Die anderen kommen gleich. Naomi holt sie.« Ich drehte mich langsam weiter herum, sodass ich meine Füße herunterlassen und auf die Kante setzen konnte, an die sie sich klammerte.

»Nein«, sagte sie noch einmal, »fass mich nicht an! Du bist nicht stark genug. Lass mich in Ruhe.« Ich sah nach oben. Immer noch niemand. »Nun mach schon«, drängte ich sie. »Ich bin stark genug.« Absichtlich langsam hob ich den rechten Fuß – und trat ihr mit aller Kraft auf die Finger. Cassie schrie, ließ aber nicht los. Ich trat wieder zu. Jetzt war Blut zu sehen, doch immer noch krallte sie sich fest und starrte mich mit einem Blick voller Panik und Fassungslosigkeit an.

»Was machst du?«, wimmerte sie. »Bist du verrückt? Du bringst mich um!«

Noch immer durchbrach nichts den Horizont über mir, keine Bewegungen, keine Silhouetten, die heruntersahen und Zeugen

dessen wurden, was hier geschah.

Ich trat noch einmal zu, doch meine Sportschuhe waren zu weich, und sie krampfte sich mit der übernatürlichen Kraft eines Menschen, der um sein Leben kämpfte, an die Felskante. Und sie schrie. »Nein! Hör auf! Hör auf! Hilfe!«

Immer noch wurde ihre Stimme zum größten Teil durch das tosende Wasser unter ihr verschluckt, aber ich musste sie zum Schweigen bringen. Hastig blickte ich mich um. In der Nähe lag ein Felsbrocken. Ich musste ihn mehrere Male vor und zurück bewegen, bis ich ihn gelockert hatte. Er war schwer, doch ich konnte ihn gerade noch mit einer Hand halten, während ich mich mit der anderen festhielt.

Jetzt schrie sie ununterbrochen. Keine Worte, keine Hilferufe, kein Flehen um Gnade mehr, nur noch schrilles Kreischen voller Todesangst, als ob eine unsichtbare Klaue ihr die Kehle zudrückte.

Ein letzter Blick zurück. Immer noch keiner zu sehen. Das war jetzt bestimmt meine letzte Chance!

Ich schmetterte den Felsbrocken mitten in ihr Gesicht, das zu mir aufschaute. Sie fiel so graziös wie eine Kunstspringerin, die vom höchsten Sprungbrett des Swimmingpools aus einen Salto rückwärts machte – nur dass sie den Überschlag, den sie so elegant begonnen hatte, nicht beendete. Sie schlug mit dem Rücken hart auf einen scharfen Felsen auf prallte ab, schlitterte ins brodelnde Wasser und verschwand.

»Brendan!«

Keuchend fuhr ich herum. Am Himmel über mir zeichnete sich der Umriss meines Vaters ab. Er hatte die Hände vor dem Mund zusammengelegt und dadurch eine Flüstertüte gebildet.

»Sei vorsichtig! Kannst du sie sehen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Bleib, wo du bist! Charlie kommt gleich mit einem Seil.«

Mir wurde bewusst, dass ich die Mordwaffe, den Felsbrocken, noch in der Hand hielt. Er war nun blutbefleckt, aber außerhalb des Sichtbereichs meines Vaters. Ich öffnete meine Hand und ließ ihn in die Tiefe fallen. Es war auch Blut an meinen Füßen, dort, wo Cassie sich so verzweifelt festgeklammert hatte, aber ich blutete selbst, und so würde es keinen Verdacht erregen.

»Halt durch, Brendan. Charlie ist schon da.«

Ich blickte nach oben und sah Charlie mit einem aufgerollten Seil. In ein Ende knotete er eine Schlinge.

»Okay, Brendan«, rief er zu mir herunter. »Leg dir die Schlinge über den Kopf und die Taille. Dann ziehen dein Vater und ich dich hoch.«

Er ließ das Seil über dem Kopf kreisen wie ein Cowboy, der einen Stier fangen will; dann warf er es geschickt hinab, sodass es direkt neben mir landete. Ich legte es um, wie er gesagt hatte, und zog es fest; dann ließ ich mich von ihnen hinaufziehen. Ich ließ den Abstieg schwieriger und gefährlicher erscheinen, als er war, indem ich ein- oder zweimal vorgab, zu stolpern. So erschien es umso heldenhafter, dass ich überhaupt dort hinuntergeklettert war.

In Wirklichkeit war es ein Kinderspiel.

46

Offen gestanden, habe ich keine Ahnung, ob ich meine Schwester jemals umgebracht hätte, hätte sich nicht die perfekte Gelegenheit dazu geboten. Wäre mein Leben sehr viel anders verlaufen, wenn ich sie nicht getötet hätte? Wer weiß. Die Frage zu stellen heißt zuzugeben, dass die Würfel gefallen sind.

Tatsache ist, dass meine Schwester ein geborenes Miststück war. Ich will damit nicht sagen, dass sie von Grund auf schlecht gewesen ist, auch wenn sie todsicher die Anlagen dazu hatte. Zum Teil muss ich meinen Eltern die Schuld daran geben. Wenn man einem Kind einen lächerlichen Namen wie Cassandra gibt, muss man mit Schwierigkeiten rechnen. Schon der Klang verströmt eine Art selbstgefälligen Narzissmus. Natürlich redeten alle sie nur mit Cassie an, aber selbst die verkürzte Form ihres Namens hat etwas Herablassendes, erinnert es einen doch zwangsläufig daran, wie privilegiert man ist, mit einem Verwandten der Götter auf solch vertrautem Fuß zu stehen.

Außerdem haben meine Eltern Cassie vier Jahre lang verwöhnt bis dorthinaus – bis ich geboren wurde. Nicht, dass sie Cassie nach meiner Ankunft auf Erden nicht mehr verwöhnt hätten, nur hatte Cassie eben nicht mehr *alles* für sich allein. Nach außen tat sie so, als würde sie die Liebe meiner Eltern zu mir teilen, aber nach ihrem eigenen Verständnis war sie allein im Besitz des göttlichen Rechts, Einzelkind zu sein – ein Privileg, das ich ihr geraubt hatte. Und dafür, beschloss sie, sollte ich teuer bezahlen.

Mein Vater war Anwalt, Partner in einer großen Kanzlei, und ziemlich vermögend. Zu Cassies drittem Geburtstag gab es Karussells und Clowns und Reitponys im Garten unseres Hauses in Chi-

cago. Ich war natürlich nicht dabei – ich war ja noch nicht einmal geplant –, aber ich habe später die Filme und Fotos gesehen. Fairerweise muss ich sagen, dass meine Eltern für mich dasselbe taten, als ich drei wurde; aber meine Schwester, die zu dem Zeitpunkt schon sieben war, verdarb mir den Tag, indem sie Schmerzen vortäuschte, derentwegen sie den ganzen Nachmittag in der Notaufnahme verbrachte, wobei alle voller Angst um sie herumscharwenzelten, sodass ich meine Party ziemlich allein feiern konnte. Okay, die Haushälterin und ihr Mann waren da, ebenso einige Eltern, die zu Besuch gekommen waren, aber es war nicht so, wie wenn Mom und Dad da gewesen wären.

Gegen Abend, als alles vorbei war, ging es Cassie natürlich wieder gut. Ihre Unpässlichkeit wurde auf irgendeinen harmlosen Virus zurückgeführt. Sie wurde mit viel Getue und Trara nach Hause und ins Bett gebracht, und dann bekam sie auf einem Tablet Kuchen und Eis serviert, während sie fernsah. Der einzige Hinweis darauf dass sie mich überhaupt wahrgenommen hatte, bestand darin, dass sie mir die Zunge herausstreckte, als ich den Kopf durch die Tür steckte, um zu sehen, wie es ihr ging. Ihr Triumph war vollkommen.

Ich muss wohl nicht erwähnen, dass es keinen hoch qualifizierten Wissenschaftler braucht, um die familiären Spannungen und den Stress der Rivalität unter Geschwistern zu erkennen. Was den Fall besonders machte, war das Ausmaß von Cassies Boshaftigkeit. Die Lügen, die sie über mich erzählte, und die Demütigungen, mit denen sie mich überhäufte, oft mithilfe ihrer kichernden Freundinnen, erscheinen mir heute, wenn ich darauf zurückblicke, ausgesprochen grausam. Das meiste war relativ banal, wenn auch nicht weniger schmerzlich für mich: kaputtes Spielzeug, versteckte Kleidungsstücke, kleinere Vergehen im und um das Haus, die auf eine Weise begangen wurden, dass der kleine Bruder als der

Schuldige dastand. Je mehr ich meine Unschuld beteuerte, umso mehr wurde ich als gewohnheitsmäßiger Lügner betrachtet – eine Ansicht, die eines Nachts durch die panikerfüllten Schreie meiner Schwester bestätigt wurden, als sie in ihrem Bett einen Haufen krabbelnder Würmer und Frösche vorfand. Wer, wenn nicht ein grässlicher Sechsjähriger, der ich inzwischen war, hätte sich so etwas ausdenken können? Als ich anzudeuten wagte, dass meine Schwester den Vorfall selbst inszeniert haben könnte, um mich anzuschwärzen, fing ich mir von meinem normalerweise toleranten Vater zum ersten Mal eine Ohrfeige ein. Er habe genug von meiner Unehrlichkeit, fuhr er mich an; wenn ich so weitermachte, würde ich auf die Kadettenschule geschickt, wo man wüsste, wie man mit Bengeln wie mir umzugehen habe.

Die Drohung mit der Kadettenschule genügte, um sicherzustellen, dass ich fortan schweigend litt. Wann immer ich durch die Machenschaften meiner Schwester fälschlich irgendeiner Missetat beschuldigt wurde, nahm ich einfach die Schuld auf mich. Ich wurde nicht so sehr für ein Problemkind gehalten, sondern schlicht und einfach für dumm: Wer, wenn nicht ein Dummkopf konnte so unablässig und ungeschickt Verbote missachten und Dummheiten anstellen? Ich war nicht der blitzgescheite Kerl, wie meine armen Eltern es sich von ihrem einzigen Sohn erhofft hatten. Meine Schulnoten waren durchschnittlich, eine Sportskanone war ich auch nicht, und meine wenigen Freunde blieben nach und nach aus, bis ich gar keine mehr hatte.

Was niemand wusste: Ich durchlitt eine ausgewachsene Depression, die durch das zunehmend sadistische Verhalten meiner Schwester verursacht worden war. Rückblickend erscheint es seltsam, dass meine Eltern kein Gespür dafür hatten, was vor sich ging. Sie waren kultivierte Leute: Mein Vater war ein belesener Mann und meine Mutter eine aktive Förderin der Künste. Man

hätte von ihnen erwarten können, dass sie auf so etwas aufmerksam geworden wären. Heute wäre es vielleicht so, aber man vergisst, wie sehr sich in einer einzigen Generation die Einstellungen geändert haben: Ein Kind, das heute »verhaltengestört« ist, war damals einfach nur eine Nervensäge.

Cassie sah, dass sie mich an der Leine hatte, und war fest entschlossen, mich völlig auszuschalten. Ich glaube, ihr höchster Ehrgeiz war es, mich in den Selbstmord zu treiben, und es wäre ihr vielleicht gelungen, wäre nicht das Schicksal eingeschritten – in Form jenes »Unfalls« in Colorado.

Von meinem achten Lebensjahr an, bis ich zehn war, setzte meine Schwester gnadenlos Sex als Waffe gegen mich ein. Sie entwickelte zu der Zeit weibliche Formen, und es war nicht zu leugnen, dass sie ein attraktives Mädchen war. Ich sah, wie die Jungs sie voller Gier anstarrten – auch erwachsene Männer, und zwar mehr als genug, einschließlich der Freunde meiner Eltern, die glaubten, dass es niemand mitbekam, dass sie einen kleinen Extrablick riskierten, wenn Cassie sich vornüber beugte oder wenn am Swimmingpool der Träger von der Schulter glitt und der ganze Badeanzug »unabsichtlich« ins Rutschen kam. Meine Schwester tat nie-mals etwas unabsichtlich.

In meinem Fall erregte sie meine natürliche Neugier auf den weiblichen Körper, indem sie dafür sorgte, dass ich genug von ihr zu sehen bekam, während sie so tat, als wüsste sie nicht einmal, dass ich da war. Wenn sie fertig war, drehte sie sich zu mir um und warf mir vor, ich würde sie heimlich angaffen. Manchmal blieb ihr Gezeter nur eine Sache zwischen uns beiden, aber öfter als mir lieb war, richtete sie es so ein, dass ihr Geschrei das ganze Haus darauf aufmerksam machte, dass ihre unbefleckte Reinheit und ihre Schamhaftigkeit durch die schmutzige, hinterhältige Geilheit ihres sexbesessenen kleinen Bruders besudelt wurden. Ich

spürte, dass ich als Ergebnis ihrer Taktik zunehmend als das betrachtet wurde, was die Leute – einschließlich meiner Eltern – sich von den Schuhsohlen kratzten, wobei sie angewidert die Nase rümpften.

Dass dies alles während der ersten Zeit meines eigenen sexuellen Erwachens geschah, war besonders schmerhaft, jedoch zweifellos Teil ihres Planes. Eines Morgens erwachte ich mit einer gewaltigen Erektion, die einfach nicht verschwinden wollte. Ich versuchte alles, was mir in den Sinn kam, doch ohne Erfolg.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass meine Schwester ins Badezimmer platzte, wo sie mich bei dem hastigen Versuch, das Problem in meinem Pyjama zu verbergen, vornübergebeugt vorfand. Zu Anfang lachte sie mich wegen meiner Verlegenheit aus; dann wechselte sie abrupt den Gesichtsausdruck, lief aus dem Raum und schrie, ich hätte sie gezwungen, mein »Ding« anzusehen, und sogar von ihr gewollt, dass sie es anfasste. Zu der Zeit war es die schlimmste Lüge, die sie je über mich erzählt hatte, und ich wusste, dass ich es ihr nie verzeihen würde. Was unsere Eltern sagten – die zu peinlich berührt waren, das Problem direkt anzugehen –, weiß ich nicht mehr genau, nur dass sie vorschlugen, ich solle in Zukunft darauf achten, die Tür abzuschließen. Aber ich erinnere mich an die verletzten Seitenblicke, das Räuspern und den raschen Themenwechsel, sobald ich ein Zimmer betrat, und das unausweichliche Gefühl, dass ich etwas Fremdartiges, Unerwünschtes und Schmutziges war.

Dann kam der Zwischenfall mit Naomi. Naomi Chase war nicht nur die beste Freundin meiner Schwester, sie sah ihr auch zum Verwechseln ähnlich. Die beiden wurden ständig für Schwestern gehalten, manchmal sogar für Zwillinge, auch wenn sie sich nicht völlig glichen. In ihrer gemeinen, boshaften und hässlichen Natur allerdings glichen sie sich vollkommen. Wie sehr, fand ich heraus,

als Naomi eines Tages vorschlug, sie und ich sollten uns allein treffen, ohne meine Schwester. Sie sagte es ganz beiläufig: Ich könnte doch am nächsten Nachmittag mal zu ihr herüberkommen. Nicht zum Haus ihrer Eltern, sondern zu einem Bootshaus, das sie am See hatten. Sie wollte mir etwas zeigen, wollte mir aber nicht sagen, was es war. Wenn ich morgen dort hinginge, würde »alles enthüllt«.

Die Art, wie sie es sagte, ließ keinen Zweifel offen, wovon sie redete. Ich war neun, sie war gerade dreizehn. Es war ein Angebot, das weder ich noch sonst ein normaler Junge hätte ablehnen und dabei auch nur ein Fitzelchen Selbstachtung behalten können.

Es war ein warmer Nachmittag im Hochsommer. Ich fand Naomi, die auf mich wartete, allein vor. Zuerst küsste sie mich, dann fragte sie mich, ob ich jemals ein nacktes Mädchen gesehen hätte. Natürlich hatte ich meine Schwester ziemlich freizügig gesehen – halb nackt, aber niemals völlig nackt. Aber Schwestern zählten sowieso nicht, sagte sie. Mit Schwestern könnte man nicht die Sachen machen wie mit anderen Mädchen. Dann sagte sie, ich solle mich ausziehen. Wir würden »Dinge tun«, versprach sie mir, die uns beiden »Spaß machten«.

Ich Trottel glaubte ihr. Binnen Sekunden war ich aus den Klamotten und wartete darauf, dass sie dasselbe tat. In diesem Moment hörte ich das unterdrückte Kichern irgendwo über mir. Ich sah nach oben. Das Bootshaus hatte ein hohes Dach, wie ein umgekehrtes V. Oben gab es einen Bereich, eine Art Zwischengeschoss, der als Stauraum genutzt wurde – für Segel, Ruder und verschiedene Ausrüstungssteile. Meine Schwester und zwei ihrer Freundinnen waren dort. Es war eine Falle, auch wenn ich nicht begriff, wie schlimm sie war, bis ich sah, wie Naomi mit meinen Sachen unterm Arm und meinen Schuhen in der Hand aus der Tür flitzte. Die anderen liefen mit klappernden Sohlen eine Holztreppe

hinunter und schlossen draußen im strahlenden Sonnenschein zu ihr auf Sie kreischten und lachten, während ihre Stimmen mit wachsendem Abstand leiser wurden.

Eingewickelt in ein Stück abgerissene Zeltbahn, das ich in einer Ecke gefunden hatte, schlich ich nach Hause. Als meine Eltern mich fragten, was passiert sei, erzählte ich ihnen, dass ich mit ein paar Jungs schwimmen gegangen wäre, die mir einen Streich gespielt hätten. Meine Schwester drückte sich oben auf der Treppe herum und versuchte mitzuhören, was gesagt wurde. Ich wusste, dass sie mich als Lügner hinstellen würde, wenn ich die Wahrheit sagte, und ihre Freundinnen würden ihre Behauptung bestätigen. Sie würden erklären, ich hätte mich an Naomi »herangemacht« und dass sie alle herbeigelaufen wären, um ihr zu helfen. Ich wusste, wie ihre Gehirne arbeiteten. Ich sagte mir, dass ich lieber dafür bestraft werden wollte, ohne erwachsene Aufsichtsperson geschwommen zu sein, als für die Verfehlungen, die die Mädchen mir vorwerfen würden.

Wahrheit war ein Fremdwort für sie, für sie alle. Es gab keine Brücke zwischen uns.

Später kam ich zu der Erkenntnis, dass es zwischen niemandem eine Brücke gab. Nur Illusionen, und manchmal die Zerstörung dieser Illusionen.

Aber eine Wahrheit, die von allen geteilt und hochgehalten werden musste?

Dass ich nicht lache.

Naomis Tod, fast zwei Jahre nach dem Tod meiner Schwester, wurde niemals aufgeklärt. Sie hatte bei einer ihrer Kusinen auf den Nachwuchs aufgepasst, um ihr einen Gefallen zu tun. An dem schicksalhaften Abend war sie ab neunzehn Uhr fünfzehn allein in dem Haus – das heißt, mit Ausnahme eines Dreijährigen, der die ganze Zeit im ersten Stock fest schlief.

Der Mörder war offensichtlich ins Haus eingedrungen, indem er ein Fenster im Wintergarten eingeschlagen und dann eine Tür ins Haus selbst aufgebrochen hatte. Naomi war überrascht und nach kurzem Kampf erwürgt worden. Fasern, die man an ihrem Hals fand, legten den Verdacht nahe, dass ein Gegenstand aus Seide benutzt worden war, möglicherweise ein Schal. Er wurde nie gefunden. Ebenso wenig wie die feine Goldkette, die sie immer getragen hatte. Mörder, ließ die Polizei verlauten, besonders Sexual-Serienmörder – und man vermutete, dass man es in diesem Fall mit einem solchen zu tun hatte – behielten oft irgendeinen persönlichen Gegenstand aus dem Besitz ihrer Opfer als Andenken an ihr Verbrechen, eine Gewohnheit, die manchmal zur Entdeckung und Verhaftung der Täter führte.

Aber nicht in diesem Fall, weil die fragliche Kette auf dem Grund des Flusses lag, in den ich sie warf, nachdem ich das Haus verlassen hatte.

Meine Kenntnisse über das Verhalten von Sexualstraftätern und Serienmördern hatte ich aus ein paar Taschenbüchern bezogen, die ich günstig in einem Buchladen am Ort gekauft hatte. Diese Bücher hatten mich in die Lage versetzt, den Tatort eines typischen Sexualverbrechens perfekt zu simulieren. Das Opfer war nach Ein-

tritt des Todes nackt ausgezogen und sexuell missbraucht worden, auch wenn der Täter keine Spur von Speichel, Sperma, Blut oder anderen Substanzen zurückgelassen hatte, die für seine Identifizierung von Nutzen hätten sein können.

An dieser Stelle muss ich ein weiteres Geständnis ablegen. Ich hatte nur die Absicht, dass Naomis Tod wie ein Sexualverbrechen *aussehen* sollte. Es war mir nie in den Sinn gekommen, dass es tatsächlich eins *sein* würde. Aber meine Selbstkenntnis in diesem Alter – ich war fast dreizehn – war so begrenzt, dass mich die Intensität meiner sexuellen Gefühle für dieses Mädchen, diese Doppelgängerin meiner Schwester, überraschte.

Als sie leblos auf dem Boden lag, wurde ich sexuell ungeheuer erregt. Mein erster Orgasmus war spontan und erstaunlich ergiebig – ganz anders als alles, was ich bis dahin erlebt hatte, selbst mit Unterstützung meiner wildesten Fantasien. Ich säuberte mich mit dem Seidenschal, den ich von ihrem Hals entfernte (der Schal, den ich später verbrannte, gehörte meiner Mutter; sie bemerkte nie, dass er verschwunden war). Selbst dann musste ich mich noch zweimal selbst befriedigen (wieder der Seidenschal, und zum Glück ein Taschentuch).

Im Rückblick war es natürlich unvermeidlich, dass ein sexuelles Element Teil der Geschehnisse war. Aber Dinge, die uns als Erwachsenen offensichtlich erscheinen, sind in der Kindheit und Jugend mitunter rätselhaft.

Das Verbrechen wurde nie aufgeklärt. Mehrere aktenkundige Sexualstraftäter wurden auf die Wache gebracht und verhört, aus Mangel an Beweisen aber wieder entlassen. Ich kam nicht einmal in den Kreis der Verdächtigen. Selbst wenn dies geschehen wäre, hätte ich als Alibi angeführt, den ganzen Abend bei meiner Mutter zu Hause gewesen zu sein. Nach dem Tod meiner Schwester hatte sie zu trinken angefangen, zog sich zurück und interessierte sich

immer weniger für die Welt vor ihrer Haustür. Mein Vater war häufig auf Geschäftsreisen; später stellte sich heraus, dass er über eine Zeit hinweg eine Affäre hatte. Meine Mutter vereinnahmte mich als ihr einziges verbliebenes Kind, und ich tat alles, was ich konnte, um diese Zuneigung zu erwideren – einschließlich der diskreten Entsorgung ihrer leeren Wodkaflaschen, sodass weder die Haushälterin noch der Gärtner, noch mein Vater auch nur ahnten, was sie tatsächlich durchmachte. Gelegentlich brachte ich sie sogar ins Bett, wenn sie am Tisch einschlief während wir zu Abend aßen, nur wir beide, ganz allein. Ich war ein kräftiger Bursche geworden (und somit trotz unseres Altersunterschieds Naomi mehr als ebenbürtig) und durchaus in der Lage, Mutter die Treppe hinaufzuhelfen oder sie sogar hochzuziehen, falls nötig.

Am Abend von Naomis Tod waren meine Mutter und ich allein zu Hause. Unsere Haushälterin besuchte ihre Familie am Stadtrand, und mein Vater war auf Reisen, wie üblich. Ich hatte ihre Martinis ein wenig stärker als sonst gemixt und darauf geachtet, dass ihr Glas stets gut gefüllt war. Es war nicht schwer, sie zu überreden, ihr ein Tablett mit Essen nach oben aufs Zimmer zu bringen, während sie es sich im Bett gemütlich machte und fernsah. Danach verschwamm ihr Abend im Alkoholdunst. Selbst wenn sie bemerkt haben sollte, dass ich fast zwei Stunden fort war, hätte sie sich am nächsten Morgen nicht mehr daran erinnert. Und der unausgesprochene Pakt zwischen uns hätte ihr nicht gestattet, ihre Aussage, dass ich den ganzen Abend mit ihr zu Hause verbracht hatte, durch die Erwähnung ihres Alkoholkonsums in ein zweifelhaftes Licht zu rücken.

Ich war traurig, als meine Eltern sich ein Jahr später scheiden ließen, auch wenn die Atmosphäre zwischen den beiden seit langem unerträglich geworden war. Es war das letzte, vergiftete Vermächtnis meiner Schwester an unsere Familie. Zuerst hatte sie mich in

den Wahnsinn getrieben; nun, nach ihrem Tod, hatte sie meine Mutter zur Säuferin gemacht und meinen Vater aus dem Haus gejagt.

Wie ich schon sagte, war meine Schwester ein geborenes Miststück, das im Lauf der Zeit ganz prächtig in die Boshaftigkeit hineingewachsen war.

Nach der Scheidung, bei der meine Eltern das gemeinsame Sorgerecht bekamen, wurde ich aufs Internat geschickt. Es war nicht die Kadettenschule, mit der man mir einst gedroht hatte, sondern ein recht ziviler Ort, wo ich feststellte, dass ich mich ohne allzu große Schwierigkeiten einfügen konnte. Dort herrschte Disziplin, und nicht zu knapp, aber das gefiel mir. Ich befolgte die Regeln, sodass die Autoritäten glücklich blieben, und rebellierte gerade genug, um bei meinen Mitschülern nicht in Ungnade zu fallen. Ich wurde ein guter Sportler und begann mit Boxen und Karate. Alles in allem entwickelte ich mich zu einem ordentlichen, gut aussehenden und umgänglichen jungen Mann, ja, ich machte meinen Eltern Ehre, hörte ich die Leute sagen.

Die meisten Ferien verbrachte ich bei meiner Mutter, trotz der Sorgerechtsregelung. Mein Vater war nach Los Angeles gezogen und hatte seine frühere Geliebte geheiratet. Sie hatten ein eigenes Baby. Wann immer ich sie besuchte, war ich ihnen willkommen, und mein Vater sorgte stets dafür, dass ich alles bekam, was ich brauchte, soweit es materielle Dinge betraf. Aber das Leben in L. A. gefiel mir nicht besonders; ich zog mein altes Zuhause und die Stadt vor, in der ich aufgewachsen war.

Meine Mutter hörte mit dem Trinken auf als ich fünfzehn war. Offen gesagt, war es ein Schock für mich. Ich kam von einer Klassenreise nach Europa zurück und fand plötzlich diese Fremde vor, die mich erwartete. Nun ja, eigentlich keine Fremde: eher die Mutter, die ich gekannt hatte, als Cassie noch lebte. Einen äußerst unangenehmen Augenblick lang war es so, als wäre ich wieder in der Vergangenheit; ich fühlte, wie es mir kalt den Rücken herun-

terlief. Ich weiß nicht, ob etwas Bestimmtes Mutters plötzliche Abstinenz hervorgerufen hatte – irgendein Zwischenfall, der sie bis ins Mark getroffen hatte, wie man es bei Alkoholikern erwartet, bevor sie ihre Sucht überwinden. Wenn es so war, hat sie jedenfalls nie mit mir darüber gesprochen. Sie war allerdings auf eigenen Wunsch in eine Klinik gegangen und nahm nun allmählich ihr gesellschaftliches Leben und ihre Mitarbeit in der Museumsverwaltung und diversen wohltätigen Vereinen wieder auf, denen sie in der Vergangenheit viel Zeit gewidmet hatte.

Ich muss sagen, dass der Zeitpunkt für mich in gewisser Weise sehr ungünstig war. Das meine ich nicht selbstsüchtig. Ich habe mich wahnsinnig für Mutter gefreut; ich war glücklich, dass sie wieder auf eigenen Beinen stand (im Sinne des Wortes) und endlich das Trauma von Cassies Tod und der Scheidung überwunden hatte. Es war nur so, dass auf dieser Europareise etwas passiert war, das mich so sehr erschüttert hatte, dass ich mich eine Weile in mich selbst zurückziehen musste. Und nun war da diese tatenlustige, scharfsinnige, witzige und kluge Frau, die mich in Unterhaltungen verwickelte, wie wir sie seit Ewigkeiten nicht mehr geführt hatten. Es war, als fühlte sie sich verpflichtet, Interesse an meinem Leben zu zeigen, wozu sie vor kurzem noch nicht in der Lage gewesen war. Was unweigerlich bedeutete, dass sie mir eine Menge Fragen stellte – und tatsächlich den Antworten lauschte, sodass ich sehr vorsichtig sein musste mit dem, was ich sagte.

Es gab keine Probleme, solange ich über mein Leben in der Schule redete. Die Probleme fingen an, als sie mich über die Europareise ins Kreuzverhör nahm, obwohl ich nicht darüber reden wollte. Da war die wunde Stelle; da lagen die Schwierigkeiten. Ich musste erst selbst mit dem, was geschehen war, ins Reine kommen, und wollte nicht bewusst daran erinnert werden – zumindest nicht, solange ich seine Bedeutung nicht voll erfasst hatte. Tatsächlich

war es so, dass ich mit einer unausweichlichen Wahrheit über mich selbst konfrontiert worden war. Eine Wahrheit, über die ich nicht reden konnte. Eine Wahrheit, über die ich nie würde reden können.

Unsere Gruppe hatte zwei Nächte in Hamburg verbracht. Am ersten Tag – und den größten Teil des zweiten Tages – wurden wir durch Museen und an Orte von historischer Bedeutung geschleift. Dann, am Abend vor unserer Abfahrt, ließ man uns ein wenig Zeit für uns selbst. Wir wurden in Sechsergruppen aufgeteilt, jeweils mit einem älteren Jungen, der die Verantwortung trug. Besuche in Cafes und Restaurant waren erlaubt, Bars und Stripclubs hingegen verboten. Das waren natürlich genau die Orte, zu denen wir uns unverzüglich aufmachten.

Wir teilten uns in kleinere Gruppen von zwei oder drei Jungs auf und verabredeten, uns um 21 Uhr 45 wieder zu treffen, sodass wir alle gemeinsam zum Hotel zurückkehren konnten. Der Junge, mit dem ich zusammen war, Lenny Reardon, ging sofort los und suchte einen Sexshop, wurde aber schon bald abgelenkt und landete in einer Spielhölle, wo wir uns rasch aus den Augen verloren. Aber das machte nichts; wir wussten ja beide, wo wir alle uns treffen wollten.

Dann begegnete mir dieses Mädchen. Sie hieß Hanna. Ich hatte sie noch nicht einmal bemerkt, als ich eine Stimme hörte: »Bist du Amerikaner?«

Ich drehte mich um, und mir stockte der Atem. Meine Schwester und Naomi waren beinahe Zwillinge gewesen – dieses Mädchen hätte sie zu Drillingen gemacht. Es war nicht nur die äußerliche Ähnlichkeit; es war etwas, das von innen kam.

»Ja, ich bin Amerikaner«, sagte ich und spannte die Muskeln in meiner Kehle an, um zu verhindern, dass meine Stimme in jene quietschenden Höhen stieg, wie sie es am liebsten getan hätte.

»Was kann ich für dich tun?«

Sie war vielleicht ein Jahr jünger als ich, sah aber aus, als würde sie sich in dieser Stadt auskennen – und sehr wahrscheinlich in der Welt. Ihr Englisch war gut. Wir redeten eine Zeit lang darüber, wie gern sie nach Amerika reisen und vielleicht dort leben würde. Ich konnte sehen, dass sie mich mochte. Entweder das, oder sie sagte sich, dass ich ihr vielleicht helfen konnte, nach Amerika zu kommen.

Ihre Selbstsicherheit machte mich nervös. Mein Magen brannte, und mein Herz schlug schneller, aber ich glaube, es gelang mir, das zu verbergen. Nachdem wir eine Weile geredet hatten, fragte sie mich, ob ich Lust hätte, mit ihr zur Wohnung ihrer Schwester zu gehen. Es wäre niemand da, sagte sie; sie hätte die Wohnung bis zum Wochenende ganz für sich.

Ich wusste, ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich dieses Angebot ablehnte. Ich blickte mich im Spielsalon um und sah, dass Lenny voll und ganz mit einem Flipperautomaten beschäftigt war. Er würde nicht groß darüber nachdenken, wenn ich verschwand; er würde einfach davon ausgehen, mich am Treffpunkt wiederzusehen. Was mir mehr als anderthalb Stunden Zeit ließ.

Die Wohnung von Hannas Schwester lag im vierten Stock. Sie war winzig, und überall lagen Kleider und Zeitschriften und Kissen herum. Hanna fragte mich, ob ich etwas trinken wollte, und ich trank ein Bier, das sie aus einem Kühlschrank in einer Kochnische holte, in der auch eine Spüle und ein kleiner Herd standen. Sie legte eine CD ein und sagte, dass es eine amerikanische Band wäre. Ich hatte noch nie von ihnen gehört, tat aber so, und wir tanzten zu der Musik. Nach einer Weile begannen wir uns zu befummeln. Sie protestierte nicht, als ich meine Hand unter ihr Hemd schob. Sie stöhnte leise; dann nahm sie meine Hand und führte sie zwischen ihre Beine. Als Nächstes, das wusste ich, wür-

de sie ihre Hand bei mir an dieselbe Stelle schieben. Doch sie hielt inne, als sie merkte, dass ich keine Erektion hatte.

»Brendan ... ?«

Beim Klang der Stimme meiner Mutter erwachte ich aus meiner Träumerei. Wir saßen uns in unserem Wohnzimmer in Chicago gegenüber. Ich hatte ihr von meiner Europareise erzählt, doch meine Gedanken waren bei der einen Episode gewesen, von der ich ihr nun wirklich nichts berichten konnte. Doch nun hatte sie mir eine Frage gestellt, und ich hatte keinen blassen Schimmer, wie sie gelautet hatte.

»Entschuldigung, was ist?«

»Du warst plötzlich meilenweit weg. Alles in Ordnung?«

»Ja, alles klar. Tut mir Leid, ich hab wohl noch ein bisschen Jet-lag.«

Wir redeten über die Schiffsreise, die wir auf dem Rhein gemacht hatten, und über den Besuch des Kölner Doms und über Paris, eine weitere Station auf unserer Reise. Doch die ganze Zeit war ich in Gedanken bei jener Nacht in Hamburg.

Hanna hatte gesagt, dass es schon okay sei; es wäre nicht schlimm, dass ich nicht könne. Ich sah ihr an, dass sie enttäuscht und ein wenig sauer auf mich war. Ich war nicht der, als den sie mich eingeschätzt und den sie sich erhofft hatte. Ich war bloß ein Schuljunge auf Klassenreise, der zu seiner Mutter nach Hause fahren würde. Sie sagte nichts von alledem, aber ich wusste, dass sie so dachte. Sie schaltete die Musik aus, sah auf die Armbanduhr und sagte, dass wir jetzt gehen sollten, weil sie noch jemanden treffen musste.

»Wen musst du denn noch treffen?«, fragte ich.

Sie zuckte mit den Schultern. Das ginge mich nichts an.

»Einen Freund?«

Diesmal sah sie mich mit einem gewissen Augenaufschlag an, als

wäre ich irgendeine Absonderlichkeit, über die sie sich nachher mit ihren Freundinnen lustig machen würde. So, wie Naomi und meine Schwester es getan hätten.

»Komm schon«, sagte sie, »warum gehen wir nicht einfach?«

Sie nahm meinen Arm, um mich zur Tür zu lotsen. Ich machte mich frei und drehte mich zu ihr um, sodass ich ihr gegenüberstand und den Weg versperrte.

»Sag schon«, wiederholte ich. »Hast du einen Freund? Gehst du jetzt zu dem?«

Ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut. »Ich habe einen *Mann*«, sagte sie und verlieh dem Wort eine Betonung, die mir klar machte, wie sie es meinte. »Also geh mir aus dem Weg, verdammt, bevor du in Schwierigkeiten kommst, Bubi!«

Sie sprach es »verdemmt« aus, was komisch klang und mich bei-nahe zum Lachen brachte. Aber ihr Englisch war gut, das musste ich zugeben. Flüssig, umgangssprachlich. Ich war schon vorher beeindruckt gewesen, wie viele Ausländer in Europa Englisch sprachen.

»Du gehst nicht weg«, sagte ich. »Wir sind noch nicht fertig.«

»O doch, das sind wir, verdemmt!«

Mit diesen Worten verpasste sie mir einen Hieb auf den Brustkorb, der mich verblüffte. Es war eine Selbstverteidigungstechnik; offensichtlich hatte sie gelernt, auf sich selbst aufzupassen. Jemand anders hätte sie durch einen solchen Schlag vielleicht einschütern können, und wahrscheinlich kannte sie noch weitere Schläge. Aber ich hatte den braunen Gürtel in Karate. Ich führte zwei Schläge gegen ihren Magen und Hals, die sie durchs Zimmer tau-meln ließen. Sie landete in einer Zimmerecke. Ich sah zu, wie sie sich aufrappelte und sich schüttelte, um einen klaren Kopf zu bekommen. Offenbar hatte sie gar nicht richtig begriffen, was passiert war, und war verblüfft. Aber sie machte sich bereit, zurück-

zuschlagen. Plötzlich griff sie nach etwas, das unter dem Bett versteckt war – ein Messer oder sogar eine Schusswaffe, nahm ich an. Ich sprang auf sie, bevor sie dort war, und meine Hände schlossen sich um ihren Hals.

So war es passiert. Aber erst, nachdem es passiert war, wurde mir klar, dass es das war, was ich die ganze Zeit gebraucht hatte; ich hatte es mir nur nicht eingestanden. Ich hatte sogar unterdrückt, dass all die erotischen Bilder, die ich mir voller Zorn vor mein inneres Auge gezerrt hatte, um einen Ständer zu bekommen, Bilder von Naomi gewesen waren und von der Nacht, als ich zu dem Haus gegangen war, in dem sie auf das Baby aufgepasst hatte.

Plötzlich schien es mir, als wäre das alles noch einmal geschehen. Eine perfekte Wiederholung. Mir wurde klar, dass ich es nicht nur brauchte, sondern *wollte*. Ich war beinhart und machte mich ans Werk.

Ich musste überall Spuren hinterlassen haben, hatte jede Kontrolle verloren, und doch ...

Es war, als würde ein Teil von mir sich von alledem lösen, sich außerhalb des Irrsinns bewegen, würde ruhig zuschauen und weder gutheißen noch verurteilen, was ich tat. Sogar das Vergnügen, das die vollbrachten Taten mir bereiteten, war irgendwie nicht meines. Es war Befriedigung auf Abstand, wie Sex in einem Traum. Es war seltsam, dieses Gefühl, von sich selbst getrennt zu sein.

Erst als es vorbei war, fügten beide Teile sich wieder zusammen, wie die zwei Bilder in einer Stereobrille. Und erst dann kam die Erkenntnis, dass dies mein Schicksal und meine Zukunft war. Nie würde ich der Befriedigung näher kommen als auf diese Weise. Durch dieses andere Ich, das periodisch aus mir hervorbrechen würde wie der Superheld eines Comic-Hefts, würde ich gelegent-

lich die Vollkommenheit erreichen; aber ich würde mir dessen nur dann voll bewusst werden – des Gefühls, Geschmacks, Geruchs und alles anderen –, wenn ich dieses andere Ich wieder in mich aufnahm und seine Erfahrungen und Erinnerungen zu den meinen machte.

Meine Mutter blickte auf die Armbanduhr. Sie hatte um drei eine Konferenz mit dem Verwaltungsrat des Orchesters. Es würden Freunde zum Abendessen kommen – sie hoffte, dass mit mir alles in Ordnung war. Warum ruhte ich mich in der Zwischenzeit nicht aus und überwand meine Müdigkeit nach dem Flug?

Sie küsste mich auf die Wange und ging. Mein Gesicht war trocken, Gott sei Dank, doch meine Hände, die ich im Schoß krampfhaft ineinander verschränkt hatte, waren schweißnass.

Ich ging zu dem kleinen Bad neben der Haupttreppe und wusch mir dort hektisch die Hände, weil ich fürchtete, dass die klamme Feuchtigkeit jedem, der sie bemerkte, jene Dinge verraten würde, über die ich nicht sprechen konnte.

Es war kaum überraschend, dass ich in dieser letzten Nacht in Hamburg nicht schlief. Am nächsten Morgen überflog ich die deutschen Zeitungen, die man uns als Teil unserer Sprachstudien zu lesen ermunterte. Und natürlich war sie da. In einer der Zeitungen gab es sogar ein Foto – nicht von der Leiche, sondern von ihr selbst. Das Bild mochte ungefähr ein Jahr alt sein.

Unnötig zu erwähnen, dass ich mehrere Nächte nicht schlief; ich hatte tatsächlich einen schlimmen Jetlag. Klar, ich war ungeheuer erleichtert, wieder auf amerikanischem Boden zu sein, aber ich wusste haargenau, dass ich noch nicht ganz frei und aus dem Schneider war. Die DNA-Analysen waren zu jener Zeit noch nicht so präzise wie heutzutage, aber wenn man jemals den Tod dieses Mädchens mit einer amerikanischen Schülergruppe in Verbindung brachte, die in jener Nacht in Hamburg gewesen war, und wenn man uns Blutproben entnahm oder dergleichen, was durchaus möglich war, hatte ich ein Problem.

Doch als die Tage und Wochen vergingen, entspannte ich mich allmählich. Offenbar war ich noch einmal davongekommen. Ich fühlte mich, als wäre ein großes Gewicht von mir genommen und als wäre mir eine Chance auf ein zweites Leben gegeben worden. Und ich schwor mir, diese Chance zu nutzen. Ich würde den Tod hinter mir lassen. Ich würde weitermachen, als hätte es Cassie, Naomi und Hanna nie gegeben. Ich erkannte, wie sehr ich mir wünschte, ein normales Leben zu führen, und ich beschloss, genau das zu versuchen.

Einige Wochen später lernte ich ein Mädchen namens Karen kennen. Ich war im Haus eines Freundes und spielte Tennis. Karen

ergriff die Initiative, indem sie sich entschuldigte, um gleichzeitig mit mir das Haus zu verlassen, sodass wir zusammen gehen konnten. Sie erzählte mir, sie hätte gehört, dass ich ein Held wäre. Zunächst verstand ich nicht. Für einen Moment dachte ich, sie hätte sich über mich lustig gemacht, dann fiel der Groschen: Sie sprach von meiner Schwester. Das war natürlich die Version, die meine Umgebung akzeptiert hatte: dass ich beinahe umgekommen wäre, als ich mutig versucht hatte, meiner Schwester das Leben zu retten. Bescheiden spielte ich die Geschichte herunter und erklärte, ich hätte nur getan, was jeder andere auch getan hätte. Aber Karen sagte, sie glaube das nicht, und für sie sei ich etwas Besonderes. Sie benutzte das Wort zweimal. Etwas Besonderes. Vielleicht auch öfter als zweimal. Als wir uns trennten, hatte ich mich bereits für das Wochenende zu einer Tanzveranstaltung mit ihr verabredet.

Ich fühlte mich geschmeichelt und war aufgereggt. Karen hatte weiches, blondes Haar, das ihr auf die Schultern fiel, und eine Art, sich zu bewegen und zu reden, die zugleich zurückhaltend und schüchtern als auch voll sexueller Verheißung war. Rein äußerlich hätte sie sich nicht stärker von meiner Schwester unterscheiden können, oder von Naomi oder Hanna.

Gleichzeitig hatte ich Angst. Was war, wenn ich nicht zustande brachte, was sie von mir erwartete? Würde ich mich wieder selbst demütigen? Oder schlimmer, würde ich wieder in Wut geraten und tun, was ich in Hamburg getan hatte?

Es war keine Frage: Ich konnte nicht so weitermachen wie bisher. Ich musste mich ändern – und ich redete mir selbst ein, dass ich es konnte. Das Problem war, dass meine sexuelle Erfahrung sich ausschließlich auf Fantasien beschränkte, wie bei den meisten Jungen meines Alters. Wegen meiner ungewöhnlichen Vorgeschichte, so nahm ich an, wurde meine Einbildungskraft von Erinnerungen an Naomi und das deutsche Mädchen beherrscht – und an das, was

ich nach ihrem Tod getan hatte. Sogar die Erinnerung an meine Schwester und den Ausdruck der Fassungslosigkeit und des Entsetzens in ihrem Gesicht, als ich auf ihre Hände trat und sie in den Tod stürzte, verschaffte mir manchmal eine zusätzliche Erregung. Es war offensichtlich für mich, dass ich eine neue und andere Erfahrung brauchte, um meinem Innern Abwechslung zu bieten und es zu bereichern.

Aber genau da fand ich mich in einem Teufelskreis wieder. Ich hatte mit Karen Sex, wie die meisten Teenager Sex hatten – Fummeln, Petting, orale Stimulation und schließlich, nachdem sich gegenseitiges Vertrauen aufgebaut hatte, die vorsichtige Vereinigung. Sie war keine Jungfrau, und so war der letzte Schritt nicht so schwierig, und offen gesagt, erwies sich ihre Erfahrung, so begrenzt sie auch war, als große Hilfe für mich.

Das Problem war allerdings, dass ich mich mehr als je zuvor auf die Bilder aus meiner Vergangenheit konzentrieren musste, um eine Erektion zu bekommen und aufrechtzuerhalten. Das Ergebnis war, dass ich meine Fantasien verstärkte, anstatt sie zu ersetzen. Und indem ich sie verstärkte, riskierte ich, mich selbst so weit voranzupeitschen, dass ich sie wiederholte.

Und das wollte ich wirklich nicht.

Glauben Sie mir.

Hätte Karen gewusst, was während unserer gemeinsamen Stunden in meinem Kopf vor sich ging, wäre sie vor Entsetzen schreiend davongelaufen. Doch als unsere Beziehung sich weiterentwickelte, wurde ich zunehmend entspannter, was mein Doppel Leben betraf – mein inneres und mein äußeres Leben. Ich funktionierte. Eigentlich funktionierte ich sogar ziemlich gut. Wir waren ein schönes Paar. Für die Welt waren wir so normal wie Apfelkuchen mit Schlagsahne. Selbst für Karen war ich so normal wie Apfelkuchen mit Schlagsahne. Ich allein wusste, was unter der

Oberfläche lauerte.

Karen und ich trennten uns nach ein paar Monaten, blieben aber gute Freunde. Ich sah sie danach noch mit anderen Jungen.

Auch ich hatte noch einige Beziehungen: Ich wusste nun, wie es ging; es war ziemlich einfach.

Aber ich war immer noch nicht der, der ich sein wollte. Ich wusste allerdings, *was* ich wollte, auch wenn ich mir wünschte, es nicht zu wollen. Doch mir war klar, dass ich von irgendeiner überwältigenden Macht angetrieben wurde, die ich weder definieren noch analysieren konnte, eine Macht, die mich in eine Richtung trieb, die mich zugleich entsetzte und erregte. Um mich selbst zu verstehen, las ich Bücher über das menschliche Verhalten und kam recht schnell auf Lehrbücher für Psychologie. Ich entdeckte, dass es bei der Art von Sexualverbrechen, auf die ich fixiert war, im Wesentlichen um Besitzergreifung ging: um die totale Macht über ein anderes menschliches Wesen. Ich wurde vertraut mit Begriffen wie »Nekrophilie« und »sexueller Sadismus«, der in einem der Lehrbücher als »der große Weiße Hai unter den sexuellen Raubtieren« beschrieben wurde. Das verschaffte mir einen merkwürdigen Kick, auch wenn ich äußerst ungern behaupten würde, dass ich darauf stolz war.

Ich fühlte mich abwechselnd bestärkt und verunsichert. Was ich über mich selbst erfuhr, war unvorstellbar. Nur *brauchte* ich es mir gar nicht vorzustellen. Ich musste es mir nur in Erinnerung rufen. Ich hatte es bereits erlebt.

Einmal, vor Jahren, hatte ich meinen Vater gefragt, was moralisches Verhalten bedeute. Er hatte geantwortet: »Es ist das, was man tut, wenn keiner zusieht.« Als ich daran dachte, musste ich lächeln, während ich über das Es, das Ich und das Über-Ich, die Verinnerlichung der elterlichen Gewalt und die Anpassung an gesellschaftliche Konventionen las. Ich entdeckte, dass es in der

Psychologie letztlich darum ging, ein Gleichgewicht zwischen der persönlichen Erfüllung und der Fähigkeit zu finden, in der Gesellschaft akzeptabel zu funktionieren. Richtig oder Falsch spielten dabei keine Rolle. Das wiederum war ein philosophisches Problem, doch auch die Philosophie kam zu keinem eindeutigen Schluss. Die Annahme, dass wir in der Lage sind, auch aus anderen Motiven als Egoismus und der Suche nach Selbsterfüllung zu handeln, war bestenfalls unbewiesen. Wenn man daran glaubte, dann aus dem Grunde, dass man daran glauben *wollte*.

Als ich schließlich aufs College kam, wusste ich bereits, was ich werden wollte. Natürlich musste ich so tun, als müsste ich erst eine Menge lernen – Dinge, die ich dank ausführlicher Lektüre über das Thema bereits kannte. Doch ich lernte auch viel Neues, zum Beispiel, dass Wissen wenig ändert. Es bringt die Menschen auf den Mond oder beglückt sie mit Bratpfannen, an denen nichts kleben bleibt, doch bei der Lösung der großen Geheimnisse der Welt hilft es nicht. Und es ändert einen wie mich nicht; ich wusste, dass ich mich nie ändern würde. Es war sinnlos, zu bekämpfen, was ich war: Ich konnte es nur verbergen. So, wie wir alle etwas verbergen.

Während ich in Boston war, veröffentlichte ich einige Artikel und bekam das Angebot, ein Buch zu schreiben. Ich machte mir allmählich einen Namen und war stolz darauf, so gut voranzukommen. Ich genoss die Anerkennung und den Respekt, mit dem ein beruflich erfolgreicher Mann behandelt wird. Ich war auch von der Arbeit selbst fasziniert, bei der ich mit jungen Menschen – besser gesagt mit ihrem Verstand – experimentieren konnte, bis sie so funktionierten, wie es von ihnen erwartet wurde. Am ehesten war ich mit einem Ingenieur zu vergleichen oder einem Techniker, der mit den feinsten und kompliziertesten Geräten der Welt arbeitete. Ich konnte Probleme diagnostizieren und sie feinjustieren, zwar

nicht bis zur Perfektion, aber immerhin so, dass sie funktionierten.

Gelegentlich sprachen Kollegen und Bekannte das Thema Ehe an. Warum war ich nicht ... ? Dachte ich darüber nach, ob ... ? Hatte ich die Schwester von Soundso kennen gelernt ... ? Würden wir im Restaurant zu viert sein?

Ich nahm am gesellschaftlichen Leben teil, im vernünftigen Rahmen, obwohl ich hart arbeitete. Und normalerweise gelang es mir, dass mehr oder weniger regelmäßig eine Frau in meinem Leben auftauchte, obwohl ich nie mit einer Frau zusammenlebte. Die Beziehungen dauerten für gewöhnlich von sechs Monaten bis zu mehreren Jahren; es gelang mir stets, sie zu Freundschaften herunterzuschrauben, wenn für die betroffenen Frauen offensichtlich wurde, dass unser Verhältnis nicht in eine Ehe münden würde.

Nach dem deutschen Mädchen gab es keine weiteren Zwischenfälle.

Bis Melanie Hagan in mein Leben trat.

50

Ich zog aus mehreren Gründen nach Saracen Springs. Zum einen war es ein kleiner, schmucker Ort, der mir – so hoffte ich – ein ruhigeres Leben bieten würde, sodass mir mehr Zeit zum Nachdenken und Schreiben bliebe. Es war auch nahe genug bei Albany und den umliegenden Orten, dass ich mir eine Praxis aufbauen konnte, die groß genug war, um mir einen angemessenen Lebensstandard zu ermöglichen. Es war ja nicht so, dass ich mich irgendwo im Niemandsland vergraben wollte.

Bald nachdem ich mich dort niedergelassen hatte, wurde ich eingeladen, anlässlich einer Konferenz in Toronto einen Vortrag zu halten. Ich beschloss, mit dem Wagen zu fahren und mir ein paar Tage freizunehmen, um mich zu entspannen und allein zu sein. Ich blieb eine Nacht länger als geplant und besuchte ein paar alte Freunde. Das bedeutete, dass ich ohne Zwischenstopp nach Hause zurückfahren musste – was kein Problem war, wenn ich früh genug losfuhr; allerdings würde ich mitten in der Nacht zu Hause eintreffen.

Ich sammelte Melanie in der Nähe von Utica auf. Genauer gesagt, sie sammelte mich auf. Ich hatte an einer Burgerbude einen Halt eingelegt, um einen Happen zu essen. Es war ungefähr zehn Uhr abends. Als ich gehen wollte, trat sie auf dem Parkplatz an mich heran. Sie fragte mich, wohin ich fuhr. Ich sagte, nach Saracen Springs.

»Wo liegt Saracen Springs?«, fragte sie.

»Nicht weit von Albany«, antwortete ich.

»Klasse«, sagte sie und stieg in meinen Wagen, ohne weiter zu fragen. »Genau da will ich hin, nach Albany. Da können Sie mich

absetzen.«

Dann redete sie von ein paar Rockbands, die in Albany auf einem Festival spielten, von dem ich nicht einmal wusste, dass es stattfand. Sie sagte, sie käme per Anhalter von Niagara Falls und sei mit einem alten Ehepaar bis Rochester gefahren; dann hätte eine Frau mit zwei schreienden Kindern sie bis Utica mitgenommen.

»Hast du vor, länger in Albany zu bleiben?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Darauf, was passiert«, antwortete sie. »Vielleicht krieg ich ja 'nen Job oder so.«

Offen gesagt, war mir bis dahin nicht bewusst gewesen, wie sehr sie meiner Schwester und Naomi ähnelte und auch dem Mädchen in Deutschland – obwohl ich es natürlich unbewusst registriert haben musste. Tatsächlich war die äußerliche Ähnlichkeit nicht allzu bemerkenswert. Erst als sie zu reden begann, wurde mir klar, was ich da in jener Nacht in meinem Wagen hatte. Derselbe wissende Blick, derselbe suggestive Unterton in der Stimme, dieselben schlauen Andeutungen dessen, was bis dahin ein unausgesprochenes Versprechen war, und dieselbe Überzeugung, dass sie mit mir tun konnte, was ihr gefiel.

In gewissem Sinne hatte sie sogar Recht. Fatalerweise.

»Hast du Geld?«, fragte ich sie.

»Nicht viel«, entgegnete sie.

Ich sah zu ihr hinüber. Sie schaute mit absichtlicher Beiläufigkeit aus dem Fenster, war sich aber voll und ganz bewusst, dass mein Blick auf ihr ruhte.

»Haben Sie 'ne Idee?« Es war offensichtlich, dass sie meine Frage als die Eröffnungsklausel eines Verhandlungsprozesses aufgefasst hatte.

Ich ließ ein paar Augenblicke in Schweigen vergehen und er-

weckte so den Eindruck, dass ich darüber nachdachte – was tatsächlich der Fall war. Weil ich mit absoluter Gewissheit wusste, was passieren würde, wenn ich auch nur einen weiteren Schritt in die Richtung ging, in die die Dinge sich bewegten.

Sie nahm mir die Entscheidung ab. Als die Stille sich dehnte, wandte sie sich mir zu und fragte: »Wollen Sie mir helfen?«

Es war meine letzte Chance. Ich hätte auf der Stelle anhalten und sie hinauswerfen können. Aber das hätte das Risiko mit sich gebracht, die Rachegefühle aus den Wohnwagenparks hervorzulocken, die sie sicherlich in sich trug: Nichts würde sie dann davon abhalten können, sich mein Kennzeichen zu notieren und Anzeige zu erstatten, ich hätte versucht, sie zu belästigen, oder Schlimmeres. Und angesichts meines Rufes und meiner gesellschaftlichen Stellung hätte mir das sehr große Probleme gemacht. Und wie jeder weiß, bleibt immer etwas hängen, auch wenn am Ende nichts nachgewiesen wird. Mir wurde klar, dass es die letzte Chance gar nicht mehr gab. Die Grenze war überschritten worden. Es war bereits zu spät.

»Nun ja«, sagte ich. »Darüber ließe sich reden.«

»Klingt gut.«

Sie lächelte mich mit solcher Unschuld an, dass ich für einen Moment beinahe geglaubt hätte, sie falsch beurteilt zu haben. Dann bemerkte ich, dass sie die Beine unter ihrem superkurzen Minirock leicht gespreizt hatte. Beinahe hätte ich über meine Nai-vität laut gelacht.

»Nur um meinen guten Willen zu zeigen«, sagte ich, während ich mit einer Hand meine Brieftasche hervorzog, »wie wär's, wenn ich dir erst mal fünfzig Dollar Vorschuss gebe?«

Angesichts dieses unerwarteten Nebenverdienstes weiteten sich ihre Augen voller Gier, und sie hatte bereits wartend die Finger ausgestreckt, als ich ihr den Schein in die Hand drückte. »Danke!«,

sagte sie. »Echt Klasse!« Ich sah, wie sie den Schein sorgfältig zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

»Und jetzt«, sagte ich, »müssen wir nur noch überlegen, wohin wir gehen können.«

»Hingehen?«

Ich sah sie an. »Du weißt schon, was ich meine.«

»Ach ja, richtig.«

Sie klang weniger sicher als eben, als sie um das Geld gebeten hatte. Aber ich nahm an, dass sie nun am Haken hing: Sie würde annehmen, dass es noch mehr für sie zu holen gab.

»Wir könnten zu mir gehen, aber meine Schwester ist da«, log sie. »Wir müssen irgendwas anderes finden.«

Das Versprechen in ihrer Stimme hatte jetzt einem Widerstreben Platz gemacht. Sie versuchte, es zu verbergen, jedoch ohne Erfolg. Ich kam zu dem Schluss, dass ich mich vielleicht geirrt und ich sie doch nicht am Haken hatte. Nun, da sie fünfzig Mäuse besaß, wollte sie aus dem Geschäft mit mir raus, bevor sie ihren Teil liefern musste.

Wir näherten uns bereits den Außenbezirken von Albany. Draußen war es pechschwarz, und im Licht der Scheinwerfer war lediglich eine leere Landstraße zu sehen, die zu beiden Seiten von einer verlassenen Industrielandschaft gesäumt zu sein schien.

»Das sieht okay aus«, sagte ich und fuhr den Wagen von der Straße auf ein Stück Brachland. Die Scheinwerfer streiften ein merkwürdig aussehendes Haus. Tom Freeman würde es mir später als »einzelrn stehenden Zahn in einem verrottenden Kiefer« beschreiben. Das Haus war verlassen, allerdings keine Ruine, wenn auch die Fenster zerbrochen oder vernagelt waren und das Dach ziemlich verfallen aussah. An einer Ecke gab es einen seltsamen Turm, wie die Imitation eines gotischen Schlosses.

»Was soll das heißen – das sieht okay aus?«, fragte sie. »Okay

wofür?«

Ich schaute sie mit einem Blick an, der besagte: Das soll wohl ein Witz sein. Jetzt ist es zu spät, es dir anders zu überlegen.

Ich stieg aus.

»Komm, steig auch aus«, sagte ich.

Sie rührte sich nicht. »Es ist gruselig hier. Ich will weg.«

»Es ist nicht gruselig. Steig schon aus.«

Ich ging ein paar Schritte und nutzte die Gelegenheit, mir die Beine zu vertreten und die kühle Nachtluft zu atmen. Ein Teil von mir hoffte, dass sie einfach das Geld nahm, das ich ihr gegeben hatte, und verschwand. Es wäre besser für uns beide gewesen. Hätte ich in der Stadt oder auch nur an einer Tankstelle gehalten, hätte sie das wahrscheinlich auch getan. Aber hier draußen? Das war etwas anderes. Mir wurde klar, dass ich ein Spiel mit ihr spielte, das ich eigentlich nicht hatte spielen wollen, dem ich mich nun aber widmete.

Ich blieb stehen, als ich einen misstönenden, jaulenden Akkord in der Ferne hörte. Ich horchte einen Augenblick, drehte mich um und versuchte herauszubekommen, woher der Laut kam. Dann, weiter oben auf einem flach ansteigenden Hang und erst jetzt sichtbar, nachdem meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich schwache, tanzende Lichtmuster, die vom Nachthimmel reflektiert wurden. Ich erkannte, dass wir durch Zufall in die Nähe des Rockfestivals geraten waren, zu dem das Mädchen wollte. Es war nur ein paar hundert Meter entfernt, gleich hinter dem Hügel. Sie hatte gesagt, das Festival würde drei Tage lang rund um die Uhr dauern.

»Komm mal her«, rief ich zum Wagen zurück. »Das solltest du dir ansehen.«

Diesmal antwortete sie nicht einmal. Ich ging zum Wagen und spähte hinein. Es war keine Spur von ihr zu sehen.

Wie wenig wir uns doch kennen – selbst diejenigen, die gelernt haben, unter die Oberfläche des menschlichen Verhaltens zu schauen. Noch vor einem Augenblick hatte ich gedacht, ich wollte, dass sie flieht. Aber nicht um diese Sache zu beenden, sondern damit sie *geschah* – das erkannte ich jetzt. Ich *wollte* diesen Verrat, diese Beleidigung. Nur dann würden jene Dinge freigesetzt, die ich so lange in mir eingeschlossen hatte.

Nun war der Geist aus der Flasche. Und ich wusste nicht, ob ich ihn jemals wieder dort hineinbekommen würde.

Nicht weit entfernt sah ich den Schatten einer Bewegung. Es konnte nur sie sein. Ich rannte hinter ihr her. Meine Augen waren inzwischen gut an die Dunkelheit angepasst, besser als ihre, nachdem sie im Wagen gesessen hatte, das Licht des Armaturenbretts vor den Augen. Ein paar Mal bog sie falsch ab und musste auf denselben Weg zurück. Sie wusste nicht, wohin. Ich musste nichts weiter tun, als ihr zu folgen und ihr mit jedem Fehler, den sie machte, näher zu kommen. Es dauerte nicht lange, bis sie stolperte und fiel – und dann war ich bei ihr. Sie schrie, doch meine Hände schlossen sich um ihren Hals, und sie verstummte.

Es würde die meisten Leute überraschen, wenn sie wüssten, dass ich an Gott glaube. Dass ich es nicht als selbstverständlich betrachte, dass Gott gütig ist, dürfte weniger überraschend sein. Ich glaube, dass er jenseits von Gut und Böse ist; dies sind nur Kategorien, die wir erfunden haben, um unsere Fähigkeiten für Schmerz und Lust zu erfassen, mit denen Gott uns ausgestattet hat. Der Teufel ist unsere Erfindung, nicht seine.

Wir existieren zum Vergnügen Gottes. Er spielt mit uns.

Als es vorbei war und ich langsam wieder klar denken konnte, erkannte ich, dass ich ein großes Risiko eingegangen war, ein fahrlässiges Risiko. Jemand konnte den Wagen gesehen, das Num-

mernschild notiert haben. Es gab keinen Grund, warum jemand das tun sollte, und keinen Grund, anzunehmen, *dass* es jemand getan hatte. Aber einfach davon ausgehen, dass es nicht passieren würde, war eine Dummheit gewesen.

Ich blickte mich um. Es gab keinerlei Lebenszeichen. Aber ich sah am Himmel, dass es nicht mehr lange bis zur Morgendämmerung war. Ich musste die Leiche loswerden.

Mein Blick fiel auf das alte Haus mit seinem merkwürdigen Turm und dem von Unkraut überwucherten Garten. Ich hob sie auf und lief auf eine halb verfallene Tür zu, die vermutlich in den Keller führte.

Drinnen lud ich sie ab. Der Boden war nicht betoniert, bloß festgetretene Erde. Ich sah es, weil allmählich graues Licht durch ein kleines Fenster fiel. Deshalb bemerkte ich auch, dass ich mir die Hand verletzt hatte. Mein Blut vermischte sich mit ihrem. Und andere Dinge. Die DNA-Analyse war inzwischen ein perfektioniertes kriminaltechnisches Werkzeug geworden. Ich konnte es mir nicht leisten, dass die Leiche gefunden wurde.

Ich ging zum Wagen zurück und war bestürzt, wie leicht er nun im Licht der Dämmerung zu sehen war. In der Ferne konnte ich immer noch das Kreischen der elektrischen Gitarren und durchdringendes Jaulen hören, doch weit und breit war niemand zu sehen. Dennoch fuhr ich meinen Wagen an eine versteckte Stelle in einer Gruppe verwilderter Bäume mit tief herabhängenden Zweigen, öffnete den Kofferraum und suchte etwas, womit ich ein Grab ausheben konnte. Ich hatte nichts anderes als eine kleine Schneeschaufel und einen Wagenheber, den ich als Hacke benutzen konnte, um die Oberfläche des Erdbodens im Keller aufzubrechen.

Als ich zurück zum Haus eilte und dabei die Umgebung nach Bewegungen absuchte, blieb mir beinahe das Herz stehen: Ein Mann, verschmutzt und unrasiert, rannte aus der Tür, der ich

mich gerade näherte und durch die ich nur wenige Augenblicke zuvor die Leiche getragen hatte. Ich war mir ziemlich sicher, dass der Bursche mich nicht bemerkt hatte, aber er bewegte sich, als hätte er etwas gesehen – etwas Schlimmes, etwas Grässliches, das ihm eine Heidenangst einjagte.

Oder *hatte* er mich gesehen? Vielleicht war er da drinnen gewesen, in dem Keller, die ganze Zeit, auch wenn das nicht erklären würde, warum er erst jetzt davonlief.

Und war er allein? Es schien so, aber ich konnte mir nicht sicher sein. Ich konnte mir über *nichts* sicher sein, und doch musste ich handeln. Wenn der Mann jetzt Hilfe holte, war ich geliefert. Ich musste ihn irgendwie aufhalten. Es war der Augenblick der schlimmsten Panik in meinem ganzen Leben.

Ich beobachtete, wie er sich durch langes Gras und Unterholz und einen Hang hinauf zur Straße durchkämpfte. Ich musste ihn aufhalten, bevor er dort ankam. In schrägem Winkel sprintete ich dorthin, schaffte es aber nicht mehr rechtzeitig. Er war schon auf freiem Gelände und lief, so schnell er konnte.

Während ich dem Mann über die Straße folgte, hörte ich, wie ein Lastwagen näher kam. Es war kein großer Laster; es war bloß ein Pickup. Der Fahrer war offenbar sehr betrunken, so wie er die Kurve schnitt, als er in Sicht kam. Der Bursche hatte Mühe, den Wagen gerade zu halten.

Der Mann, den ich verfolgte, sprang vor das Fahrzeug und winkte mit den Armen. Ich bezweifle, dass der Fahrer ihn überhaupt gesehen hat; vielleicht nur ein verschwommenes Bild. Aber den Aufprall hat er ganz sicher gespürt oder gehört. Aber er hielt nicht an, sondern trat das Gaspedal durch und beschleunigte, um so schnell wie möglich vom Unfallort wegzukommen.

Im selben Augenblick, als der Kleinlaster auftauchte, hechtete ich in die Büsche. Der Fahrer konnte mich unmöglich gesehen haben,

selbst wenn er nicht volltrunken und fähig gewesen wäre, etwas deutlich zu erkennen. Ich wartete einen Augenblick, um sicherzugehen, dass er nicht anhielt, wendete und zurückkam, sondern dass das Geräusch des Motors in der Ferne verebbte.

Dann kroch ich aus meinem Versteck und lief zu der Stelle, wo der Mann, den ich verfolgt hatte, gelandet war – am Rand eines Grabens, Arme und Beine von sich gestreckt und den Kopf so sehr verdreht, dass ich glaubte, er habe sich das Genick gebrochen, obwohl ich es nicht mit Sicherheit wissen konnte. Ich untersuchte ihn. Er atmete noch, und ich konnte seinen schwachen Puls fühlen. Seine Stirn war aufgeplatzt und blutete heftig. Wahrscheinlich hatte er eine Hirnverletzung, weil er sich kaum bewegte, als ich ihm Mund und Nase zuhielt – so lange, bis er zu atmen aufhörte.

Wieder blickte ich mich um. Niemand zu sehen. Ich hielt mich in Deckung, als ich zum Keller des unheimlichen alten Hauses zurückkehrte, unendlich froh darüber, dass mein Glück mich bis dahin nicht verlassen hatte.

Der Mann, den ich später als Tom Freeman kennen lernen sollte, war tot.

51

Ein flaches Grab war alles, was ich für das Mädchen zustande bringen konnte. Jeder streunende Hund hätte ihre Überreste ohne besondere Mühe ausgraben können. Oder spielende Kinder. Jeder konnte dorthin, so wie ich – und offenbar auch der Mann, den ich getötet hatte. Davon abgesehen bestand immer das Risiko, dass jemand das Gebäude kaufte und abreißen ließ, um etwas anderes an seine Stelle zu setzen. Auf die eine oder andere Weise würde die Leiche mit Sicherheit gefunden werden, und ich konnte nicht verhindern, dass dann eine DNA-Spur zu mir führte. Letztlich hatte ich nur eine Möglichkeit: Ich musste das Haus selbst kaufen.

Der Sohn eines Anwalts zu sein hatte den Vorteil, dass man kostenlos einige Tricks mitbekam, für die andere Leute teures Geld bezahlen mussten – zum Beispiel, wie man Grundbesitz erwirbt, ohne seine Identität preiszugeben. Unter dem Namen Adam St. Leonard – ein Name, den ich auf einem Grabstein in Albany gelesen und für den ich schließlich einen Führerschein und einen Reisepass bekam – spürte ich die Eigentümer des Gebäudes auf Sie verkauften die Bruchbude für einen Spottpreis. Anschließend flog ich in die sonnige Karibik, um die notwendigen Papiere zu unterzeichnen: Offiziell wurde das Haus von einer Gesellschaft gekauft, deren Gründer im Dunkeln blieben.

Mein ursprünglicher Plan war gewesen, das Gebäude lange genug zu behalten, um sämtliche Spuren der Leiche zu beseitigen. Aber dann hatte ich eine Idee: Warum sollte ich das Haus nicht auf Dauer behalten? Nicht etwa, um selbst darin zu wohnen; ich würde weiter in meiner hellen, eleganten Wohnung bleiben, dreißig Meilen von dem Höllenhaus entfernt in der Sycamore Avenue.

Aber ich hatte festgestellt, dass sich an den Rändern von Grover's Town – oder »Death Valley«, wie es vor Ort genannt wurde – Yuppies einnisteten. Also beschloss ich, das Haus in Apartments aufzuteilen. Diese Investition brachte mir eine ansehnliche Summe ein. Einen Monat, nachdem ich einen Makler mit der Erledigung dieser Angelegenheit betraut hatte, war alles vermietet – bis auf die Wohnungen im Erd- und Untergeschoss, die ich im Namen des fiktiven Hauseigentümers Adam St. Leonard behielt. Ich wollte nicht, dass dort Fremde herumschnüffelten.

Vier Jahre lang verlief mein Leben in geordneten Bahnen. Dann erzählte meine Kollegin Bella Warne mir eines Tages von einer Familie Freeman, die Probleme mit ihrer dreijährigen Tochter hatten. Auf Bellas Bitte hin erklärte ich mich bereit, die Leute sofort zu empfangen.

Ich weiß nicht, wie ich den Schock beschreiben soll, als ich völlig unvorbereitet den Mann in mein Büro kommen sah, den ich vier Jahre zuvor tot in einem Graben hatte liegen lassen. Nur durch einen übermenschlichen Akt der Selbstbeherrschung brachte ich es fertig, mich nicht zu verraten.

Seltsamerweise hatte ich nie auch nur für einen Augenblick das Gefühl, ich könnte mich geirrt haben. Es *war* der Mann von damals. Sein Gesicht hatte sich in mein Gedächtnis eingegraben, allerdings nicht, weil ich von Gewissensbissen geplagt wurde. Vielleicht war mir sein Gesicht so klar vor Augen geblieben wie das eines gefährlichen Feindes, den man besiegt hatte, aber dennoch respektierte.

Aber wie konnte ich mich geirrt haben, als ich ihn für tot gehalten hatte? War ich durch die Ereignisse damals zu sehr aus der Fassung gewesen, um die Sache richtig zu Ende zu bringen? Jedenfalls hatte ich das scheußliche Gefühl, einen Mann vor mir zu haben, der von den Toten auferstanden war.

Als ich entdeckte, wo das Problem mit seiner Tochter lag, wusste ich, warum.

In meinen ersten Sitzungen mit Julia stellte ich fest, dass ihre Erinnerungen an »Melanie« bruchstückhaft waren und für mich keine unmittelbare Bedrohung darstellten – jedenfalls nicht in diesem Stadium. Was geschehen konnte, wenn das Mädchen älter wurde, war eine andere Frage.

Erstaunlicherweise hatte Tom Freeman keine noch so leise Erinnerung an die Nacht, als unsere Wege sich zum ersten Mal gekreuzt hatten. Jahre später entdeckte ich natürlich, dass er eine unbewusste Erinnerung in Gestalt seiner wiederkehrenden Träume hatte. Betrunken und mit Drogen voll gepumpt, wie damals für ihn üblich, war er ins Kellergeschoss des Hauses getaumelt, auf der Suche nach einem Ort, wo er den Rest der Nacht verbringen und seinen Rausch ausschlafen konnte. Deshalb war er dort gewesen – wahrscheinlich im Tiefschlaf-, als ich mit der Leiche des Mädchens erschien. Dann aber war er aus dem Alkohol- und Drogenschlaf erwacht, als ich etwas suchte, womit ich die Leiche vergraben konnte. Beim Erwachen hatte der Mann fälschlich angenommen, selbst für den Tod des Mädchens verantwortlich zu sein.

Weshalb er weggelaufen war, als ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte? Vielleicht, um seine Haut zu retten. Vielleicht, um Alarm zu schlagen. Das ließ sich nur erraten. Es sei denn, dass seine Erinnerung zurückkam – eine Möglichkeit, mit der ich rechnen musste.

Jedenfalls war das Zusammentreffen zwischen mir, Freeman und dem Mädchen an jenem Abend in verschiedener Hinsicht bemerkenswert, da es die Hand Gottes zeigte – jenes Gottes, den ich bereits beschrieben habe: Gott, der Spieler; Gott, der Rätselerfinder; Gott, dessen Gedanken wir sind, während er sich die Ewigkeit damit vertreibt, indem er uns erfindet und dann demonstriert.

Betrachten Sie nur einmal die schier unglaubliche Verkettung der

Ereignisse: Tom Freeman hatte auf unerklärliche Weise meinen Versuch überlebt, ihn zu töten. Dann hatte er eine Tochter gezeugt, die behauptete, einst Melanie Hagan gewesen zu sein. Dann wurden die Freemans von Bella Warne ausgerechnet an mich weiterempfohlen, um die Probleme ihrer Tochter zu behandeln. Sicher – Bella wusste, dass ich der Beste war, aber es gab keine Garantie, dass ich den Fall übernehmen würde. Ich hätte auf Urlaub oder krank oder einfach zu beschäftigt sein können. Es gab tausend Gründe, dass Julia Freeman bei einem anderen Arzt hätte landen können. Dass sie ausgerechnet zu mir gekommen war, war mehr als purer Zufall.

Wie dem auch sei – mein erstes Ziel bestand nun darin, einen Keil zwischen die beiden Identitäten des Mädchens zu treiben, die um die Kontrolle über ihr Bewusstsein konkurrierten. Ich konnte Melanie nicht löschen wie eine Datei in einem Computer, aber ich konnte versuchen, dafür zu sorgen, dass Julia die Oberhand behielt. Das erwies sich sogar als ziemlich einfach, indem ich die übliche Standard-Spieltherapie und eine leichte Hypnose anwendete. Nicht, dass ich dadurch in ein Gefühl falscher Sicherheit eingelullt wurde. Ich war mir darüber im Klaren, dass wir noch weit vom Ende der Geschichte entfernt waren. Als wir unsere erste Serie regelmäßiger Sitzungen beendeten, war Melanie noch nicht verschwunden; sie war nur auf Eis gelegt. Die einzige Möglichkeit, absolut sicherzugehen, dass Melanie niemals zurückkehrte, hätte darin bestanden, Julia zu eliminieren – was vollkommen unmöglich war. Deshalb konnte ich nichts Besseres tun, als Melanies Rückkehr vorwegzunehmen und mich darauf vorzubereiten. Ich hatte keine Zweifel, dass ich dann viel größere Schwierigkeiten haben würde, sie zu kontrollieren, als zuvor, denn es würde schwieriger sein, mit Melanie im Körper einer älteren Julia umzugehen, als im Körper eines kleinen Kindes.

Also begann ich, mir mögliche Szenerien auszumalen und meine Reaktionen darauf abzuschätzen. Als Teil dieser Strategie achtete ich darauf mit den Eltern des Mädchens in Verbindung zu bleiben und ihre Entwicklung zu beobachten. Wir trafen uns gelegentlich auf einen Kaffee, telefonierten von Zeit zu Zeit oder liefen uns »zufällig« im Restaurant oder bei verschiedenen gesellschaftlichen Anlässen über den Weg: Saracen Springs war kein besonders großer Teich, und wir gehörten zu den größten Fischen darin. In unseren Gesprächen ging es immer hauptsächlich um Julia; nebenbei aber erfuhr ich auf diese Weise, was ihre Eltern vorhatten, wohin sie fuhren und so weiter, und alles wurde zur späteren Verwendung abgespeichert.

Ob eine spätere Verwendung erforderlich war, hing allerdings von Melanie Hagan ab.

52

Fünf weitere Jahre vergingen, bevor ich den Anruf von Tom Freeman aus Niagara Falls erhielt, in dem er mir mitteilte, dass Melanie wieder da sei. Zwei Tage später brachten sie ihre Tochter in meine Praxis. Tom hatte mir bereits am Telefon berichtet, dass die »Episode«, wie er es nannte, offenbar kurz nach ihrem Besuch bei Melanies Zuhause zum Abschluss gekommen sei. Julia hatte einige Dinge mitgenommen, von denen sie behauptete, dass es die ihren – Melanies – wären, zeigte aber kaum mehr Interesse an den Gegenständen und sprach auch nicht mehr über ihr »früheres« Leben.

Obwohl ich das Kind im Laufe der vorhergegangenen fünf Jahre von Zeit zu Zeit gesehen hatte, so war es doch stets in ungezwungener Atmosphäre und zusammen mit seinen Eltern geschehen. Dies war das erste Mal, dass ich mit Julia allein war.

Ich spürte sofort, dass sie trotz ihres scheuen Lächelns und ihrer schüchternen Art nervös war, als befürchtete sie, ich wollte ihr etwas zum Vorwurf machen, für das sie nicht verantwortlich war.

»Entspann dich, Julia«, sagte ich, »wie wir es früher gemacht haben. Erinnerst du dich?«

Sie nickte. Ich redete eine Weile, wobei ich sie in Wirklichkeit mittels verschiedener Techniken in eine leichte Trance versetzte, die ich bereits angewendet hatte, als sie jünger gewesen war. »Also«, sagte ich schließlich, »erzähl mir, was in Niagara Falls los war.«

»Wir sind mit einem Schiff gefahren. Das war super! Wir mussten so 'n Ölzeug anziehen, damit wir nicht nass wurden ...«

Ich ließ sie ein paar Minuten über ihre Ferien plappern, wobei sie

Melanie kein einziges Mal erwähnte. Dann stellte ich ihr eine direkte Frage.

»Seid ihr danach noch irgendwo hingegangen?«

Sie schüttelte den Kopf, jedoch mit zusammengepressten Lippen und auf jene übertrieben entschiedene Weise, wie Kinder es tun, wenn sie etwas leugnen, statt einfach nur auf eine Frage zu antworten. Ich hakte nach.

»Bist du nicht mit dem Bus gefahren und hast etwas gesucht ... ?«

Diesmal antwortete sie nicht, sondern starre auf ihre Finger, die sie im Schoß verdrehte.

»Julia? Hast du nicht ein bestimmtes Haus gesucht?«

Ohne den Blick zu heben und ganz leise antwortete sie:

»Ja.«

»Was für ein Haus war es denn?«

»Mein Haus.«

Sie blickte immer noch nicht hoch.

»Aber dein Haus ist doch hier, Julia, in Saracen Springs.«

Ihre Stimme wurde lauter, entschiedener, und sie starre unverwandt auf ihre Finger.

»Nein, *mein* Haus. Ich wollte *mein* Haus sehen.«

»Du meinst Melanies Haus?«

Nun schaute sie mich an, und ihr Blick war so herausfordernd wie ihr Tonfall. Die Augen, in die ich sah, gehörten nicht mehr Julia; es waren die Augen einer verdorbenen Göre. Ich erkannte diesen Blick wieder.

»Nein, *mein* Haus, du Wichser! Was glaubst du, mit wem du redest? Scheiß-Schneewittchen?«

Wenn sie erwartet hatte, dass ich schockiert reagierte, wurde sie enttäuscht. Ich lächelte ruhig und sagte: »Hallo, Melanie.«

Mein Mangel an Besorgnis brachte sie leicht aus der Balance,

aber sie überdeckte es durch Aggressivität. »Glaub ja nicht, du könntest mich diesmal wieder in die Kiste sperren«, sagte sie. »Diesmal mach ich dich fertig, du verdammtter Mistkerl!«

Das war seitdem das Muster unserer Sitzungen. Für ihre Eltern und die Außenwelt blieb sie Julia. Bei mir, wenn wir unter uns sind, ist sie Melanie. Sie hat mich beschimpft und mit jedem Kraftausdruck betitelt, der ihr einfiel und von denen die meisten, da bin ich mir sicher, Julia unbekannt sind.

Als Tom mich ein paar Tage später anrief, um mir mitzuteilen, er habe das Haus aus seinen Träumen gefunden, wurde mir klar, dass allmählich seine Erinnerung zurückkehrte, wie ich es vorausgesehen hatte, wenn auch im Augenblick nur teilweise und undeutlich. Aber die Dinge bewegten sich nun rasch auf ihren Abschluss zu.

Nur meine Voraussicht und meine gut durchdachten Pläne können mich jetzt noch retten. Und ich glaube, das werden sie.

Sie kommen kurz vor halb zwölf an, aber ich bin auf sie vorbereitet. Besser, als sie wissen.

»Ich hoffe, Sie haben in meiner Garage geparkt, Tom, wie ich es Ihnen gesagt habe«, sage ich.

»Sicher. Das ist eine große Hilfe.«

Es ist interessant, dass weder Tom noch Clare mich jemals gefragt haben, warum ich das Privileg, in meiner privaten Garage zu parken, nur auf sie und sonst keinen Patienten ausgedehnt habe. Vielleicht ein Beweis für das alte Sprichwort, dass man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul schauen soll.

»Julia«, sage ich, »warum gehst du nicht schon mal und unterhältst dich eine Weile mit Sally, während ich mit deinem Vater rede.«

Julia mag meine Empfangsdame und geht glücklich zu ihr. Ich führe Tom ins Wartezimmer.

»Na, wie fühlen Sie sich heute Morgen?«, frage ich ihn. »Sie sehen jedenfalls viel besser aus.«

»Ich bin gestern Abend zu einem Treffen der Anonymen Alkoholiker gegangen. Ich habe es geschafft, nach Hause zu gehen, ohne vorher einen Zwischenstopp in einer Kneipe einzulegen.« Er lacht kurz und selbstironisch auf »Ich hatte ganz vergessen, wie schlimm es sein kann.«

»Sie haben es geschafft. Das ist alles, worauf es ankommt«, sage ich und achte darauf ermutigend zu klingen, nicht gönnerhaft.

»*Alles*, worauf es ankommt? Das würde ich nicht unbedingt sagen«, erwidert Tom. »Ich meine, wo genau stehen wir? Was müssen Sie mir so dringend erzählen?«

»Lassen Sie mir nur zehn Minuten Zeit mit Julia, mehr brauche ich nicht. Dann lasse ich sie von Sally zur Schule zurückbringen. Danach bin ich sofort wieder bei Ihnen.«

Tom nickt, setzt sich auf einen Stuhl und nimmt sich eine Zeitung, als ich ihn allein lasse und die Tür hinter mir schließe. Während ich auf dem weichen Teppichboden über den Flur gehe, kann ich Julia schon fröhlich mit Sally Young plaudern hören.

»Hallo, Julia. Wie geht's dir heute?«, frage ich.

Wie immer schenkt sie mir ihr strahlendes Lächeln. »Gut, Dr. Hunt, danke.«

Ich bitte Sally, zum Krankenhaus zu fahren und ein paar Akten zu holen, die ich brauche, und dann direkt zur Mittagspause zu gehen. Die Akten sind natürlich ein Vorwand. Es gibt sie zwar, aber in Wirklichkeit brauche ich sie gar nicht. Und Sally freut sich, eine zusätzliche Stunde Mittagspause zu haben.

»Komm rein, Julia«, sage ich und halte ihr die Tür zu meinem Büro auf.

Zunächst bin ich mir nicht sicher, ob Julia sich an irgendetwas erinnern kann, das in diesen Sitzungen stattgefunden hat, aber allmählich werde ich sicher, dass sie sich an gar nichts erinnert.

Wie immer geht sie auch an diesem Morgen vor mir hinein und lässt sich auf ihrem gewohnten Platz nieder, dreht sich dann zu mir und strahlt mich an, bereit, anzufangen. Und erst, wenn die Tür sich geschlossen hat, beim gedämpften Klicken des Riegels, geht die Verwandlung vor sich.

»Okay, Mann, was soll's sein? Willst du 'ne Nummer? Soll ich dir einen blasen? Was hättest du gern?«

Die Stimme verändert sich. Das Gesicht. Ihre ganze Körperhaltung. Eine totale Verwandlung – vom unschuldigen, neunjährigen Mädchen zur fröhreifen, vierzehnjährigen Göre mit schmutzigen Gedanken.

»Lass das, Melanie«, sage ich mit übertriebener Müdigkeit, weil sie glauben soll, mich mürbe gemacht zu haben und dass meine Verteidigung wankt. »Du weißt genau, dass hier nichts dergleichen passieren wird. Wie auch?«

Sie lächelt wissend und genießt die Macht, die sie über mich zu haben glaubt.

»Am Ende wirst du sie umbringen müssen«, sagt sie. »Das ist die einzige Möglichkeit, wie du mich zum Schweigen bringen kannst. Du wirst diese Göre umbringen müssen. Die beschissene Julia.«

»Was schlägst du vor, wie lange wir damit noch weitermachen sollen?«, frage ich sie, lasse mich in meinen Sessel sinken und zeige dabei alle Zeichen der Körpersprache, die meine Niederlage bekunden.

»Ich weiß es. Du musst es erst noch rausfinden.«

»Du glaubst also immer noch, das alles hätte einen Sinn?«

»Oh, ich weiß es.«

Sie grinst mich weiter mit diesem Ausdruck an, der besagt: »Ich habe ein Geheimnis.« Es ist nicht der Hauch einer Spur von Julia in ihr. Melanie hat sie wie immer völlig übernommen.

»Du wirst sie umbringen müssen«, wiederholt sie. »Das ist kein Scherz. Ich mache keine Scherze.«

Ich sehe sie an und versuche gar nicht erst, meine Abneigung gegenüber ihrer Strategie zu verbergen. In der Vergangenheit habe ich sie glauben lassen, ich hätte Angst und sie säße am Ruder. Aber das war *meine* Strategie. Und jetzt war sie ausmanövriert, auch wenn sie es noch nicht wusste.

»Warum sollte ich Julia Freeman umbringen?«

»Das habe ich dir doch gesagt – weil es die einzige Möglichkeit für dich ist, mich zum Schweigen zu bringen.«

»Warum sollte ich mir die Mühe machen, dich zum Schweigen zu bringen, solange du deine verrückten Anschuldigungen nur

unter uns in diesem Raum vorbringst?«

»Wie kommst du darauf?«, entgegnet sie und sieht mich mit diesem verschlagenen Blick an, der besagt: »Ich bin schlauer als du«, ein Blick, den sie wahrscheinlich vor dem Spiegel übt.

»Ich habe dir schon gesagt, was passieren wird, wenn du den Leuten erzählst, ich hätte dich vor zehn Jahren umgebracht. Die werden dich in ein Heim für schwer erziehbare Kinder stecken. Und genau das bist du – ein krankes Kind.«

Sie lacht kehlig. »Da möchtest du dir gern sicher sein, was? Ist besser, sie umzubringen, Mann. Bring die Göre um – und was dann? Es wie einen Unfall aussehen lassen?« Sie lacht wieder, und diesmal ist ihre Stimme noch rauer. »Selbstmord? Wäre ein echt guter Witz, wenn du das hinkriegst.«

Sie beobachtet mich genau, wartet gespannt auf ein nervöses Zucken, auf irgendein Anzeichen von Angst.

»Du lässt mir keine andere Wahl, oder?«, sage ich ruhig, als würde ich mein Schicksal akzeptieren und anerkennen, dass sie die Macht besitzt.

»Damit wirst du niemals durchkommen. Sie ist nicht wie ich. Sie hat ihre Leute, und die werden *stinkwütend*, wenn ihr was passiert. Aber du kannst mich nicht zum Schweigen bringen, ohne *sie* zum Schweigen zu bringen. Also gib es schon zu, Mann. Ich hab dich am Wickel. Du steckst in der Scheiße.«

»Du bist gerissen, Melanie«, sage ich. »Zu gerissen für mich.«

Sie mag Schmeicheleien. Es ist eine Schwäche, die ich ausnutze. Dennoch ist ihre Logik fehlerlos. Das weiß ich seit langem.

Ich stehe auf, gehe durchs Zimmer und ziehe eine Schublade auf. Sie folgt jedem meiner Schritte mit Blicken.

»Was ist das für ein Ding?«

Sie zeigt auf den Gegenstand, den ich gerade aus meinem Schreibtisch geholt habe. Ich bin ein wenig überrascht, dass sie

nicht weiß, was es ist. Dabei dachte ich, in ihrer Welt – in der Welt, in der sie vor ihrem Tod gelebt hat – hätten ihr solche Dinge begegnen können. Aber das war offenbar nicht der Fall.

»Hast du so was noch nie gesehen?«, fragte ich beiläufig und halte ihr den Gegenstand hin, damit sie ihn genauer ansehen kann. »Das ist eine Betäubungspistole. Im Griff ist eine Batterie, die einen Elektroschock auslöst. Der Stromschlag ist stark genug, um einen ausgewachsenen Mann für mehrere Minuten außer Gefecht zu setzen. Stell dir vor, was dieses Ding dann erst mit *dir* anstellen wird.«

Ihre Augen leuchten auf Sie glaubt zu verstehen, was vor sich geht. Sie glaubt, dass sie gewonnen hat.

»He, Mann, du wirst es wirklich tun? Cool.«

»Ja, Melanie, ich werde es wirklich tun. Aber nicht so, wie du denkst.«

Ich gehe einen Schritt auf sie zu. Fasziniert starrt sie auf den Gegenstand in meiner Hand. Sie versucht nicht einmal, auszuweichen.

Tom sitzt vorgebeugt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Als ich das Zimmer betrete, hebt er den Blick. Er bemerkt kaum, was ich in der Hand halte, bis ich ihn damit an der Schulter berühre. Er zuckt krampfartig zusammen, wie ein Mann, der einen epileptischen Anfall erleidet; dann sinkt er zurück, benommen und hilflos.

Er spürt nicht die Injektionsnadel, die das weiche Fleisch an seinem Hals durchstößt.

Ich schleppe ihn die Hintertreppe hinunter, die direkt zu meiner Privatgarage führt, und bugsiere ihn dann in den Kofferraum seines eigenen Wagens – nachdem ich die Handschuhe angezogen habe, die ich tragen werde, bis diese ganze Sache vorbei ist. Als

Nächstes gehe ich zurück, um Julia zu holen und sie ebenfalls in den Kofferraum des Wagens zu laden, der ihrem Vater gehört. Falls jemand beobachtet, wie der Wagen aus der automatischen Tür herauskommt – er sieht nur einen Fahrer in Hut und Mantel mit hochgeschlagenem Kragen, der genauso gut Tom Freeman sein könnte wie irgendjemand sonst. Doch soweit ich sehen kann, beobachtet mich niemand.

Es dauert zwanzig Minuten, um die Garage zu erreichen, die ich auf den Namen von Adam St. Leonard in Broadlands gemietet habe – eine trostlose Reihe von Häusern mit niedrigen Mieten, wo es die Leute nicht interessiert, was draußen vor sich geht, und die sich einen feuchten Kehricht darum kümmern, wer dort kommt oder geht. In dieser Garage ist ebenfalls Platz für zwei Wagen, obwohl dort bis jetzt nur einer abgestellt war, ein alter, schwarzer Mercedes. Auch der ist auf den Namen Adam St. Leonard zugelassen. Wenn er schließlich gefunden wird, werden nur die Fingerabdrücke Freemans und seiner Tochter zu finden sein – genauso wie der einzige Wagen, den man in dieser Garage entdecken wird, Tom Freeman gehört. Die Schlussfolgerung liegt auf der Hand: Tom Freeman hat viele Jahre lang ein unheilvolles, schockierendes Doppel Leben geführt.

Nachdem ich drinnen bin und die Tür fest verschlossen habe, hebe ich die beiden bewusstlosen Körper aus dem Kofferraum von Toms Wagen und verfrachte sie in den Kofferraum des Mercedes. Dann klebe ich mir den Schnurrbart an, setze die dickrandige Brille und den Hut von Adam St. Leonard auf und begebe mich zu dem Haus in Grover's Town, wo diese außergewöhnliche Geschichte begonnen hat.

DRITTER TEIL
Das Urteil

Toms erster Gedanke war, dass es wieder sein Traum sein musste: der Albtraum, den er so gut kannte. Doch in dem Traum gab es Licht – genug, um zu sehen, wo er war, und das Entsetzliche zu erblicken, das zu seinen Füßen lag.

Er hob eine Hand an die Augen, wobei er eine leichte Behinderung seiner Bewegungsfähigkeit spürte. Er merkte, dass er vollständig bekleidet war, bis hin zu den Schuhen. Er spürte seinen Körper, seinen Kopf, seine Arme und Beine und gelangte zu dem Schluss, dass er gar nicht verletzt war.

War er blind? Warum gab es kein Licht? Warum war es stockdunkel?

Wo war er überhaupt? Nicht im Bett – weder in seinem eigenen noch in sonst einem. Er war überhaupt nicht *in* irgendetwas oder *auf* irgendetwas. Er tastete um sich und er spürte die Umrisse einer Art Couch, die mit etwas bespannt war, das sich wie glattes Leder anfühlte. Seine tastende Hand fand den Fußboden nur wenige Zentimeter darunter. Der Boden hatte keinen Belag und fühlte sich an wie Beton.

Die Stille war vollkommen, wie eine luftdichte Hülle, die ihn einschloss – so eng und dicht, dass er einen Augenblick fürchtete, nicht nur blind, sondern auch taub geworden sein. Aber dann hörte er sich ängstlich rufen: »Ist da jemand?«

Keine Antwort. Nur das Geräusch seines eigenen Atems. Als er für einen Moment die Luft anhielt, konnte er nur noch den eigenen Herzschlag hören.

Er versuchte sich zu erinnern, was als Letztes geschehen war. Er hatte Julia zu ihrer Sitzung bei Brendan Hunt gefahren – es sollte

eine der letzten Sitzungen sein, oder die letzte überhaupt. Er weiß noch genau, dass sie angekommen waren und dass er kurz mit Hunt gesprochen hatte, und Hunt hatte ihn gebeten, ein paar Minuten zu warten, weil er ihm etwas erzählen wollte.

War Hunt zurückgekommen? Tom kramte verzweifelt in seiner Erinnerung, spulte die Szene in seinem Kopf zurück, schaute sie sich noch einmal an, und noch einmal. Ja, Hunt war zurückgekommen. Tom wusste noch, dass sich die Tür geöffnet hatte, und er hatte hochgeblickt – und etwas Seltsames gesehen.

Was war das gewesen?

Noch einmal ließ er die Szene vor dem geistigen Auge ablaufen. In der Wiederholung wurde sie klarer. Hunt hatte irgendein Gerät in den Händen gehalten; Tom erinnerte sich jetzt an ein längliches Rohr aus Chrom oder etwas in der Art, mit einem kurzen, grauen Griff. Tom wusste nicht, was es war, auch wenn er irgendwie das Gefühl hatte, das Ding zu kennen. Er wollte gerade aufstehen ... und dann hatte er das Bewusstsein verloren.

Aber er war nicht ohnmächtig geworden; es war etwas anderes gewesen. Er erinnerte sich an seine Angst, einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt erlitten zu haben. Alles war wie in Zeitlupe abgelaufen. Seine Beine hatten nachgegeben. Er hatte versucht, sich aufzurichten, doch seine Glieder wollten ihm nicht gehorchen. Er war sich wie ein Ertrinkender vorgekommen.

Die Injektionsnadel. Plötzlich fiel es ihm wieder ein ... Brendan Hunt hatte ihm irgendeine Spritze verpasst. An mehr konnte er sich nicht erinnern. Aber es ergab keinen Sinn. Warum sollte Hunt so etwas tun? Und warum hatte er, Tom, es zugelassen?

Plötzlich wusste er wieder, was für ein Gerät er in Hunts Hand gesehen hatte. Eine Betäubungspistole. Ein Freund von Tom hatte sich so ein Ding gekauft, nachdem er überfallen worden war. Hunt hatte Tom damit an der Schulter berührt – und in diesem Augen-

blick hatte er die Orientierung verloren und war nicht mehr fähig gewesen, seine Bewegungen zu koordinieren. Danach war die Nadel gekommen, dann die Dunkelheit ... diese undurchdringliche Dunkelheit, in der er sich immer noch befand.

Tom schwang seine Beine von der Couch und tastete mit den Füßen nach dem Boden. Er stellte fest, dass er nicht gefesselt war. Immer noch sitzend, streckte er die Arme aus – zum einen wegen der Steifheit, die davon herrührte, dass er zu lange in unbequemer Haltung gelegen hatte, zum anderen, um in seiner Umgebung nach Hindernissen zu tasten. Aber da war nichts, also versuchte er aufzustehen. Er fühlte sich unsicher auf den Beinen – vielleicht die Nachwirkungen der Droge, die Hunt ihm gespritzt hatte. Außerdem hatte Tom Schwierigkeit, ohne sichtbaren Bezugspunkt in dieser völligen Dunkelheit das Gleichgewicht zu halten. Aber nach einer Weile ging das vorbei, und er kam einigermaßen zurecht. Wenigstens wusste er, wo oben und wo unten war.

Er hielt die Hände vor sich ausgestreckt und machte sich daran, die Dunkelheit zu erforschen. Dabei bewegte er sich vorsichtig, denn er wusste, dass er sich an einem unbekannten Ort befand, wo er bei jedem Schritt gegen irgendetwas stoßen oder in einen verdamten Abgrund stürzen konnte. Doch während er sich voran-tastete, blieb der Boden unter seinen Füßen fest.

Seine linke Hand, die er vor sich hin und her wedelte, traf auf irgendetwas. Tom blieb stehen, drehte sich in die Richtung, führte langsam die rechte Hand nach vorn und spürte etwas Hartes, das teils Metall war, teils gepolstert, sodass er anfangs an einen Zahnarztstuhl dachte. War das möglich? Bestimmt nicht.

Aber warum nicht? Alles war möglich in diesem lichtlosen Vakuu-

um.
Er bewegte sich weiter. Nach ein paar Schritten stieß er mit dem Schienbein gegen eine niedrige Mauer. Auf seiner Seite war sie aus

Ziegeln oder Betonblöcken, auf der anderen Seite jedoch aus glattem Metall. Tom bewegte sich vorsichtig an dieser Mauer entlang, bis er eine Ecke erreichte; dann ging er um sie herum und folgte der Wand, bis sie noch einmal abbog. Es war eine Art flaches Becken, rechteckig und groß genug, dass ein Kind darin planschen konnte. Soweit Tom feststellen konnte, war das Becken leer, doch die metallene Auskleidung fiel von allen Seiten her zu einem Punkt in der Mitte ab, der sich wie ein Abfluss anfühlte.

Ein paar Schritte zurück, und er traf eine andere Mauer – Ziegel, dem Gefühl nach. Eine raue Ziegelmauer. Unausweichlich musste er wieder an seinen Albtraum denken, aber diese Mauer, auch wenn sie aus Ziegeln bestand, war nicht verfallen. Wieder tastete Tom sich die Mauer entlang und gelangte zu einer Art Tür, die, wie er annahm, aus Stahl war, dick und schwer: Es gab kein hohles Echo, und die Tür bewegte sich kein bisschen, als er sich dagegenstemmte und dann mit aller Kraft darauf ein hämmerte. Es gab auch keinen Türgriff. Er fand kein Schloss, nicht mal ein Schlüsselloch. Vielleicht konnte die Tür nur von der anderen Seite geöffnet werden, wie eine Gefängniszelle.

Ja, er wurde gefangen gehalten, da hatte er keinen Zweifel. Und er war sicher, dass Brendan Hunt ihn gefangen hielt.

Aber warum? War es möglich, dass Hunt ihn für den Mörder hielt, so wie er es sich selbst vorgeworfen hatte? Hatte er beschlossen, ihn einzusperren und außer Gefecht zu setzen, bis ...

Bis was? Warum sollte jemand, der noch alle Sinne beisammen hatte, so etwas tun? Die Frage ging Tom nicht aus dem Kopf. Er spürte ein seltsames Flattern in der Brust, als hätte sein Herz für einen Schlag ausgesetzt; dann spürte er das Prickeln einer Gänsehaut.

War Brendan Hunt verrückt?

Das konnte er nicht glauben. Er konnte ja nicht einmal sicher

sein, dass seine Erinnerungen stimmten und dass dies alles tatsächlich geschehen war. Vielleicht war es nur ein Trugbild, das sein gestörtes Hirn produzierte, und es gab eine ganz andere, vernünftige Erklärung dafür, dass er hier war.

Er bewegte sich nun schneller voran, weniger vorsichtig, stieß gegen Ecken und Kanten und stolperte über Gegenstände, die er nicht mehr zu identifizieren versuchte. Seine Hände fuhren die Wände entlang und suchten nach Spalten oder Rissen, die vielleicht einen Ausweg boten. Er bemerkte nicht einmal, dass er auf einen Schalter gestoßen war, bis mit leisem elektrischen Knistern zwei Neonröhren aufflackerten und ihr greelles weißes Licht verströmten. Tom sog dieses Licht mit jeder Pore seines Körpers in sich auf Seine Erleichterung war unbeschreiblich.

Augenblicke später sehnte er wieder die Dunkelheit herbei.

Es war kein normaler Keller. Es war ein Verlies, auch wenn es keine Ketten oder Fußfesseln gab, keine Streckbänke oder Dauermenschrauben oder andere Folterinstrumente – bis auf das, was er in der Dunkelheit für einen Zahnarztstuhl gehalten hatte, und das er nun genauer betrachten konnte. Es war in der Tat etwas Ähnliches, wenn es auch mit Riemen ausgestattet war, um jemanden auf diesen Stuhl zu fesseln. Der hintere Teil ähnelte einem Schaukelpferd mit einer obszönen, penisförmigen Verlängerung am Sattel. Er musste gegen das Ding gestoßen sein, als er im Dunkeln herumgestolpert war, denn es schaukelte immer noch lautlos vor und zurück, als säße ein unsichtbarer Reiter darauf.

Tom drehte sich um und sah nun auch das vermeintliche Kinderplanschbecken. Im grellen, klinischen Licht der Deckenbeleuchtung besaß es ein viel unheimlicheres, erschreckendes Aussehen: Das Becken war mit Zink oder Stahl ausgekleidet und fiel tatsächlich zu einem Abfluss in der Mitte ab. In einer Ecke lag ein aufgerollter Wasserschlauch, der an einen Hahn an der Wand ange-

schlossen war. Irgendetwas daran erinnerte Tom an Leichenhallen und Obduktionstische. In die Wand zu seiner Linken war etwas eingelassen, das wie ein kleiner Ofen aussah. Darüber, zusammen mit kleineren Röhren und mehreren elektrischen Leitungen, war ein Stahlrohr an der Wand befestigt, das ein Rauchabzug sein konnte. Die Arbeit war sauber ausgeführt, sah aber irgendwie amateurhaft aus. Vielleicht, überlegte Tom, weil es eine Arbeit war, die man selbst machen *musste*, weil man keinem anderen erzählen wollte, zu welchem Zweck man sie getan haben wollte ...

Er schloss die Augen und versuchte, seine Gedanken zu verleugnen und den Ekel zu bekämpfen, der ihn zu überwältigen drohte.

Tom begann, Julias Namen zu rufen, und während er rief drehte er sich langsam um sich selbst. Erst jetzt sah er in einer der Ecken eine Treppe ... Holzstufen, die zu einer Klappe in der Decke führten.

Mit schnellen Schritten durchquerte er den Raum. Dann stand er auf den Stufen und mühte sich mit dem Riegel der Klappe ab, doch sie war von außen abgeschlossen. Wie hatte er etwas anderes erwarten können? In hilfloser Wut trommelte er dagegen, bis seine Fäuste schmerzten. Dann ging er zur Stahlplatte zurück. Nun sah sie noch mehr wie eine Tür aus, doch ohne Schloss oder Griff auf dieser Seite. Tom trat wütend gegen die massive Tür, bis er es aufgab, um sich nicht zu verletzen.

Bilder entstanden vor seinem inneren Auge, obwohl er sie zu unterdrücken versuchte. Diese Bilder zeigten, weshalb dieser Raum existierte. Welchem Zweck er diente. Was hier geschehen war. Tom schloss die Augen, doch die Bilder wurden nur umso deutlicher. Er würde den Verstand verlieren, wenn er hier nicht rauskam. Wenn er keine Antwort auf die Frage bekam, in die seine albtraumhaften Fantasien ihr Gift gemischt hatten.

Was war mit seiner Tochter geschehen? Was hatte Hunt mit ihr

vor? Was hatte er ihr angetan?

Tom hörte, wie über seinem Kopf ein Riegel aufgeschoben wurde, dort, wo die Holzstufen waren. Die Klappe öffnete sich, und die untere Körperhälfte eines Mannes erschien.

Dann eine Hand mit einer Waffe – etwas Ähnliches wie eine Waffe.

»Das ist genau so ein Ding, wie ich es vorhin schon mal bei Ihnen verwendet habe«, erklärte Hunt, der Toms Blick gefolgt war. »Nur, dass dieses gute Stück auch auf einige Entfernung wirkt, und ich muss jetzt ein bisschen Abstand zwischen uns halten.«

Plötzlich erschien ein rot leuchtender Punkt auf Toms Brust. »Das Gerät ist lasergesteuert«, sagte Hunt. »Kann gar nicht danebengehen.«

Tom hob den Blick und sah Hunt in die Augen. »Wo ist Julia?«

»Ihr fehlt nichts. Sie ist nicht weit von hier.«

»Ich will sie sehen.«

»Das kommt früh genug.«

Tom machte einen Schritt nach vorn, blieb aber stehen, als Hunt die Waffe hob und der rote Lichtpunkt wieder auf seine Brust traf.

»Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Widerstrebend gehorchte Tom. Er hatte keine andere Wahl, als auf Zeit zu spielen.

»Melanie Hagan«, sagte er. »Waren Sie das?«

Hunt nickte kaum wahrnehmbar.

»Aber ... warum?«

Ein flüchtiger Geist jenes Brendan Hunt, den Tom gekannt hatte, huschte über das Gesicht des Mannes. Es war beinahe ein Lächeln, aber nicht aus Freude, eher aus Verzweiflung über die Seichtheit des menschlichen Verstandes.

»Sie sind zu intelligent, um eine einfache Antwort zu erwarten, Tom. Und für eine komplizierte Antwort haben wir keine Zeit.«

»Ich will meine Tochter sehen.«

»Das werden Sie. Jetzt stellen Sie sich in die Mitte, und bleiben Sie da stehen.«

Er wedelte mit der Betäubungspistole. Der kleine rote Punkt erschien nun in der Mitte des Fußbodens. Erst als Tom sich dort hingestellt hatte, kam Hunt die letzten Stufen herunter, wobei er mit der freien Hand die Klappe über seinem Kopf schloss.

»Sehen Sie den Tisch da drüben?«, fragte er und leuchtete mit dem roten Punkt auf einen Metalltisch mit Schubladen, der an der Wand stand. »Ich möchte, dass Sie da etwas herausholen. Ich weiß aber nicht, welche Schublade es ist. Am besten probieren Sie alle durch.«

»Wonach soll ich denn suchen?«

»Eine Fernbedienung.«

Tom zog eine Schublade nach der anderen auf und schob sie wieder zu. »Da ist nichts.«

Hunt schien nicht überrascht zu sein. Er griff mit der freien Hand in sein Jackett und holte aus einer Innentasche einen kleinen Gegenstand hervor. »Wie dumm von mir«, sagte er und verbarg nicht, dass er schauspielerte. »Sie war die ganze Zeit hier. Fangen Sie!«

Tom streckte automatisch die Hände aus, um den Gegenstand aufzufangen, den Hunt ihm zuwarf.

»Drücken Sie die Kombination A2 13Z.«

Tom rührte sich nicht. »Sie wollen, dass meine Fingerdrücke darauf sind«, sagte er. »Stimmt's?«

Hunt setzte wieder das leichte Lächeln auf, das ihn jenem Mann so ähnlich machte, den Tom einst gekannt hatte. »Sehr scharfsinnig, Tom. Genau so ist es.«

»Meinen Sie damit ...« Tom stockte, suchte nach den richtigen Worten, auch wenn der Gedanke ihm bereits früher gekommen

war. »Meinen Sie damit ... dass es so aussehen soll, als ob dieser Ort meiner ist?«

»Dieser Ort *ist* Ihrer. Das ganze Haus. Das Haus Ihrer Träume, Tom. Man wird Sie mit einem Ausweis in der Tasche finden, der auf den Namen Adam St. Leonard ausgestellt ist, Eigentümer des Hauses. Es wird für alle offensichtlich sein, dass Sie Ihr zweites Ich schon seit einigen Jahren hatten. Die Leute, die Sie kennen, werden es nicht fassen, aber die Beweise werden erdrückend sein.«

»Das ist Wahnsinn! Damit kommen Sie niemals durch!«

»Oh, das glaube ich aber doch.«

»Was *tun* Sie hier überhaupt? Sie tragen nicht mal Handschuhe. Sie hinterlassen überall Ihre Fingerabdrücke. Wie wollen Sie das erklären?«

Wieder erschien das zweideutige Lächeln in Hunds Mundwinkel, als er die Antwort gab, die er so sorgfältig vorbereitet hatte. »Sie haben mich entführt und hierher gebracht, indem Sie drohten, Ihrer eigenen Tochter etwas anzutun, wenn ich nicht gehorche. Das werde ich der Welt erzählen, wenn ich hier rauskomme.«

»Sie sind ja wahnsinnig! Sie sind völlig übergeschnappt ...«

»Welch geistreiche Diagnose, Tom. Wo haben Sie Ihren Facharzt in Psychiatrie gemacht?« Hunds Lächeln verschwand so schnell, wie es erschienen war. »Wir verschwenden Zeit«, sagte er und sah auf die Armbanduhr wie ein Lehrer, der seiner Klasse sagte, sie solle sich beeilen. »Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit. Drücken Sie den Code, den ich Ihnen genannt habe.«

»Tun Sie's selbst.« Tom warf die Fernbedienung verächtlich auf den Tisch.

Hunt sah ihn an wie ein Mann, dessen Geduld von einem aufsässigen Kind auf die Probe gestellt wurde.

»Tom, selbst wenn ich es tue, werden doch *Ihre* Fingerabdrücke auf den Knöpfen sein. Das ist leicht zu arrangieren. Und Sie wer-

den ohne das tröstliche Wissen sterben, dass Ihre Tochter bereits vor Ihnen von uns gegangen ist, ohne Schmerz und Leiden.«

Wieder spürte Tom die seltsame Implosion im Brustkorb, als würde es ihn aushöhlen und den Atem rauben, was er gerade erlebte.

»Was haben Sie mit ihr gemacht, Sie Wahnsinniger?«

»Noch gar nichts. Was ich am Ende tue, hängt von Ihnen ab, Tom. Der Tod des Mädchens liegt in Ihren Händen.«

»Sie reden Schwachsinn, Sie verdammter ...«

»Ich versuche nur, Ihnen klar zu machen, dass Sie ein toter Mann sind, Tom. Sie sind jetzt schon tot. Ein Geist. Begreifen Sie das nicht?«

Er sprach voller Überzeugung. In seinen Augen loderte ein Wahnsinn, der Tom verstummen ließ.

»Ich habe Sie umgebracht, Tom. In der Nacht, von der Sie träumen. Sie waren in dem Haus in jener Nacht, in *diesem* Haus, und haben die Leiche gefunden. Ich habe Sie wegrennen sehen und bin Ihnen nachgelaufen. Aber bevor ich etwas tun konnte, wurden Sie von einem Betrunkenen in einem Lieferwagen angefahren. Also habe ich Sie umgebracht. Ich habe Sie erstickt. Sie hatten keinen Puls mehr.«

Er machte eine Pause, und sein Blick bohrte sich gleichsam in Toms Augen, als wollte er ihm diese Botschaft ins Hirn brennen.

»Ich konnte nicht das Risiko eingehen, dass Sie jemanden hierher fuhren.«

Wieder machte er eine Pause, um seine Worte einwirken zu lassen. Vielleicht auch, um die Befriedigung auszukosten, die es ihm verschaffte, die Worte auszusprechen.

»Sie müssen verstehen, Tom, dass Sie kein Recht zu leben haben. Was wiederum bedeutet, dass Ihre Tochter kein Recht hatte, geboren zu werden.«

Seine Mundwinkel zuckten. Tom brauchte einen Augenblick, bis er begriff, dass es eine Art Lächeln sein sollte.

»Es ist das Werk eines Gottes, der dringend Unterhaltung braucht, meinen Sie nicht auch? Wie trübselig wäre seine Welt ohne uns.«

Tom hatte dem Wahnsinn des Mannes, der vor ihm stand, nichts entgegenzusetzen. »Du verdammter Hurensohn ... !« Mehr konnte er nicht sagen. Die Worte kamen wie ein Seufzer. Wie ein letzter Atemhauch. Wie der letzte Fluch eines Sterbenden. Sie hinterließen bei Brendan Hunt keinen Eindruck.

»Da gibt es nichts mehr zu diskutieren, Tom, wir verschwenden nur Zeit. Geben Sie jetzt diesen Code ein oder nicht?«

Toms Blick huschte zu der Fernbedienung, die noch dort lag, wo er sie auf den Tisch geworfen hatte. Er griff danach.

»Wie war das noch mal?«

Hunt wiederholte den Code. Mit tauben, gefühllosen Fingerspitzen drückte Tom auf die Tasten. Die Stahltür in der Wand öffnete sich und schwang von ihnen weg. Dahinter sah Tom einen schwarzen Mercedes in einer Garage. Der Wagen war mindestens zwanzig Jahre alt.

»Er gehört Ihnen«, hörte er Hunt sagen, »unter Ihrem Pseudonym Adam St. Leonard. Ihre Fingerabdrücke sind da schon überall. Das ist der Wagen, den Sie immer benutzen, wenn Sie hierher kommen, wie Sie es viele Jahre lang von Zeit zu Zeit getan haben. Sie parken ihn in einer Garage, die auch unter dem Namen Adam St. Leonard gemietet wurde, in der man Ihr eigenes Auto finden wird. Ihr Doppel Leben wird zur Legende, Tom. Ich selbst plane schon einen Artikel, vielleicht sogar ein Buch über Sie. Jetzt machen Sie den Kofferraum auf.«

Tom wusste, dass es immer noch seine einzige Chance war, auf Zeit zu spielen. Er bewegte sich wie ein Zombie und ging durch

die Tür in die abgedunkelte Garage. Hinter dem Wagen sah er eine weitere, größere Stahltür, so dick und schwer wie die Tür des Tresorraums einer Bank. Er erinnerte sich, dass er die Tür von außen gesehen, sogar berührt hatte, erst gestern, als er diesen Ort entdeckt hatte. Es war die Tür, die an die Stelle der alten, verrotteten Holztür aus seinem Albtraum getreten war.

»Öffnen Sie den Kofferraum und bringen Sie mit, was drin ist.«

Während Tom auf den Wagen zuging, warf er verstohlene Blicke nach links und rechts auf der Suche nach etwas, das er als Waffe benutzen könnte. Aber da war nichts. Tom erreichte den Mercedes und öffnete den Kofferraum.

Sein Verstand weigerte sich zu akzeptieren, was er sah. Toms Beine verwandelten sich in Blei, und er bekam keine Luft mehr. Julia lag bewusstlos da – oder tot, es war unmöglich zu sagen. Tom streckte die Hand aus; ihre Haut fühlte sich warm an. Er beugte sich hinunter und legte sein Gesicht an ihres; sie atmete. Mit einem unterdrückten Seufzer der Erleichterung nahm er sie in die Arme.

»Sie schläft nur, Tom. Und wenn wir alles richtig machen, wird sie nie wieder das Bewusstsein erlangen. Das hängt von Ihnen ab.«

Tom drehte sich zu Hunt um, der im Durchgang stand, und ging auf ihn zu. Er konnte nichts anderes tun; es gab keinen Fluchtweg, kein Versteck. Und doch musste er etwas unternehmen. Er schwor es bei Gott – dem Gott, an den er nicht glaubte und der trotzdem seine allerletzte Chance war.

»Was haben Sie vor, Hunt?«

Hunt musterte Tom einen Augenblick; dann sagte er im Tonfall eines Anklägers: »Sie haben heute Morgen in meiner Praxis einen Nervenzusammenbruch erlitten. Ihre Tochter hat in meiner Hörschweite etwas gesagt, das Sie mit Ihrem Doppel Leben konfrontiert hat. Die zunehmend brüchige Barriere, die Sie aufgebaut hatten, hat nachgegeben. Sie sind hierher zurückgekehrt, weil jener Teil

von Ihnen, der Tom Freeman ist – und nur Tom Freeman –, es mit eigenen Augen sehen musste. Und weil der andere Teil in Ihnen, Adam St. Leonard, immer gewusst hat, dass es so enden musste. Sie werden das Kind töten, das Ihr Ankläger war – Ihre eigene Tochter –, und dann werden Sie sich das Leben nehmen.«

Hunt machte eine Pause, als wollte er die unwirkliche Natur dieser Erklärung einwirken lassen. Er hielt den Blick fest auf Tom gerichtet, als er fortfuhr: »Sie werden auch mir das Leben nehmen – oder glauben, dass Sie es getan haben. Sie werden mich aus der Nähe erschossen haben, bevor Sie sich die Waffe selbst an den Kopf setzen. Es wird eine schwere Verletzung sein, die mich leicht hätte umbringen können, wäre die Kugel nur den Bruchteil eines Zentimeters weiter nach links oder rechts gegangen. Zum Glück bin ich Arzt, also wird das nicht passieren. Natürlich werden Sie schon tot sein, wenn auf mich geschossen wird, aber dann werde ich die Waffe wieder in Ihre Hand legen. Das Gesamtbild wird ziemlich überzeugend sein und völlig mit der Geschichte übereinstimmen, die ich der Polizei erzählen werde.«

Toms Blick fiel auf die Betäubungspistole in Hunts Hand. »Diese Waffe?«

Hunt steckte die freie Hand ins Jackett und zog eine kleine Pistole hervor. Tom war kein Waffenexperte, doch es war nicht zu übersehen, dass man mit dieser Pistole einen Menschen töten konnte.

»Sehen Sie mich an«, sagte Hunt, der auf seine Hände mit den Waffen blickte. Er lachte. »Ich sehe aus wie Jesse James.«

»Wenn Sie ein Mensch wären, vielleicht.«

Hunt grinste; dann deutete er mit einem Kopfnicken auf das groteske Objekt, das Tom immer noch an einen Zahnnarztstuhl erinnerte – vielleicht weil er sich weigerte, seinen Verstand an die anderen Verwendungsmöglichkeiten denken zu lassen, die dieses

Ding sonst noch haben mochte.

»Legen Sie sie da rein«, befahl Hunt.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Tom, obwohl seine Frage überflüssig war. Es war eine unmissverständliche Anordnung gewesen; doch was es bedeutete, seine Tochter in den Stuhl zu legen, war so grauenvoll, so undenkbar, dass Toms Verstand sich weigerte, die Worte zu verarbeiten.

»Sie wissen genau, was ich meine«, sagte Hunt. »Legen Sie das Mädchen bequem in den Stuhl und schnallen Sie sie fest.«

Er hatte keine Wahl. Wenn es die Hölle gab, existierte sie hier. Kein Albtraum, aus dem Tom aufwachen konnte, konnte schlimmer sein als diese Wirklichkeit.

Er gehorchte.

»Sie werden ihn ein wenig zu groß finden, aber er wurde für Benutzer in Melanies Alter gemacht. Bitte machen Sie die Riemen fest. Es ist ganz einfach.«

Es stimmte: Ihre Schnallen schnappten eine nach der anderen dort ein, wo sie sollten. Vier von ihnen machte er fest. Als er nach der fünften griff, drehte er sich ganz leicht, sodass er Hunt in seinem Sichtfeld hatte, aber er sah ihn nicht an. Die Pistole war wieder in Hunts Tasche; nur die Betäubungspistole hielt er noch in der Hand.

Klick. Noch eine Schnalle, die fünfte. Tom griff nach der sechsten, weiter unten, und beugte seine Knie und seine Wirbelsäule, sodass er mit aller Kraft und Wucht vorschnellen konnte, die er aufzubringen vermochte. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Hunt ihn beobachtete. Toms Muskeln waren gespannt. Er musste springen, bevor Hunt überhaupt begriff, dass er sich bewegte.

Tom hatte schon die halbe Distanz zwischen ihnen hinter sich und bewegte sich schneller und mit mehr Kraft, als er es für möglich gehalten hätte. Doch ihm entging nicht der rote Fleck auf sei-

ner Brust und zwei kleine Gegenstände, die auf ihn zukamen und die an den Enden mittels zweier haardünner Drähte mit der Be-täubungspistole in Hunts Hand verbunden waren. Tom spürte nur noch, wie ein blendender Schmerz in ihm explodierte. Dann schlug er schwer auf dem Boden auf.

War das der Tod?

Nein. Er lebte noch. In dieser Hölle auf Erden. Alles war wie vorher ... nein, schlimmer, falls das überhaupt möglich war. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr, und er hatte Mühe, seine Gedanken zu formulieren; alles war wirr und bruchstückhaft. Er hatte jeden Kontakt zu sich selbst verloren. Er vermeinte, dass krampf-hafte Zuckungen durch seinen Körper gingen, war sich aber nicht sicher.

Hunt blickte eher mit Gleichgültigkeit als mit einem Ausdruck des Triumphs auf ihn hinunter, so, als wäre das alles unvermeidlich gewesen. Erst jetzt erkannte Tom, dass Hunt auf seinen Angriff vorbereitet gewesen war.

Es war Toms letzte Chance gewesen.

Und Julias.

Tom war nur noch Zuschauer und nicht mehr Teil der Gleichung – sowohl für Hunt als auch für ihn selbst. Die einfachste Bewegung war für ihn unmöglich. Die Welt um ihn herum war genauso zerschlagen und zusammenhanglos wie seine Gedanken. Plötzlich aber hatte er den Eindruck, dass einige Zeit verstrichen war. Wahrscheinlich war er bewusstlos gewesen, für einige Augenblicke nur, aber irgendetwas hatte sich verändert.

Sie war wach – Julia. Sie war immer noch angeschnallt, eine Gefangene, doch sie war wach, und sie schrie Brendan Hunt an. Tom konnte nicht verstehen, was sie sagte, hörte nur verzerrte Echos wie aus weiter Ferne. Julias Gesicht war von einer Wut verzerrt, die ihn schockierte. Er hatte sie noch nie so zornig gesehen, so

hasserfüllt. Das war nicht sein Kind, das er dort sah. Das war überhaupt kein normales Kind.

Plötzlich geschah etwas anderes. Toms verwirrtes Hirn brauchte einige Zeit, um zu begreifen, dass Hunt die Pistole aus der Tasche gezogen hatte und sie seiner Tochter an den Kopf hielt. Sie lachte ihn aus, ein Lachen, das vor Verachtung und Abscheu triefte. In dem langen Tunnel, der Tom mit der Welt verband, war es ein widerlicher, furchtbarer Klang. Angeschnallt und hilflos widersetzte das Kind sich dem Mann, der es töten wollte, und forderte ihn auf sein Schlimmstes zu tun.

Es war Melanie Hagan, die Tom vor sich sah, nicht seine Tochter. Und doch war es der Kopf seiner Tochter, in den Hunt gleich eine Kugel jagen würde.

Tom versuchte, sich zu bewegen, war aber immer noch so schwach und hilflos wie ein neugeborenes Fohlen. In seinem Kopf verschwamm alles, und er glaubte, sich übergeben zu müssen. Er rang nach Atem.

Hunt presste die Waffe an Julias Stirn. Um den Lauf herum sah Tom einen weißen Ring auf ihrer Haut. Sie lachte immer noch.

Hunt zog den Abzug durch ...

O Gott.

Nichts geschah. Nur ein trockenes Klicken war zu hören.

Hunt fummelte an der Waffe, betätigte noch einmal den Abzug.
Wieder nur ein Klicken.

Die Waffe war blockiert.

Julias Lachen wurde lauter – ein schrilles, ordinäres Lachen. Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt und ließ ihn nur vorschnellen, um Hunt eine neue Flut von Beschimpfungen entgegenzuschleudern.

Immer wieder zog Hunt den Abzug durch, wurde mit jedem metallischen Klicken hektischer.

So konnte es nicht weitergehen.

Und doch war es so.

Tom begriff dass er noch eine allerletzte Chance hatte. Er wusste nicht, warum sie ihm gegeben wurde oder wie, doch er durfte diese Gelegenheit nicht verstreichen lassen.

Hunt war nicht darauf vorbereitet, dass Tom sich plötzlich gegen ihn warf. In seiner Wut über das Versagen der Waffe hatte er Tom ganz vergessen. Nun schleuderte der Aufprall ihn zu Boden. Tom wusste nicht, woher er die Kraft genommen hatte, sich zu bewegen, geschweige denn, Schläge und Tritte auszuteilen und mit bloßen Händen auf seinen Gegner einzuprügeln. Seine Finger schlossen sich wie stählerne Schraubzwingen um Hunts Handgelenk und zwangen ihn, die Hand zu öffnen ...

Es gab eine Explosion. Dann noch eine. Die Waffe hatte zweimal gefeuert. Doch Tom wurde nicht getroffen, auch Julia nicht. Die Kugeln waren ins Leere gegangen. Doch der Lärm schien Hunt zu elektrisieren und ihm den Vorteil zurückzugeben, der für kurze Zeit Tom gehört hatte.

Ein weiterer Schuss dröhnte. Tom wurde sich eines brennenden Schmerzes bewusst, spürte ihn aber nicht wirklich. Es war, als würde der Schmerz jemand anderem widerfahren, einem fremden Körper, den er, Tom, bewohnte, und dessen Zustand er kühl registrierte.

Noch einmal dröhnte die Waffe, doch die Kugel ließ nur Beton splitter aus dem Boden spritzen. Tom hatte jetzt seine Hand auf der Pistole. Mit der anderen schlug er Hunt mit aller Kraft ins Gesicht. Hunt taumelte zurück, stolperte über den niedrigen Rand des flachen Zinkbeckens und fiel hinein.

Jetzt hatte Tom die Waffe. Hunt stützte sich auf einen Ellbogen, legte eine Hand auf sein zerschmettertes Gesicht und blickte fassungslos auf den hellroten Schleim, der seine Finger bedeckte.

Dann schaute er Tom an und erkannte, dass dieser ihn töten und nicht der Gnade des Gesetzes überlassen würde. Tom würde sein Leben hier und jetzt beenden, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

»Nein!«

Es war ein Befehl, und er kam von Julia. Tom drehte sich um und sah, dass sie stand. Die Riemen, mit denen sie angeschnallt gewesen war, waren geöffnet und hingen lose herunter. Tom konnte es nicht fassen. Julia hätte die Riemen niemals allein öffnen können, und doch stand sie da, dieser schlanke, kleine Körper; er stand dort mit einer Kraft und einem Selbstbewusstsein, die nicht seiner Tochter gehörten, nicht einem *Kind*. Es war etwas, das woanders herkam, eine unbekannte, rätselhafte Macht.

»Du kommst zu spät«, rief Tom ihr zu. »Ich werde ihn erledigen und meine Tochter hier rausholen!«

»Ich habe ihn hergebracht. Er ist in *meiner* Gewalt. Ich werde mich um ihn kümmern.«

Die Stimme gehörte ebenso wenig Julia wie die verzerrten Lippen und der hasserfüllte Blick, der auf ihm brannte, als wäre er ebenso sehr der Feind wie Hunt.

»Ihr seid beide in meiner Gewalt. Die ganze Zeit schon.«

Tom sah, dass Hunt sich wieder bewegte. Er hob die Pistole, um zu feuern – und schrie vor Schmerz. Klappernd fiel die Waffe zu Boden. Tom öffnete und schloss die Hand. Sie war rot und schmerzte höllisch. Die Waffe hatte gebrannt wie heiße Kohlen, als er versucht hatte, den Abzug durchzuziehen.

Melanies wütender Blick, der sich wie eine Collage aus Fleisch und Blut über Julias Gesicht gelegt hatte, richtete sich weiter auf ihn. »Ich habe ihn für *uns* hergebracht«, kreischte sie. »Für uns *alle*. Wir brauchen ihn hier, damit er in der Hölle brennt!«

Hunt stand jetzt auf den Füßen; Blut strömte seinen Hals hinun-

ter und verwandelte sein Hemd in einen roten, klebrigen Lappen. Er starnte das Mädchen an, als würde er mit einem Schrecken konfrontiert, den selbst er sich nie vorgestellt hätte. Unsicher machte er einen Schritt auf sie zu, als würde er gegen seinen Willen zu ihr hingezogen. Instinktiv bewegte sich Tom, um ihn aufzuhalten und sich ihm in den Weg zu stellen, um seine Tochter zu beschützen. Doch er wurde zur Seite geschoben. Nicht von Hunt, sondern von einer Kraft, die er nicht sehen konnte. Oder vielleicht vom höllischen Schmerz in der Hüfte, wo er vor wenigen Augenblicken von der Kugel getroffen worden war. Bis jetzt hatte er nichts gespürt, plötzlich aber verkrampfte sich sein Körper, und er krümmte sich vor Schmerz. Ein seltsamer Geruch stieg ihm in die Nase. Er fragte sich, ob es irgendein Nebenprodukt seiner Verwundung war, eine Art Geruchs-Halluzination eines Nervensystems, das den nahenden Tod spürte.

Er hatte alle Mühe, sich aufrecht zu halten und seine Qual zu unterdrücken, doch die Tentakeln des Schmerzes krochen in jeden Teil seines Körpers. Er ging auf die Knie und hielt sich die Seite; dann rollte er nach vorn, hilflos, und lag wie ein Fötus da.

Und dann sah er etwas auf der anderen Seite des Raumes.

Eine der Röhren an der hinteren Wand war von einem Querschläger aufgerissen worden. Dieser Geruch war keine Halluzination: Es war ausströmendes Gas. Der Raum würde sich damit füllen, und sie alle würden sterben, wenn sie nicht schnellstens verschwanden. Tom versuchte, eine Warnung zu rufen, aber wieder durchfuhr ihn stechender Schmerz und raubte ihm den Atem. Er blickte zu Hunt, um festzustellen, ob auch er gesehen hatte, was Tom entdeckt hatte, doch Hunts Blicke huschten unruhig nach links und rechts, und seine Augen waren vor Entsetzen geweitet. Tom wusste, das Hunt Dinge sah, die er selbst nicht sehen konnte – Dinge, die sich ihm offenbar von allen Seiten näherten, denn er

wich furchtsam zurück und versuchte, ihnen zu entkommen, doch es gab keinen Fluchtweg.

Hunts Opfer waren zu ihm zurückgekehrt. Er war in einer Hölle gefangen, die er sich selbst bereitet hatte.

Tom sah Julia an. Sie hatte sich nicht bewegt. Ihr starrer Blick war auf Hunt gerichtet, ungerührt, mörderisch.

Während Tom sie beobachtete, hellte ein Winkel seines Gedächtnisses sich auf, und eine Erinnerung aus seiner Kindheit erschien – der alte Trick mit dem Brennglas, mit dessen Hilfe Sonnenstrahlen auf ein Stück Papier gebündelt wurden, bis es Feuer fing. Er erinnerte sich, dass einer der Jungs Insekten unter das Brennglas gelegt hatte. Sogar den Handrücken eines anderen Jungen hatte er versengt. Die Kraft des gebündelten Lichts war erschreckend gewesen.

Nun beobachtete Hunt nicht nur die Wirkung dieses Lichts, sondern noch etwas anderes. Er wusste nicht, wie er es nennen sollte, doch er wurde davon verbrannt. Verbrannt wie ein Opfer auf dem Scheiterhaufen. Er konnte sich nicht bewegen, schlug nur vergeblich nach den Flammen, die ihn zu verzehren begannen. Zuerst waren es nur seine Kleider, dann bedeckten seine Hände und sein Gesicht sich mit Blasen und verkohlten wie durch ein rasendes Feuer im Innern seines Körpers.

Feuer ... Gas ... und Feuer ...

Toms Gedanken blieben klar genug, um die Gefahr dieser Kombination zu begreifen. Er musste seine Tochter hier rausschaffen, bevor alles wie eine riesige Bombe in die Luft flog. Von irgendwo in seinem Innern schöpfte er Kraft, kämpfte sich durch die Wogen des Schmerzes, von denen jede ihn zurückzuwerfen drohte. Der grässliche Anblick des brennenden Mannes war vergessen. Tom war taub für seine Schreie. Er konnte, *musste* nur noch an Julia denken.

Er ging dorthin, wo sie stand.

Sie war verschwunden.

Panik stieg in ihm auf. Dann entdeckte er sie. Sie lag auf dem Boden, zusammengesunken, die Arme ausgestreckt. Er ignorierte die Schmerzensschreie seines eigenen Körpers, die sogar das Brüllen des brennenden Mannes ertränkten, bückte sich und nahm sie in die Arme. Sie bewegte sich nicht.

Taumelnd trug er sie zur Treppe. Er betete, dass die Klappe sich öffnete und dass es keinen verborgenen Riegel gab, den er nicht rechtzeitig finden würde.

Zum Glück gab die Klappe unter dem Druck seiner Schulter nach. Tom dankte dem Himmel für die hydraulische Türangel, die die Klappe zurückschwingen ließ, ohne dass er Julia loslassen musste. Mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung hob er ihren schlaffen, seltsam schweren Körper hoch und durch die Tür; dann zog er sich selbst hinauf.

Hunts Schreie, die hinter ihm erklangen, hatten nichts Menschliches mehr. Ohne es zu wollen – und obwohl er wusste, dass er nur Sekunden hatte –, warf er einen letzten Blick zurück.

Hunts Kleidung war abgebrannt, und sein Fleisch stand in Flammen, aber er lebte immer noch. Und er schrie. Und er schlug nach den Flammen, die ihn verschlangen.

Tom wollte gerade nach der Klappe greifen, als das Gas schließlich zündete. Eine Flammensäule schoss bis zur Decke des Raumes empor, in den er gerade geklettert war, und wälzte sich an den Wänden wieder hinunter auf der Suche nach allem, was zu verzehren war. Tom benutzte seinen ganzen Körper als Hebel, drückte die Klappe zu und sperrte das Inferno unter ihm ein.

Dann stolperte er zu der Stelle, wo Julia lag, immer noch regungslos. Zum Glück hatten die entfesselten Flammen sie nicht berührt. Weder sie noch er hatten Verbrennungen erlitten. Tom

nahm Julia wieder auf die Arme und trug sie in einen Raum hinaus, der wie ein Eingangsflur aussah.

Sie bewegte sich. Sie atmete. Sie war am Leben. Gott sei Dank.

Er konnte Fenster sehen und Jalousien davor, sodass er nicht sagen konnte, ob es draußen hell oder dunkel war. Und er sah Türen. Jetzt musste er schnell einen Weg nach draußen finden, bevor alles in die Luft flog.

Es war dasselbe Krankenhaus, in dem er zehn Jahre zuvor aufgewacht war, gefangen in Gipsverbänden, und gesagt bekam, dass er sein eigenes Todesurteil spräche, falls er sein Leben nicht von Grund auf ändern würde. Diesmal aber war es kein junger Arzt, der am Fußende seines Bettes saß, sondern Murray Schenk. Und obwohl Hunts Kugel zwei von Toms Rippen zerschmettert und einen Lungenflügel durchbohrt hatte, konnte er sprechen. Sich zu bewegen war allerdings unmöglich; schon der Versuch bereitete höllische Schmerzen.

»Das Gute an der Sache ist«, sagte Tom, »dass Julia sich an nichts erinnert. Es ist, als wäre dieser Teil ihres Lebens aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Natürlich war es in Wirklichkeit überhaupt nicht *ihr* Leben, also ist es vielleicht nicht ganz so überraschend.«

Schenk nickte gedankenvoll und nahm die Information in sich auf, war aber offensichtlich besorgt. Er hatte kaum ein Wort gesprochen, seit er vor zehn Minuten gekommen war.

»Was haben Sie auf dem Herzen?«, fragte Tom.

»Man hat sieben Leichen gefunden«, sagte Schenk. »Die Überreste von Leichen, um genau zu sein. Vergraben unter dem Fußboden.«

»Mein Gott. So etwas hatte ich befürchtet.«

Schenks Blick richtete sich fest auf Tom. »Warum sagen Sie das?«

»Es passt zu dem, was sie gesagt hat. ›Ich habe ihn für *uns* hergebracht‹, sagte sie. ›Für uns *alle*. Damit er in der Hölle brennt.‹ Das habe ich Ihnen doch erzählt, oder?«

»Ja, ich glaub schon.«

»Wird man sie identifizieren können?«

»Das ist bereits geschehen.«

»Wie denn?« Toms Stimme verriet sein Erstaunen.

»Er hat bestimmte Dinge behalten. Persönliche Sachen, Trophäen sozusagen. Ein Schmuckstück, ein Taschenbuch, ein Handy. Das tun Mörder ebenfalls. Sexualmörder. Sexuell motivierte Serienmörder.«

»Mein Gott« Toms Flüstern drückte sein ganzes Entsetzen und seinen Abscheu aus.

»Tom, da ist noch etwas«, sagte Schenk und räusperte sich, während er seine Sitzposition leicht änderte. »Hunt hat in der Nacht, bevor das alles passiert ist – das Feuer und so weiter –, eine Notiz geschrieben. Man hat sie in seinem Büro gefunden. Es scheint, dass er sie aufgeschrieben hat, nachdem Sie ihn angerufen und gebeten haben, Sie da draußen abzuholen – nachdem Sie das Haus gefunden hatten.«

Der Beiklang in Schenks Stimme warnte Tom, dass er gleich etwas hören würde, worauf er noch nicht vorbereitet war. »Eine Notiz?«, fragte er misstrauisch. »Was für eine?«

»Über Sie. Er schrieb, dass er glaubte, Sie stünden vielleicht am Rande eines psychotischen Schubes ... so hat er es genannt, glaube ich.«

»Haben Sie diese Notiz gesehen?«

»Ja. Sie ist in seiner eigenen Handschrift verfasst. Im Wesentlichen steht darin, dass er den Verdacht hat, dass Sie vielleicht ein Doppel Leben führen.«

Toms Fall nahm mit atemberaubender Geschwindigkeit Gestalt an. Es war eine Sache von Stunden, bis aufgrund der sorgfältig aufgezeichneten Befürchtungen Brendan Hunts bestimmte Routineuntersuchungen anliefen. Als Erstes musste Tom seine Kreditkartenauszüge und Handy-Anruflisten vorlegen, so weit sie zu-

rückreichten. Dadurch wurde es möglich, seine Bewegungen mit den letzten bekannten Sichtungen der sieben Mädchen zu vergleichen, deren Überreste im Keller des Hauses aufgefunden worden waren. In jedem einzelnen Fall war Tom nahe genug gewesen, um derjenige zu sein, der für das Verschwinden der Mädchen verantwortlich war. Unfähig, sich zu bewegen, lag er in seinem Krankenhausbett und hörte sich fassungslos an, welche Beweise gegen ihn aufgetürmt wurden.

»Um Gottes willen, Brendan Hunt hat mich all die Jahre gekannt! Wir sind in Verbindung geblieben. Wir haben über Julia geredet. Wir haben über alles Mögliche geredet – über meine Arbeit, wohin ich gereist bin, welche Projekte ich plante ... Er muss mir gefolgt sein und die Mädchen geschnappt haben, damit er mir eine Falle stellen konnte. Sehen Sie das denn nicht?«

Murray Schenk und die beiden Detectives, die ihn bei seinem zweiten Besuch begleiteten, hörten mit versteinerten Mienen zu.

»Was ist mit der Garage in Broadlands?«, fragte einer von ihnen.
»Sie ist seit acht Jahren auf Ihren Namen vermietet.«

»Hat mich da schon mal jemand gesehen? Den Mann, der ich sein soll?«

»Alles wurde durch Banken und Makler abgewickelt. Man hat die Zahlungen zu einem Konto auf den Bahamas zurückverfolgt – ebenfalls auf Ihren Namen.«

»Aber jemand muss doch gesehen haben, wie dieser Mann gekommen und gegangen ist!«

»Man hat bloß einen Mann mit dunkler Brille, Schnurrbart und Hut gesehen. Und das könnte jeder sein.«

Das Schweigen, das nun einsetzte, ließ erkennen, dass »jeder«, soweit es die Polizei betraf auch Tom sein konnte.

»Wir haben im Kofferraum Ihres Wagens einen falschen Schnurrbart, eine dunkle Brille und einen Hut gefunden«, sagte

Schenk.

»Das war nicht mein Wagen!«

»Der Mercedes ist auf Ihren Namen zugelassen.«

»Sind Sie sicher, dass Sie Hunts Wohnung genauso gründlich durchgekämmt haben wie seine Praxis?«, fragte Tom verzweifelt.

»Mit dem Läusekamm. Alles ist in bester Ordnung. Es gibt keine losen Enden.«

»Da muss irgendetwas sein, irgendwo! Es ist unmöglich, dass jemand alles so perfekt arrangiert. Es muss einen Überweisungsbeleg geben, eine Quittung, Aufzeichnungen in irgendeinem Bankschließfach ... *irgendetwas*, das den Beweis liefert, dass Hunt alles arrangiert hat.«

»Wir arbeiten daran, Tom«, sagte Murray Schenk mit Unbehagen. Er wollte diesem Mann glauben, den er inzwischen gern hatte – aber das war schwer, wenn jeder Tag neue und schreckliche Enthüllungen brachte. »Wenn Sie meinen Rat wollen ... Sie sollten sich einen guten Anwalt besorgen, und zwar schnell.«

Als Erstes überprüfte der Anwalt, ob es möglicherweise DNA-Beweise gab. Anhand der menschlichen Überreste, die in dem Haus gefunden worden waren, konnte der Mörder nicht identifiziert werden. Es gab nur die Indizien, die jedoch alle auf Tom hindeuteten. Der Anwalt machte den Vorschlag, Julia zu hypnotisieren, in der Hoffnung, dass sie sich an die Vorfälle im Keller erinnerte – an genug Einzelheiten zum mindesten, um die Geschichte ihres Vaters zu bestätigen. Der Anwalt wies jedoch darauf hin, dass keineswegs sicher sei, dass solche Zeugenaussagen von einem Gericht als unvoreingenommen oder auch nur als zulässig angesehen würden. Dennoch war es ihre beste Chance. Doch für Tom war offensichtlich, dass der Anwalt glaubte, einen Fall zu vertreten, der nicht zu gewinnen war, und seine Aktivitäten nur zum Schein

entwickelte.

Tom und Clare diskutierten, ob sie Julia in die Sache hineinziehen sollten. Clare saß an Toms Bett und hielt seine Hand. Nicht einen Augenblick hatte sie in ihrer Überzeugung geschwankt, dass er unschuldig war, doch ihre Sorgen und Ängste zeigten sich in den dunklen Schatten unter ihren Augen und den Falten, die sich in den letzten zwei Wochen um ihre Mundwinkel eingegraben hatten.

»Wenn es unsere einzige Chance ist, müssen wir sie nutzen«, sagte sie.

Doch Tom hatte gründlich darüber nachgedacht und war bereits zu einer Entscheidung gekommen. »Das werde ich auf keinen Fall zulassen«, entgegnete er entschieden. »Julia hat das alles schadlos überstanden. Aber wenn wir sie die ganze Sache noch einmal durchleben lassen ... wer weiß, welche Folgen das hat.«

»Und was ist mit den Folgen, wenn wir es nicht tun?«

»Ich werde meine Chancen nutzen. Tut mir Leid, Clare. Es tut mir alles schrecklich Leid, aber wir haben keine andere Wahl.«

VIERTER TEIL
Das Leben danach

56

»Sie glauben also selbst jetzt noch, dass Ihr Vater unschuldig ist?«
»ja.«

Die alte Frau wendet ihren Blick vom Fenster ab, vor dem sich in der flimmernden Sommerhitze ein grandioser Blick über Chicagos Skyline am Lake Michigan bot. Ihre Augen haben etwas Undurchdringliches an sich. Ich weiß nicht, ob es Traurigkeit ist oder höflich verborgene Antipathie oder vielleicht bloß Ausdruckslosigkeit.

»Nun, ich muss sagen, dass Ihnen solche Loyalität Ehre macht. Ich hätte mir dasselbe von meinen beiden Kindern erhofft, wenn ich es gebraucht hätte und wenn sie noch leben würden.«

Plötzlich liegt ein Ausdruck offener Abneigung in ihrem Blick. Sie will mich hier nicht haben und bereut, dass sie sich einverständigen erklärt hat, mich zu empfangen.

»Miss Freeman ...« , sagt sie und stockt, und ich weiß, dass sie mir gleich sagen wird, dass das Gespräch beendet ist, »ich weiß nicht, was Sie von mir erwartet haben, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Es tut mir Leid für Sie – und nur für Sie –, dass Ihr Vater seit dreizehn Jahren im Gefängnis ist. Was mich angeht, freue ich mich, dass er bis zu seinem Lebensende hinter Gittern schmoren muss. Er hat meinen Sohn getötet, und er hat mindestens sieben Mädchen auf dem Gewissen, und beinahe hätte er auch Sie getötet.«

Sie muss fast achtzig sein, aber sie hat eine stählerne Selbstbeherrschung und einen scharfen Verstand. Und sie ist sehr zornig. Ich verstehe das, aber ihr Zorn wird es ihr schwer machen, mir zu helfen.

»Mrs. Hunt«, sage ich und wiederhole dann das Argument, das ich im Laufe der vergangenen Jahre oft und gegenüber sehr vielen Menschen vorgebracht habe: »Wenn mein Vater die Absicht gehabt hätte, mich zu töten, warum hätte er mich dann aus dem Feuer retten sollen?«

Sie blickt verächtlich zur Seite, als wäre meine Frage ihre Zeit nicht wert. »Ich weiß nicht, wie kriminelle Gehirne funktionieren«, entgegnet sie schroff, »und noch weniger *verrückte* kriminelle Gehirne. Außerdem war es kein spezielles Interessengebiet meines Sohnes. Deshalb bin ich nicht überrascht, dass er den Wahnsinn Ihres Vaters nicht erkannt hat, bis es zu spät war.«

»Das beantwortet nicht die Frage, Mrs. Hunt«, entgegne ich. »Wäre mein Vater als verrückter Krimineller betrachtet worden, hätte man ihn niemals vor Gericht gestellt.«

Wieder schleuderten ihre Augen Blitze in meine Richtung. »Aber er *wurde* vor Gericht gestellt, und er *wurde* für schuldig befunden.«

»Ich stelle das Urteil infrage.«

Sie seufzt ungeduldig – ein kurzes, scharfes Ausatmen, das mich warnt, dass meine Zeit abläuft.

»Das ist sinnlos«, sagt sie und macht eine knappe Handbewegung, als wollte sie Staub fortwischen. Sie sitzt kerzengerade auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehre und trägt ein langes, schwarzes Kleid mit hohem Rüschenkragen, das zu warm für dieses Wetter wäre, doch das Zimmer wird von einer Klimaanlage fast unterkühlt. Ich frage mich, ob sie im Gedenken an ihre toten Kinder immer Schwarz trägt. Ich frage mich, ob sie jemals ausgeht. Irgendetwas an ihr lässt mich daran zweifeln. Irgendwas an ihr lässt mich an Mrs. Havisham in Charles Dickens' Roman *Große Erwartungen* denken, obwohl das Apartment geräumig und hell ist. Mit dem strengen, sehr kurzen Schnitt ihres silbernen Haares erinnert sie mich an eine despottische Ballettlehrerin, die mit ihrem Stock

auf dem Boden des Ballettsaals den Takt schlägt, um ihre Schüler zu terrorisieren.

»Vor dem Prozess«, setze ich wieder an und versuche, so zu klingen, als hätte ich noch etwas zu sagen, das ihre Aufmerksamkeit verdient, »wollten die Anwälte meines Vaters mich hypnotisieren lassen, damit ich mich an diesen Tag erinnere. Vater hat es nicht erlaubt. Er wollte mich beschützen, obwohl er wusste, dass ich unter Hypnose seine Version der Geschehnisse bestätigt hätte.«

Diesmal bläst sie die Luft durch die Nase aus. Es ist ein sorgfältig bemessenes, verächtliches Schnauben.

»Wollen Sie andeuten, ein Gericht hätte die Aussage eines Kindes akzeptiert? Eine Aussage, die sich obendrein auf Hypnose stützt?«

»Nein. Heute ist mir klar, dass es nichts zur Verteidigung meines Vaters beigetragen hätte. Der Richter hätte die Aussage abgewiesen.«

»Außerdem hätten Sie sich genauso gut an eine Version der Ereignisse erinnern können, die im Widerspruch zum Plädoyer Ihres Vaters auf Unschuld steht – was gewiss erklären würde, warum er sich so um Ihr Wohlergehen sorgte.«

Die letzten Worte werden mit beißendem Sarkasmus ausgesprochen, der keinen Zweifel lässt, dass ich bei dieser Frau gescheitert bin. Als wir unser Gespräch begonnen haben, war sie nur eine Gegnerin; jetzt ist sie eine Feindin.

Aber ich kann nicht aufgeben. Ich muss weitermachen, muss es wenigstens versuchen.

»Doch als ich mich später freiwillig hypnotisieren ließ, als ich alt genug war, diese Entscheidung selbst zu treffen, habe ich mich an alles erinnert, was an dem Tag geschehen ist. Ihr Sohn wurde getötet durch paranormale Erscheinungen Melanie Hagans und all der anderen Mädchen, die er ermordet hat.«

»Das werde ich mir nicht anhören!« Sie schlägt mit der flachen Hand auf die Armlehne ihres Sessels.

»Es ist die Wahrheit. Und ich werde es beweisen!«

Ich verliere die Beherrschung, genau wie sie. Aber ich *muss* mich beherrschen. Einen Augenblick glaube ich, dass sie aufspringen wird, aber sie dreht nur ihren Sessel herum, um mich direkt anzusehen.

»Ich will Ihnen einen guten Rat geben, Miss Freeman.« Aus ihrem Mund klingt es eher wie ein Ultimatum. »Geben Sie diese Besessenheit auf, und leben Sie Ihr Leben weiter. Sie sind eine attraktive junge Frau. Wie alt sind Sie?«

»Dreiundzwanzig.«

»Sie haben Ihr Leben noch vor sich. Ihr *eigenes* Leben. Leben Sie es.«

Sie starrt mich durchdringend an, erwartet irgendein Zeichen, irgendeine Bestätigung, dass ihre Botschaft angekommen ist. Ich senke den Blick und schaue auf meine Hände, die ich im Schoß gefaltet habe.

»Mrs. Hunt«, sage ich mit ruhiger Stimme, bleibe respektvoll und höflich, versuche zugleich aber, ihr deutlich zu machen, dass ich nicht einfach gehen und die Sache auf sich beruhen lasse. »Mrs. Hunt, ein Jahr, nachdem Ihre Tochter starb, starb auch Naomi Chase, ihre beste Freundin. Ich habe die Berichte im Staatsarchiv gelesen. Es war ein besonders abscheuliches Sexualverbrechen ...«

Sie ist auf den Beinen, noch ehe ich meinen Satz beendet habe. Aus irgendeinem Grund habe ich mit der Erwähnung von Naomi die Grenze überschritten.

»Wollen Sie damit andeuten, Mrs. Freeman, dass es irgendeine Verbindung zwischen den beiden Ereignissen gab?«

Ich bleibe sitzen und schaue zu ihr hoch. Ihr Gesicht hat sich zu einer Maske tiefster Verachtung verzerrt.

»Sagen Sie mir jetzt nicht, dass Ihnen dieser Gedanke nie gekommen ist, Mrs. Hunt.«

Ihre Pupillen werden zu schwarzen Stecknadelköpfen aus schiefer Wut. Ich rechne damit, dass sie mich schlägt, doch sie hält sich zurück.

»Verschwinden Sie, Mrs. Freeman. Verlassen Sie meine Wohnung. Sofort!«

Es gibt nichts mehr, was ich sagen könnte. Ich stehe auf, gehe zur Tür und lasse hinter mir ein Schweigen zurück, das so mit Spannung und Feindseligkeit aufgeladen ist, dass ich mit einer Explosion rechne. Oder mit einem Schlag. Oder auf irgendetwas Spitzes, Scharfes, das mir tief zwischen die Schulterblätter gerammt wird.

Natürlich geschieht nichts dergleichen, und ich habe auch nicht ernsthaft damit gerechnet. Dennoch, der Weg zum Aufzug ist lang, und ich bin ebenso erleichtert wie enttäuscht, als ich mich wenige Minuten später auf der Straße wiederfinde.

Ich gehe am Seeufer entlang. In der Luft liegt eine seltsame Stille, als ob die Natur den Atem anhält und voller Boshaftigkeit darauf wartet, den Sturm zu entfesseln, der bald kommen muss. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir, dass Brendan Hunts Mutter etwas verbirgt oder zumindest irgendetwas vermutet, das sie verborgen hält. Es war die Art und Weise, wie sie reagiert hat, als ich den Tod ihrer Tochter mit dem Tod von Naomi Chase in Verbindung brachte. Sie war über diese Verbindung nicht überrascht gewesen, nur wütend und bestürzt, dass ich sie entdeckt hatte. In all den Jahren, in denen ich versucht habe, alles über Brendan Hunt herauszufinden, was ich konnte, war mir nichts so verdächtig erschienen wie die zeitliche Nähe des Todes dieser beiden Mädchen, als er noch ein Junge war.

Ich bin auf dem Weg zu Samantha und Warren Chase, Naomis Eltern. Sie haben freundlich auf meinen Brief geantwortet und sich bereit erklärt, mich zu treffen, und sie waren sehr hilfreich am Telefon, als ich sie angerufen habe, um einen Termin abzusprechen. Ich überprüfe noch einmal ihre Adresse auf dem Stadtplan, den ich gekauft habe. Ich überschlage, dass ich genug Zeit habe, um zu Fuß zu gehen, sodass ich das Taxigeld sparen kann. Aber ich muss langsam gehen; ich möchte nicht von der Hitze gerötet und schwitzend bei ihnen auf der Schwelle stehen.

Es ist mein erster Besuch in Chicago. Es ist eine schöne Stadt, und die Hochhäuser im Zentrum funkeln wie riesige Schmuckkästen, die sich der Sonne öffnen. Ich wünschte, ich hätte Zeit, mir alles anzuschauen und es richtig kennen zu lernen. Vielleicht werde ich das eines Tages nachholen. Vielleicht werde ich eines Tages

für viele Dinge Zeit haben – zum Beispiel, mein eigenes Leben zu leben, wie Mrs. Hunt mir aus eigenem Interesse nahe gelegt hat.

Auch mein Vater hat mir diesen Rat mehr als einmal gegeben. Ich musste ihm versprechen, mein Leben nicht mit dem Versuch zu vergeuden, seinen Namen reinzuwaschen. Aber ich werde natürlich genau das tun. Jedes Mal, wenn ich ihn sehe, eingesperrt hinter dieser gläsernen Trennwand, weiß ich, dass ich nicht anders kann. Vater ist im Gefängnis eigentlich nicht alt geworden, vielmehr ein Mann ohne Alter. Seine Haut spannt sich über den Knochen, und sein Haar ist grau und kurz geschnitten. Er treibt viel Sport, weil es sonst so wenig anderes zu tun gibt. Er ist jetzt siebenundfünfzig und hat einen schlanken, durchtrainierten Körper, was bei vielen Lebenslänglichen zu beobachten ist.

Die Chases wohnen in einem großen Haus im Western-Stil an einer breiten Allee. Auch wenn ich nur wenig über die Architektur in Chicago gelesen habe, so kann ich doch den Einfluss von Frank Lloyd Wright erkennen. Es gibt großen Reichtum in dieser Stadt, und ich weiß, dass die Familie Chase, wie die Hunts, ihren Anteil daran genossen hat.

Ein Hausmädchen öffnet die Tür, eine Puertorikanerin, nehme ich an. Sie lächelt freundlich und bittet mich, ihr zu folgen. Ich werde in einen offenen Wohnbereich geführt, dessen eine Seite ganz aus Glas besteht und den Blick auf einen umschlossenen Garten mit einem felsigen Wasserfall und sattgrünen Moosen und Farnen gewährt; hier und da sind leuchtende bunte Farbtupfer in dem tiefen Grün zu sehen. Warren Chase steht dort und erwartet mich. Er ist groß, leger gekleidet mit natürlicher Eleganz. Ich ergreife seine ausgestreckte Hand.

»Nochmals vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, mit mir zu sprechen.«

»Keine Ursache. Sie sind herzlich willkommen.« Er muss in den

Siebzigern sein und wirkt wie ein pensionierter Hochschullehrer, nicht wie der Manager aus der Luftfahrtindustrie, der er gewesen ist. »Meine Frau wird gleich zu uns kommen«, sagt er. »Nehmen Sie bitte Platz.«

Doch er hat gesehen, wie mein Blick über die Familienfotos schweift, die in der Nähe aufgestellt sind. Ich weiß, dass sie außer Naomi noch zwei weitere Kinder haben, einen älteren Sohn und eine jüngere Tochter, die bereits eigene Kinder haben. Er nimmt ein Foto nach dem anderen in die Hand, um sie mir zu zeigen und die Namen zu nennen. Zusätzlich gibt es noch wenigstens ein halbes Dutzend Bilder von Naomi, von ihren ersten Schritten bis zu einem, das nicht lange vor ihrem Tod aufgenommen worden sein musste. Es zeigt die ganze Familie auf ihrem Boot draußen auf dem See. Cassie Hunt, ihre beste Freundin, ist auch dabei. Die Fotos kommentiert Warren Chase nicht; er weiß, dass ich die Mädchen erkenne.

Als wir in den anderen Raum zurückkehren, sehe ich, dass Mrs. Chase sich still zu uns gesellt hat. Sie ist eine zarte, hübsche Frau, deren Bewegungen ein wenig an einen Vogel erinnern, mit einem rasch aufblitzenden Lächeln, das ihr Gesicht aufleuchten lässt. Sowohl sie als auch ihr Mann, das kann ich bereits erkennen, haben die Gabe, für andere da zu sein und ihre ganze Aufmerksamkeit dem zu schenken, mit dem sie gerade sprechen, wer immer es sein mag. Jedenfalls geben sie mir dieses Gefühl. Es ist eine besondere Art der Freundlichkeit, die vielleicht entsteht, wenn man in seinem Leben eine Tragödie erlebt hat, die einen sensibler macht für die Schmerzen und Bedürfnisse der anderen.

Das Hausmädchen stellt ein Tablett mit Tee und einigen Kleinigkeiten zu essen auf einen Couchtisch. Mrs. Chase sitzt neben mir und schenkt mir ein.

»Ihr Brief hat uns beide tief berührt, Miss Freeman«, sagt sie.

»Wir wissen nicht viel über den Fall Ihres Vaters, nur was Sie uns erzählt haben. Aber er muss ein glücklicher Mann sein, dass er eine Tochter hat, die alles für ihn tut.«

»Danke«, sage ich leise. Es macht mich immer verlegen, wenn man mir Komplimente macht, dass ich etwas tue, was ich ohnehin tun muss. Wie könnte ein Kind nicht dasselbe für den Vater tun? Ich bin nichts Besonderes.

»Wie ist Ihr Besuch bei Judith Hunt verlaufen?«, fragt Warren Chase.

Ich schildere es kurz. Er nickt gedankenvoll, als wäre es ziemlich genau das, was er erwartet hat.

»Judith hat sich im Lauf der Jahre immer mehr von der Welt zurückgezogen. Wir waren einmal gute Freunde, aber jetzt sehen wir uns kaum noch. Nach Cassies Tod ist ihre Ehe zerbrochen, und sie hat eine lange, schlimme Zeit durchgemacht. Letztendlich hat sie sich daraus befreit, aber sie war nicht mehr dieselbe. Das ist ja zu verstehen. Brendans Tod hat ihr dann den Rest gegeben.«

Ich erwähne nicht die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Tod der beiden Mädchen – noch nicht. Stattdessen sprechen wir darüber, wie ich mich darangemacht habe, alles zu erfahren, was es über Brendan Hunt herauszufinden gab, und jeden aufzuspüren, der ihn jemals gekannt hat. »Ich habe nur die offiziellen Berichte über Cassie Hunts Tod gelesen«, sage ich. »Dazu noch das Material, das ich in den Zeitungsarchiven gefunden habe. Ich habe mich gefragt, ob Sie etwas wissen, das nicht veröffentlicht wurde.«

Sie tauschen einen Blick. Ich glaube, dass ich vielleicht einen empfindlichen Punkt berührt habe, der zwischen ihnen unausgesprochen geblieben war. Warren Chase antwortet vorsichtig auf meine Frage und wählt jedes Wort mit Bedacht.

»Brendan war der Letzte, der seine Schwester lebend gesehen hat. Ihm zufolge hat er versucht, sie zu retten, aber es scheint, dass

er nicht genug Kraft hatte.«

Ihm zufolge? Es scheint?

»Hatten Sie jemals den Verdacht, dass mehr dahinter steckt?«, frage ich.

Wieder treffen sich ihre Blicke, bevor Warren Chase fortfährt: »Wir haben von Naomi haarsträubende Geschichten darüber gehört, was sie damals alles ausgeheckt haben, und über die Kämpfe zwischen den beiden. Damals haben wir es einfach als die übliche Rivalität zwischen Bruder und Schwester abgetan. Aber nach dem, was passiert ist ...«

Er öffnet leicht die Hände, um eine offene Frage anzudeuten, und möglicherweise einen offenen, unvoreingenommenen Geist. Ich bemerke, wie seine Frau ihn immer noch anschaut und den Verdacht bestärkt, den meine Fragen nach und nach aufkommen lassen.

Ich frage: »Wurde Brendan Hunt jemals über den Tod seiner Schwester vernommen?«

»Nur kurz«, antwortet Warren Chase, »gerade genug, um die Fakten zu ermitteln, so wie er sich daran erinnerte. Der Gerichtsmediziner ist zu dem Schluss gekommen, dass es ein Unfalltod war.«

Ich lasse einen Augenblick das Schweigen zwischen uns hängen, bevor ich meine nächste Frage stelle. »Was den Mord an Ihrer Tochter betrifft – sehe ich es richtig, dass es in dem Fall nie einen Verdächtigen gegeben hat?«

»Die Polizei ist nie auf eine ernst zu nehmende Spur gestoßen«, sagt Chase. »Die Beamten hatten die Vermutung, dass es irgendein umherstreifender Killer gewesen ist, der am nächsten Morgen wahrscheinlich schon wieder meilenweit entfernt war.«

»Es gab keine Fingerabdrücke im Haus außer denen von Familie und Freunden?«

»Korrekt.«

»Aber bei diesen Fingerabdrücken waren auch einige von Brendan Hunt?«

»Es war das Haus meiner Schwester«, erklärt Samantha Chase. »Brendan ist dort genauso oft ein und aus gegangen wie alle anderen.«

»Was ist mit DNA-Spuren?«

Warren Chase macht wieder eine dieser unbestimmten Gesten mit Händen und Schultern, die Bände sprechen über sein Bedauern, was alles möglich gewesen wäre. »Das alles war vor gut fünfzehn Jahren, bevor Methoden zur DNA-Typisierung zur Verfügung standen«, sagt er.

»Aber es muss ... Spuren gegeben haben.« Es ist das vorsichtigste und neutralste Wort, das mir einfällt für das, was ich meine. Ich habe Berichte über den Fall gelesen, und man kann es kaum ertragen, auch nur daran zu *denken*, was ihrem Kind angetan wurde. »Wenn irgendetwas erhalten geblieben ist, könnte man die Tests auch jetzt noch durchführen.«

Samantha Chase blickt auf den Boden, als wollte sie vor diesen Gedanken flüchten. Ihr Mann runzelt die Stirn und scheint einen Augenblick nicht mehr weiter zu wissen, vielleicht weil er verlegen ist oder sogar wütend über das, was er mir zu sagen hat. »Es ist einfach unbegreiflich, aber offenbar wurde rein gar nichts aufbewahrt. Ich habe in den Achtzigerjahren nachgefragt, als ich zum ersten Mal etwas über DNA-Profile gelesen habe. Ich konnte kaum glauben, was man mir sagte. Es ist schon richtig, dass niemand vorhersehen kann, welche technischen Durchbrüche es in zehn oder fünfzehn Jahren geben mag, und man kann nicht auf alles vorbereitet sein. Aber man sollte doch meinen, im Fall eines ungeklärten Verbrechens ...«

Er schüttelt den Kopf und lässt den Satz, wenn auch nicht seine

Bedeutung, unvollendet.

»Also hat niemand Brendan Hunt mit dem Mord an Ihrer Tochter in Verbindung gebracht«, sagte ich nach einer kleinen Pause.

»Die Frage hat sich nie gestellt, weil sie niemandem in den Sinn gekommen ist. Mein Gott, er war doch noch ein Kind.«

»Ich habe so ein Gefühl, dass seiner Mutter dieser Gedanke sehr wohl gekommen sein könnte«, sage ich, »obwohl sie es nie eingestehen würde, nicht einmal sich selbst.«

Keiner sagt etwas. Dann bemerkt Samantha Chase: »Wenn das der Fall ist, könnte es einiges erklären. Über Judith, meine ich.«

Wieder wechselt sie einen Blick mit ihrem Mann, eine stumme Verständigung. Er nickt zustimmend zu dem, was sie gerade gesagt hat.

»Immerhin, Miss Freeman ...«, sagt er und fügt dann einen Nachgedanken hinzu: »Julia, wenn ich Sie so nennen darf ...«

»Aber gern«, entgegne ich und bin erleichtert, die Förmlichkeiten ablegen zu können.

»Wissen Sie, Julia, ich wäre niemals, in meinen wildesten Träumen nicht, auf solch eine Idee gekommen wie die, die Sie gerade angedeutet haben. Keiner von uns beiden. Aber im Licht dessen, was Sie uns erzählt haben ...«

Wieder lässt er den Satz unbeendet, wenn auch der Gedanke vollständig ist.

»Ich habe keinen Beweis«, sage ich. »Und offenbar sind die Chancen nicht sehr groß, jetzt noch Beweise zu finden. Aber ich danke Ihnen sehr, dass Sie mich angehört haben, und ...«

Plötzlich kann ich nicht mehr weiterreden. Eine Woge der Bedrücktheit und Hoffnungslosigkeit schlägt über mir zusammen. Wie hatte ich mich der Illusion hingeben können, letztendlich etwas zu finden? Irgendein lange vergessenes Detail, das mich zu der einen Entdeckung führen würde, die alles verändert? Nun

scheint es, dass ich gescheitert bin. Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist nicht zu bewältigen.

Ich muss jetzt gehen, und zwar schnell, bevor ich die Beherrschung verliere. Diese Menschen brauchen meine Tränen nicht. »Ich habe sie jetzt lange genug aufgehalten«, sage ich, muss mich aber räuspern und heftig schlucken, um die Worte überhaupt hervorzubringen.

Samantha Chase legt ihre Hand auf meine. »Bleiben Sie noch«, sagt sie. »Sie müssen mit uns zu Abend essen.«

»Sie sind sehr freundlich, aber ich ...«

»Nein, wirklich. Wir möchten es sehr gerne. Bitte bleiben Sie.«

Plötzlich begreife ich, wie sehr auch ich es möchte. »Ich danke Ihnen«, sage ich leise, beinahe flüsternd. Meine Augen brennen. Verdammt!

Aber ich halte durch. Es wird mir gut gehen.

Beim Abendessen fragt mich Warren Chase, was ich mache, wenn ich nicht damit beschäftigt bin, Teilzeitdetektivin zu spielen, auch wenn er es nicht mit diesen Worten sagt.

»Ich bin Krankenschwester«, antworte ich.

Sie nicken zustimmend, wie Menschen es oft tun, wenn sie das hören. Doch ein besorgter Ausdruck legt sich auf Samantha Chases Gesicht.

»Das muss Sie ja eine Menge Geld kosten – die Reise, die Nachforschungen und alles, was Sie sonst noch unternommen haben. Werden Sie von jemandem unterstützt?«

»Nein. Ich habe in letzter Zeit zusätzlich ein paar private Pflegeaufträge übernommen, die gut bezahlt werden.«

»Und Ihre Mutter?«, will Warren Chase wissen. »Sie wohnen bei ihr, sagten Sie. Wie wird sie mit alledem fertig?«

Sie hören mitfühlend meiner eher banalen Aufzählung des Offensichtlichen zu – dass das Leben für die Frau eines Mörders nicht einfach ist, eines Mannes, den die Presse »Monster aus dem Höllenhaus« getauft hat. Nachdem mein Vater festgenommen worden war, ging die Firma meiner Mutter den Bach runter. Ihre Kunden hatten sich in weniger als einer Woche verdünnt, jeder von ihnen händeringend und mit Entschuldigungen und Mitleidsbekundungen – was aber nichts daran änderte, dass niemand mehr mit dem Namen Freeman in Verbindung gebracht werden wollte, wie indirekt auch immer. Mutter musste das Haus in Saracen Springs verkaufen, und wir zogen in einen Vorort von Philadelphia – nahe genug bei dem Gefängnis, in dem mein Vater einsaß, sodass wir ihn besuchen konnten, ohne uns finanziell zu

übernehmen. Mutter fand Arbeit als freiberufliche Buchhalterin für mehrere Firmen, aber wann immer unsere Geschichte enthüllt wurde – was unweigerlich der Fall war –, wurde sie stillschweigend nicht mehr weiterbeschäftigt. Eine Zeit lang saß sie in einem Supermarkt an der Kasse, und in den letzten drei Jahren hat sie für eine Reinigungsfirma gearbeitet. Sie gehört zu einer Putzkolonne, die regelmäßig zwischen zehn Uhr abends und sechs Uhr morgens die Büros einer großen Versicherungsgesellschaft reinigt. An den Wochenenden verbringen wir so viel Zeit wie möglich miteinander und besuchen dann manchmal ihre Familie. Sie hat keine Freunde, abgesehen von einigen der Frauen, mit denen sie arbeitet. Die meisten sind Mexikanerinnen, zwei stammen aus Osteuropa.

»Und Sie?«, fragt Samantha Chase. »Hatten Sie Probleme in der Schule?«

»Einmal musste ich die Schule wechseln«, antworte ich, »als die Anpöbeleien und Belästigungen zu schlimm wurden. Aber das war nur in der ersten Zeit nach dem Prozess so. Später wurde es besser. Freeman ist kein allzu ungewöhnlicher Name. Die Leute haben nicht immer von selbst die Verbindung hergestellt.«

Es ist fast zehn, als ich gehe. Warren Chase hat darauf bestanden, mir ein Taxi zu rufen, das trotz meines Widerspruchs bereits über ein Konto bei Chases Firma bezahlt ist. An der Tür nehmen beide mich in den Arm. »Also, vergessen Sie nicht«, sagt Warren und legt mir mit ausgestreckten Armen die Hände auf die Schultern, »wenn wir Ihnen irgendwie helfen können, egal wie, müssen Sie es nur sagen.«

»Ja, bitte. Wir meinen es wirklich ernst damit«, fügt seine Frau hinzu.

»Vielen Dank«, sage ich und fühle, wie mir wieder Tränen in die Augen steigen, und ich weiß, dass ich gehen muss, bevor ich wirk-

lich losweine. »Ich werde daran denken.«

»Und lassen Sie unbedingt von sich hören«, sagt Warren.

»Ganz bestimmt«, verspreche ich.

Ich bin für das Taxi dankbar, denn ich bin müder, als mir bewusst gewesen ist. Auch liegt mein Hotel in einem Stadtviertel, wo mir nachts die Atmosphäre nicht gefällt. So, wie der Taxifahrer beschleunigt, nachdem er mich abgesetzt hat, nehme ich an, dass es ihm nicht anders geht. Ich gehe rasch die drei, vier Stufen zum Hoteleingang hinauf und strecke gerade die Hand nach der Klingel aus, um den Nachtportier zu rufen, dass er mir die Tür öffnet, als ich mehr spüre als sehe, dass jemand mich beobachtet. Ich blicke über die Schulter, was wahrscheinlich ein Fehler ist: Ich sollte den Unbekannten ignorieren, den Klingelknopf drücken und mich drinnen in Sicherheit bringen.

Die Straße ist nur stellenweise beleuchtet, und ich kann lediglich die Silhouette eines Mannes erkennen. Er ist schlank, nicht sehr groß und scheint einen langen Mantel zu tragen. Als ich zu ihm blicke, kommt er einen Schritt nach vorn.

»Miss Freeman?«, fragt er.

»Ja?«, frage ich misstrauisch zurück, erstaunt, meinen Namen zu hören.

»Julia Freeman?«

»Ja.«

Meine Hand ist immer noch ausgestreckt, um zu klingeln, doch aus irgendeinem Grund zögere ich. Der Mann kommt einen weiteren Schritt auf mich zu. Jetzt kann ich sein Gesicht sehen. Es ist schmal, glatt rasiert und wirkt bleich. Sein pechschwarzes Haar ist straff zurückgekämmt und glänzt vor Haargel. Sein Alter ist schwer zu schätzen; er könnte vierzig sein, aber auch zehn oder mehr Jahre älter. Wir sehen uns an. Ich blicke von den Stufen zu ihm hinunter, er zu mir herauf. Er scheint etwas sagen zu wollen,

überlegt es sich dann aber anders. Einen Augenblick habe ich das seltsame Gefühl, dass er ebenso wenig weiß, was er hier tut, wie ich selbst.

»Kann ich Ihnen helfen?«, frage ich.

»Ich ... ich glaube, wir sollten miteinander reden«, erwidert er, als würde es ihn Mühe kosten, diesen Entschluss zu fassen.

»Worüber?« Ich bewege mich immer noch nicht von der Hoteltür weg, wenn ich auch inzwischen den Arm habe sinken lassen.

Er runzelt die Stirn, als hätte er Mühe, sich daran zu erinnern, warum er mit mir sprechen will. Er hat etwas Fremdartiges an sich, irgendetwas, das nicht stimmt. Ich werde langsam unruhig.

Aber dann sagt er: »Es geht um Brendan Hunt. Ich glaube, ich kann Ihnen helfen.«

Die Straße ist merkwürdig ruhig – ruhiger, als ich es in den vergangenen Tagen erlebt habe, die ich hier war. Ein vereinzeltes Fahrzeug überquert in der Ferne eine Kreuzung, doch davon abgesehen gibt es keinen Straßenverkehr, noch sehe ich Fußgänger.

Ich bin zum Bürgersteig hinuntergestiegen und stehe dem Mann nun gegenüber. Er ist kleiner als ich. Die Hände hat er tief in den Manteltaschen vergraben. Er könnte ein Messer oder eine Waffe zücken, doch irgendwie glaube ich nicht, dass er das vorhat.

»Wer sind Sie?«, frage ich.

Er runzelt die Stirn und blickt auf den Boden. Ich kann nicht erkennen, ob er überlegt, seinen Namen zu nennen oder nicht, oder ob er sich an seinen Namen zu erinnern versucht.

»Lenny Reardon«, sagt er schließlich und sieht mich direkt an, als wäre er sich über irgendetwas klar geworden und wüsste nun, was er zu tun hat. »Ich heiße Lenny Reardon«, wiederholt er. »Ich war mit Brendan Hunt zusammen in der Schule. Ich ... also, ich hätte Ihnen das schon vor einiger Zeit geben sollen ... Ihnen oder jemand anderem. Es hätte vielleicht alles geändert.«

Ohne dass ich es richtig mitbekommen habe, hat er eine Hand aus der Tasche gezogen und in die Innentasche seines Mantels gegriffen. Nun hält er mir ein gefaltetes Blatt Papier entgegen.

»Was ist das?«

»Sie werden schon sehen. Bitte nehmen Sie es.«

Ich tue, was er sagt, und entfalte das Papier im Licht der Straßenlaterne. Es ist ein vergilbter Artikel, aus einer Zeitungsseite ausgeschnitten. Er ist auf Deutsch, eine Sprache, die ich eine Zeit lang in der Schule gelernt habe, von der ich aber kein Wort mehr sprechen

kann.

Wie als Antwort auf die Frage, die ich ihm gerade stellen will, zeigt er auf das verwaschene Bild eines Mädchens von vielleicht sechzehn Jahren. Der Bildunterschrift zufolge heißt sie Hanna. Den Familiennamen kann ich kaum lesen, geschweige denn aussprechen.

»Wir haben mit der Klasse mal eine Reise nach Deutschland gemacht«, erklärt Lenny Reardon. »Eines Abends in Hamburg hat man uns für ein paar Stunden von der Leine gelassen. Wir sind durch die Striplokale und Pornoläden gezogen, offensichtlich genau das Richtige für einen Haufen geiler Fünfzehnjähriger aus dem Mittelwesten. An dem Abend habe ich Brendan Hunt mit diesem Mädchen in einer Spielhölle gesehen. Ich konnte nur einen kurzen Blick auf sie werfen, bin aber sicher, dass es dieses Mädchen hier war. Dann sind sie beide verschwunden. Als ich Brendan später wiedersah, habe ich ihn gefragt, was mit dem Mädchen los sei. Er sagte, dass es kein Mädchen gäbe, dass ich mich irren müsse. Dann, am nächsten Morgen, habe ich das hier in den Zeitungen gesehen.«

Er macht eine Pause und starrt immer noch auf den vergilbten Zeitungsausschnitt, als wäre der ein Stichwortzettel, auf dem er die richtige Stelle nicht findet.

»Was soll ich damit machen?«, frage ich ihn. »Inwiefern wird mir das helfen?«

»Ich habe Brendan nie erzählt, dass ich das gesehen habe. Ich habe es auch sonst niemandem erzählt. Ich wollte es einfach nicht glauben, nehme ich an. Oder ich konnte es nicht. Aber ich habe es die ganze Zeit aufbewahrt.«

»Sagen sie mir nur, was ich jetzt tun soll«, bitte ich ihn. »Ich verstehe überhaupt nichts.«

Nun sieht er mich an, und wieder habe ich das merkwürdige Ge-

ühl, dass er einen Augenblick braucht, um sich zu konzentrieren und sich ins Gedächtnis zu rufen, wer ich bin und warum er mit mir spricht.

»Überprüfen Sie das«, sagt er nach einer Weile, als wäre dieser Ratschlag eine von mehreren Alternativen, aus denen er wählen muss. »Ich hätte schon vor Jahren etwas tun sollen. Irgendwie ist es jetzt zu spät. Aber vielleicht auch nicht.«

Ich sehe ihn an und bete, dass er kein Verrückter ist, keiner dieser Wirrköpfe, die zur Polizei gehen und jedes größere Verbrechen gestehen, von dem sie hören.

»Behalten Sie es«, sagt er. »Es gehört jetzt Ihnen. Überprüfen Sie es. Ich muss jetzt gehen.«

Er macht ein paar Schritte rückwärts und sieht mich an, als wollte er sich versichern, dass ich ihn richtig verstanden habe; dann dreht er sich abrupt um und geht davon.

»Warten Sie«, sage ich rasch. »Wo kann ich Sie erreichen?«

Er bleibt stehen, dreht sich um und sieht mich an.

»Sie werden mich nicht brauchen. Das da ist alles, was Sie benötigen. Tun Sie nur, was ich gesagt habe – überprüfen Sie es.«

Er geht weiter. Ich fühle mich hilflos.

»Wie haben Sie von mir erfahren?«, rufe ich ihm nach.

»Das ist nicht wichtig«, ruft er zurück. »Tun Sie nur, was ich gesagt habe.«

Ich blicke wieder auf das Stück Papier in der unergründlichen Sprache und mit dem verwaschenen Foto eines Mädchens, das jeder und niemand sein kann. Ich muss wenigstens eine Telefonnummer von dem Mann bekommen und blicke hoch, um dem Mann noch einmal nachzurufen.

Doch er ist verschwunden. In der Ferne kann ich noch das leiser werdende Klappern seiner Schritte hören. Er muss nach links in eine Seitenstraße eingebogen sein, die ich von meinem Standort

aus nicht sehen kann, und ich habe keine große Lust, ihm in der Dunkelheit zu folgen. Ich werde ihn wiederfinden, wenn ich muss.
Lenny Reardon.

Im Augenblick brauche ich nur jemanden, der Deutsch versteht.

60

Es sind nur zwei Monate vergangen, doch sie sind mir wie Jahre erschienen.

Murray Schenk hat sich bereit erklärt, mir zu helfen. Er muss jetzt Mitte oder Ende siebzig sein, aber er hat sich nur wenig verändert. Er geht immer noch zum Angeln. Und er denkt immer noch an Melanie Hagan und meinen Vater. Er war sich nie ganz sicher, ob der Gerechtigkeit Genüge getan wurde, und das beunruhigt ihn zutiefst.

Sobald ich den Zeitungsartikel ins Englische hatte übersetzen lassen, brachte ich ihn Murray. Der Artikel enthielt alle Einzelheiten, die er benötigte, darunter den Namen des Polizeibeamten, der die Untersuchung geleitet hatte und der noch lebte, wie Murray nach ein paar Anrufen herausfand. Das Verbrechen selbst ähnelte in seiner Gewalttätigkeit und sexuellen Brutalität bemerkenswert dem Mord an Naomi Chase.

Ich beschloss, meiner Mutter nichts von den Ereignissen zu erzählen. Es wäre zu grausam, ihr Hoffnungen zu machen, nur um wieder enttäuscht zu werden. In ihren Augen liegt in diesen Tagen eine Abgestumpftheit und ein Ausdruck der Niederlage, die ich kaum ertragen kann. Ihr Gesicht ist faltig und schmal geworden, ihr Haar fast völlig weiß. Ich muss erst Gewissheit haben, bevor ich ihr etwas sage.

Für die Flüge nach Europa, die Anwaltsgebühren und andere, damit zusammenhängende Ausgaben habe ich mein Geld bis auf den letzten Cent verbraucht. Aber heute kam der Anruf. Jetzt habe ich Gewissheit.

Sie schluchzt wie ein Kind. Ich halte sie in den Armen.

Die Deutschen hatten DNA-Muster vom Tatort des Mordes aufbewahrt. Sie stimmen exakt mit denen von Brendan Hunt überein. Sowohl Murray Schenk als auch der Anwalt, der meinen Vater bei seinem Prozess verteidigt hat, erklären, dass der Fall zweifellos wieder aufgerollt wird. Außerdem gibt es keinen Zweifel, dass der Schulterspruch gegen meinen Vater aufgehoben und dass er freigelassen wird. Es wird eine Haftentschädigung geben, sagt unser Anwalt, wahrscheinlich eine beträchtliche Summe, auch wenn das meiner Mutter und mir wenig bedeutet. Dennoch wird das Geld nützlich sein. Meine Eltern werden ihre Existenz wieder ganz neu aufbauen müssen. Sie werden das Geld brauchen.

Ich habe meine Mutter ins Bett gebracht. Sie ist erschöpft. Ich habe ihr sogar vorgeschlagen, eine Schlaftablette zu nehmen. Dazu rate ich nur selten, doch sie ist zu aufgereggt, um ohne Tablette einzuschlafen, und sie braucht eine ruhige Nacht. Morgen wird sie aufwachen, und dann wird ihr dämmern, dass ihr Albtraum vorbei ist, dass die gute Nachricht, die sie nur zu träumen glaubte, tatsächlich wahr ist, und dass ihr Leben wieder neu beginnt.

Es klingelt an der Tür. Ich schaue auf meine Armbanduhr. Es ist nach elf. Ich weiß nicht, wer um diese Uhrzeit noch zu Besuch kommt. Ich blicke durch den Türspion, sehe Murray Schenk und öffne.

Irgendetwas in seinem Gesicht bewirkt, dass mein Herz sich verkrampft und einen Hohlraum in meiner Brust hinterlässt, der sich mit plötzlicher Angst füllt. Murray bringt schlechte Neuigkeiten, da bin ich sicher.

Irgendetwas ist schief gegangen.

»Keine Angst«, sagt er, »beruhigen Sie sich.« Er streichelt sanft meine Hand. »Ich möchte nur mit Ihnen reden. Es ist nichts passiert. Das heißt, ›nichts‹ kann ich eigentlich nicht sagen. Aber es muss nicht unbedingt etwas Schlechtes sein.«

Wir setzen uns ins kleine Wohnzimmer. Murray Schenk knöpft seinen Mantel auf behält ihn jedoch an, denn ich habe die Heizung abgedreht, und die Luft ist kühl. Er runzelt die Stirn und weiß nicht recht, wo er anfangen soll, oder wie.

»Dieser Reardon«, sagt er schließlich. »Sie sagten, dass Sie ihn im Telefonbuch nicht finden konnten. Nach dieser Nacht in Chicago haben Sie ihn nie wiedergesehen?«

»Nein. Das wissen Sie doch. Warum?«

Schenk kaut einen Augenblick auf der Unterlippe.

»Nun sagen Sie schon, Murray«, dränge ich ihn. »Was soll das alles?«

Er blickt mich an. »Nun, es macht jetzt eigentlich keinen großen Unterschied, weil wir diesen Artikel überprüft haben, so, wie er gesagt hat ... ja, es hat alles zusammengepasst.« Er macht eine kleine Pause. »Aber Sie haben diesen Zeitungsausschnitt nicht von Lenny Reardon bekommen. Deshalb hab ich mich gefragt, ob Sie mir sagen, woher Sie den Ausschnitt haben.«

Ich schaute ihn verwundert an. »Murray«, sage ich, »es ist genau so abgelaufen, wie ich es Ihnen erzählt habe. Warum sollte ich lügen?«

Er zuckt mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Vielleicht wollen Sie jemanden schützen. Oder der Kerl, wer immer es war, hat Sie angelogen, als er sagte, er sei Lenny Reardon.«

»Das kapiere ich nicht. Warum sollte er nicht Lenny Reardon sein?«

Murray Schenks Blick ist ruhig und fest, und in seinen Augen liegt ein Ausdruck, den ich nicht lesen kann. Vielleicht ist es ein Polizeitrick, oder bloß eine lebenslange Gewohnheit oder die instinktive Fähigkeit, seine wahren Gefühle vor der Person zu verbergen, mit der er gerade spricht.

»Lenny Reardon ist bei einem Verkehrsunfall in Texas umge-

kommen«, sagt er, »schon vor zehn Jahren.«

Einen Augenblick fürchte ich, ohnmächtig zu werden, und bin froh, dass ich sitze. Dann frage ich mich absurderweise, was passiert, wenn man sitzend ohnmächtig wird. Kippt man vornüber auf den Boden, oder fällt man nach hinten?

Murray Schenk beobachtet mich und meine Reaktion.

Ich beginne zu stammeln. »Aber ... aber Sie sagten gerade, das alles gepasst hat ... dieser Bericht ...«

»Sicher, es hat alles gepasst. Nur der Bursche nicht, der Ihnen den Artikel gegeben hat.«

Ich schüttle den Kopf. Mir fehlen die Worte. Ich weiß nicht, was ich denken soll.

»Wie hat der Mann denn ausgesehen?«

»Er war kleiner als Sie«, antworte ich. »Schlank. Langer Mantel. Schwarzes, nach hinten gekämmtes Haar.«

»Sieht dieser Mann ihm ähnlich?«

Schenk beugt sich vor und gibt mir ein kleines Schwarzweißfoto.

»Das ist er«, sage ich. »Das ist der Mann, den ich getroffen habe. Lenny Reardon. Ich verstehe das nicht.«

Schenk blickt mich an. »Ich auch nicht.«

Einen Augenblick sitzen wir schweigend da.

»Du lieber Himmel, Murray, was erzählen Sie mir da? Dass ich einen Geist gesehen habe?«

Er zuckt die Schultern. »Was das betrifft, ist Ihre Vermutung wohl genauso gut wie meine. Wenn nicht sogar besser.«

»Aber wird das einen Unterschied machen? Für meinen Vater?«

Murray zieht die Mundwinkel herunter und neigt den Kopf leicht zur Seite. »Ich wüsste nicht, warum. Obwohl ich keine Notwendigkeit sehe, allen davon zu erzählen. Die Informationen, die Sie von diesem Kerl bekommen haben, wer immer er gewesen ist, waren richtig. Nur darauf kommt es an. Es gibt keinen Grund zu

der Annahme, dass Sie irgendwas davon auf illegale Weise erworben haben, den Zeitungsartikel eingeschlossen.«

Wieder macht er eine Pause und sieht mir dabei in die Augen.

»So ist es doch, oder?«

»Stimmt«, entgegne ich, »so ist es.«

»In diesem Fall ist dann wohl alles in Ordnung.« Er steht auf »Vergessen Sie, dass dieses Gespräch jemals stattgefunden hat. Niemand sonst wird Sie über diese Sache befragen.«

Ich gehe mit ihm zur Tür, wo ich ihn umarme und ihm einen Kuss auf die Wange gebe. Er sagt, dass er morgen vorbeikommen werde, um meine Mutter zu besuchen. Sie brauchte auch nichts von dieser Sache zu wissen. Dann geht er, und ich verriegle hinter ihm die Tür.

Bis auf Geräusche des Straßenverkehrs in der Ferne ist alles still. Ich schaue bei meiner Mutter herein. Sie atmet tief und gleichmäßig. Der Schlaf der Gerechten, mit ein wenig Hilfe aus der Apotheke. Trotz allem, was ich gerade erlebt habe, oder vielleicht deswegen, fühle ich mich mit einem Mal erschöpft. Ich gehe zum Bad, öffne die Tür und ziehe an der Kordel, mit der das helle und wenig schmeichelhafte Deckenlicht eingeschaltet wird.

Ich schreie auf.

Im Spiegel sehe ich hinter mir jemanden in der Ecke neben der Duschkabine stehen.

Ich will davonlaufen, doch es geht nicht. Ich kann mich nicht bewegen. Ich bin vor Angst gelähmt. Ich spüre die Haare in meinem Nacken, steil aufgerichtet und steif wie Borsten.

Melanie Hagan lehnt lässig an der Wand. Sie lächelt und sieht mir neugierig in die Augen. Ich weiß gar nicht, wieso ich sie erkenne. Obwohl ich in meiner Kindheit eine Zeit lang besessen von ihr war, sind wir uns nie begegnet.

Bis jetzt.

Seit ihrem Todestag hat sie sich nicht verändert.

Ich sehe im Spiegel, wie ihre Lippen sich bewegen. Als ich ihre Stimme höre, scheint sie näher zu sein als ihr Körper, wie ein Flüstern in meinem Ohr. »Erinnere dich an mich«, sagt sie.

Irgendwie durchbreche ich den Bann.

Ich drehe mich um.

Da ist niemand. Ich bin allein.

Ich sehe wieder in den Spiegel.

Ihr Bild ist verschwunden.

Ich versuche mir einzureden, dass ich es mir nur eingebildet habe. Aber ich weiß, dass es nicht so ist.

Sie war da.

Das Licht geht aus und taucht mich abrupt in völlige Dunkelheit. Plötzlich wird mir kalt bis ins Mark, und ich habe das Gefühl, dass ich hilflos durch den Raum falle.

Ich schreie auf. Ich schreie und schreie ...

61

Ein Licht flammt auf. Wo, weiß ich nicht genau. Ich kann eine Tür sehen. Meine Tür. Sie öffnet sich. Meine Mutter kommt herein. Ich weiß, dass es meine Mutter ist, obwohl ich nur ihren Umriss sehe.

Und ich weiß, dass es mein Zimmer ist. Aus irgendeinem Grund bin ich wieder in Saracen Springs.

Meine Mutter kniet sich neben mein Bett und legt die Arme um mich, so wie sie es getan hat, als ich ein kleines Mädchen war.

»Es ist alles wieder gut. Du hast schlecht geträumt.«

Ich will erwidern: »Nein, es war kein Traum ...«, doch Mutter hat eine Lampe eingeschaltet. Ich sehe mich selbst im Wandspiegel. Und ich sehe meine Mutter.

»Mom, ich habe versucht, eine Möglichkeit zu finden, Daddy zu helfen ...«

»Du hattest einen Traum, mein Schatz ...«

»Nein, ich ...«

Wieder schaue ich in den Spiegel. Ich bin zehn Jahre alt. Und meine Mutter ist genau so, wie sie immer war: jung und schön, nicht mehr die erschöpfte alte Frau, die ich gerade in ihrem Zimmer zurückgelassen habe.

Aber das war kein Traum. Es war noch etwas anderes. Ich weiß es. Ich war mir nie im Leben sicherer als jetzt. Ich muss sie überzeugen. Ich muss ihr verständlich machen, was gerade passiert ist.

»Mom, wir müssen Mr. Schenk anrufen!«

»Pssst. Versuch zu schlafen.«

»Er muss nach Deutschland fahren. Da gibt es einen Polizisten ...«

»Schatz, hör auf damit, bitte ...«

»Du musst mir glauben! Du *musst*, Mommy!«

»Schon gut. Wir reden morgen Früh darüber.«

»Nein! Jetzt! Da ist ein Mann in Chicago, der Daddy retten kann. Aber er wird bald sterben. Er heißt Lenny Reardon. Wir müssen ihn finden ...«

62

Tom hatte nicht damit gerechnet, dass Clare ihn an diesem Morgen besuchen würde. Seit der Zeit, da er vom Gefängniskrankenhaus ins Bezirksgefängnis verlegt worden war, nachdem das Gericht eine Entlassung auf Kaution abgelehnt hatte, hatte er den Eindruck, dass er eher wie ein Mann behandelt wurde, dessen Schuld bereits erwiesen war und nicht wie jemand, der auf seinen Prozess wartet. Die Besuche waren eingeschränkt, und er musste die Stunden, die ihm zur Verfügung standen, sowohl für seinen Anwalt als auch für seine Frau verwenden. Julia, die ihn im Krankenhaus besucht hatte, wurde auf sein Drängen hin nicht gestattet, ihn im Gefängnis zu sehen. Sie hatten bereits arrangiert, dass Julia von Clares Eltern auf eine sehr lange Reise mitgenommen wurde, sobald der Prozess begann, um sie vor dem riesen Presserummel und all dem Aufsehen zu bewahren, die der Fall mit Sicherheit erregen würde.

Er folgte dem Wärter zu dem Raum, wo er mit seinen Besuchern durch eine Trennwand aus kugelsicherem Glas sprechen konnte, wobei ihre Stimmen durch ein keineswegs perfektes Lautsprechersystem verzerrt wurden. Als Erstes bemerkte er, dass auf der anderen Seite der Trennwand sowohl Clare als auch sein Anwalt waren. Und zum ersten Mal lag die Andeutung eines Lächelns auf seinem Gesicht.

Aber es waren Clares Augen, die ihm verrieten, dass etwas geschehen war. Etwas, wofür sie gebetet hatten. Ein Wunder.

»Liebling«, sagte sie, während sie eine Hand gegen das Glas drückte, wie um sich der Trennung zu widersetzen, die man ihnen auferlegte, »es kann noch eine Weile dauern, aber wir werden dich

hier rausholen. Wir haben einen Mann in Chicago gefunden, und Murray Schenk ist in Hamburg gewesen. Es gibt eine DNA-Übereinstimmung zwischen einem alten Verbrechen und Brendan Hunt ...«

»Langsam, langsam«, sagte Tom und versuchte, sie zu bremsen.
»Was soll das mit Chicago? Und Hamburg?«

»Es ist zu kompliziert, das jetzt zu erklären ...«

Der Anwalt schaltete sich ein. »Tom, man lässt die Anklagen gegen Sie fallen. Es gibt noch einige Papierkram, aber sobald das erledigt ist, werden Sie entlassen.«

»Es stimmt, Liebling«, sagte Clare, und Freudentränen liefen ihr über die Wangen. »Du kommst nach Hause.«

Tom starrte sie benommen an und war überzeugt, dass es ein Versehen sein musste.

Oder ein Trick.

Aber das hier war Clare. Wie konnte es ein Trick sein?

»Du kommst nach Hause«, wiederholte sie.

Danksagungen

Allen, die sich für das Thema interessieren, das in diesem Roman behandelt wird, empfehle ich Tom Shroders *Old Souls: The Scientific Evidence for Past Lives*, erschienen 1999 bei Simon & Schuster. Darin untersucht der Autor ausführlich das Werk von Dr. Ian Stevenson, dessen Internetseite (www.childpastlives.org/stevenson.htm) ebenfalls einen Besuch wert ist.

Besonderen Dank schulde ich meiner Lektorin Suzanne Baboneau und meinem Agenten Irv Schwartz. Außerdem danke ich meinem alten Freund Barry Hanson für seine hilfreichen Kommentare zu mehreren Schlüsselstellen dieser Geschichte. Mein Dank geht auch an Ian, Gabriel und Sabrina Chapman für ihre Anmerkungen zu einer ersten Fassung, die ich irrigerweise für abgeschlossen hielt.